Die wissenschaftliche Ueberzeugung, ihre Stufen und Schranken,

mit besonderer Bezugnahme auf

H. Helmholtz,

von

W. Oehlmann.

Köthen, 1875.

Paul Schettler's Verlag.

Vorwort.

Nach der scharfsinnigen Charakterisirung der Wissenschafts-klassen durch unseren großen Physiker und Physiologen H. Helmholtz fühlen wir uns in unseren wissenschaftlichen Ueberzeugungen nur dann sicher, wenn wir sie durch Experimente mit dem erwarteten Erfolge unter willkürlich veränderten Bedingungen zu jeder Zeit zu bestätigen vermögen; hingegen gewähre uns bloße Beobachtung (worauf die s. g. beschreibenden Naturwissenschaften beruhen) kaum je dieselbe Sicherheit der Kenntniß, trotz noch so häufiger Wiederholung unter vielfach veränderten Umständen; die Sonderung des Wichtigen vom Unwichtigen in solchen Beschreibungen, welche ihren wesentlichen Inhalt bilde, hänge zu sehr von deren Urhebern, ihrer mehr oder minder lebendigen Auffassung ab. Was endlich die s. g. Geisteswissenschaften anlangt, so stellt H. Helmholtz dieselben ihrer Zuverlässigkeit nach noch tiefer als die beschreibenden Naturwissenschaften, weil sie es überwiegend mit Urtheilen nach psychologischem Taktgefühl zu thun hätten, ihre Resultate überdies sich nicht direkt mit der Wirklichkeit vergleichen und so etwa darin gemachte Fehler sich erkennen ließen, möchte auch nicht zu leugnen sein, daß diese Wissenschaften sich ganz direkt mit den theuersten Interessen des menschlichen Geistes, seinen Trieben und Thätigkeiten und mit den durch ihn in die Welt eingeführten Ordnungen befaßten, die Naturwissenschaften dagegen nur mit äußerem, gleichgültigem Stoff, der vielleicht kein unmittelbares Interesse für die Bildung des Geistes zu haben scheinen könnte. Es bedarf nur geringen Nachdenkens, um sich davon zu überzeugen, daß diese Präzisirung der wissenschaftlichen Ueberzeugung und die bessere Beachtung der Triebe und Thätigkeiten des menschlichen Geistes, aus denen die Wissenschaften hervorgehen, nicht blos auf die ganz verschieden zu gestaltende Behandlung der drei nach einer solchen Präzisirung anzunehmenden Wissenschaftsklassen, sondern auch auf die Werthschätzung wissenschaftlicher Resultate, ja selbst auf den

Inhalt einzelner Wissenschaften vom tiefgehendsten Einflusse sein müsse. Es wird dadurch, zumal in Verbindung mit den Aeußerungen dieses genialen Gelehrten über die sehr subjective Natur alles menschlichen Wissens, zweifellos nahezu eine völlige Umwälzung im ganzen Reiche der Wissenschaften herbeigeführt werden. Vor Allem wird die Eintheilung der Wissenschaften blos in induktive und deduktive mit ihren schon von anderen Seiten bemerkten Unklarheiten, welche unter uns in Folge des Einflusses von Stuart Mill noch sehr grassirt, mit einem Schlage beseitigt. Auch wird ein so tiefgehender Unterschied zwischen den charakterisirten drei Wissenschaftsklassen anzunehmen sein, daß von einer Anwendung der (genau genommen ohnehin gar nicht existirenden) Methode der Induction auf die „Geisteswissenschaften" nicht mehr die Rede sein kann. Speziell für die letzteren wird überhaupt eine sehr gründliche Umwandlung in ihrer Auffassung und Behandlung zu erfolgen haben. Auch der Inhalt einzelner Wissenschaften wird manchen tiefgehenden Veränderungen zu unterwerfen sein. Besonders wird dies für die Logik, die Volkswirthschaftslehre, die Staatslehre und Morallehre einzutreten haben. Die ganze derzeitige Logik wird in ihrer Anwendung auf die beschreibenden Naturwissenschaften einzuschränken sein; auf die „Geisteswissenschaften" wird ihr Inhalt sich immer nur im bildlichen, im uneigentlichen Sinne anwenden lassen, und für die experimentellen Naturwissenschaften wird die Theorie des Experiments erst noch festzustellen sein. In der Volkswirthschaftslehre wird in Folge ihrer Natur als „Geisteswissenschaft" das Hauptgewicht auf die bisher so gut wie gar nicht beachteten, einem Geschäftsmanne erforderlichen Eigenschaften zu legen, hingegen ihr ganzer bisheriger übriger Inhalt als Volkswirthschaftspolitik zu behandeln sein. Es wird sich dadurch jede Organisation der Arbeit als Utopie herausstellen ꝛc. In der Staatslehre wird sich der Zweck des Staats mit Leichtigkeit und frei ebenso von jeder Ueberschwenglichkeit wie von jeder juristischen Haarspalterei feststellen lassen, und werden sich in Folge dessen auch anderweite neue Gesichtspunkte für diese Lehre herausstellen; insbesondere wird von einer Aufrechterhaltung der bisher angenommenen Unterschiede der Staatsformen nicht mehr die Rede sein können. Für die Religions- und Moral-Lehre werden (grade

umgekehrt wie es bisher versucht zu werden pflegte) aus der Unvollkommenheit des menschlichen Wissens die stärksten Waffen wider zelotische religiöse Ueberhebungen sich schmieden lassen. Aehnliche tiefgehende Umänderungen werden sich auch für andere „Geisteswissenschaften" ergeben, besonders für die Pädagogik, Rechtslehre und Historik.

In der nachstehenden Schrift ist das hier Angedeutete näher auszuführen versucht worden. In den Vorbemerkungen zu ihrem speziellen Theile sind die Gründe angegeben, weshalb nur die aus dem Inhaltsverzeichniß zu ersehenden Wissenschaften hierbei in Betracht gezogen wurden.

Für diejenigen, welche des Verfassers Erkenntnißlehre als Naturwissenschaft s. Z. ihr Interesse zuwendeten, gestattet sich derselbe noch die Bemerkung, daß im Verhältniß zu dieser früheren Schrift die gegenwärtige eine Weiterentwicklung und eine Ergänzung enthält: eine Weiterentwicklung durch strenge Unterscheidung und Auseinanderhaltung der drei Wissenschaftsklassen, und durch Betonung der für jede derselben erforderlichen verschiedenen Behandlung, sowie des in jeder nur erreichbaren Zuverlässigkeitsgrades; eine Ergänzung dadurch, daß jene frühere Schrift wesentlich sich auf die Untersuchung der Elemente von Verstand und Vernunft und die Verbindungen dieser Elemente beschränkte, die gegenwärtige hingegen wesentlich die Produkte der letzteren behandelt.

Im Ganzen dürfte bei der von H. Helmholtz so scharf und sicher festgestellten Charakterisirung der Wissenschaftsklassen in gegenwärtiger Arbeit nur etwas so Naheliegendes, ja eigentlich schon in jener Charakterisirung Enthaltenes geliefert worden sein, daß es selbst noch unvollständiger und unzulänglicher hätte ausgeführt sein können, als es in ihr geschehen sein mag, ohne an seiner Triftigkeit und Billigung in weitesten Kreisen einzubüßen. Im Gegentheil dürfte eine unvollständige bezügliche Darstellung nur um so mehr zu einer eingehenderen Durchführung der einschlägigen Grundsätze in den betreffenden Wissenschaften veranlassen.

Dessau, den 20. September 1874.

W. D.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Das Wissen und die Wissenschaften.

Besonderer Theil.

Die Wissens- und Wissenschafts-Prinzipien in ihrer Anwendung auf einzelne Wissenschaften.

Anmerkungen.

Allgemeiner Theil.

Das Wissen und die Wissenschaften.

I. Das Wissen.

Von jeher ist der Erlangung untrüglicher Gewißheit, der Erlangung eines ganz zuverlässigen Wissens oder mindestens eines Weges dazu die größte Wichtigkeit beigelegt worden. Meist wurde dieses Verlangen durch religiöse Motive veranlaßt, um die übermenschlichen Mächte, denen die menschlichen Geschicke beigemessen wurden, sich geneigt zu erhalten. Gewöhnlich pflegte man in Folge solcher Sorgen anzunehmen, daß bestimmte Personen die Eigenschaft besäßen, jene Gewißheit durch ihre näheren Beziehungen zu den übermenschlichen Mächten in hervorragender Weise zu besitzen. Oft auch begnügte man sich, anzunehmen, daß in Aussprüchen von Propheten u. dergl. eine Quelle solcher untrüglichen Gewißheit hinterlassen sei und daß man nur nöthig habe, diese Aussprüche richtig zu deuten. Das rein wissenschaftliche Interesse hängt mit diesen Bestrebungen und Ansichten nicht zusammen. Es beginnt erst mit der Frage, ob wir die durch die Sinne empfangenen Eindrücke für gewiß halten dürfen. Die nächste Ansicht hierüber wird dahin gehen, diese Frage entschieden zu bejahen. Indessen haben sich hiergegen bald dadurch Zweifel erhoben, daß man Erfahrungen machte, es könnten auch die Sinne täuschen. Man bemerkte z. B., daß ein Gegenstand, der uns vorher süß vorkam, uns später sauer schmeckte, wenn wir zuvor noch Süßeres genossen hatten, oder daß unserem Auge ein rother Gegenstand blaß-

gelblich erschien, wenn es vorher durch den Anblick von Purpurroth ermüdet war, oder daß dem einen Finger der nämlichen Hand, welcher durch längeren Schutz gegen Betastungen sehr zart geworden war, ein Gegenstand rauh vorkam, der den anderen Fingern sammtglatt zu sein schien ꝛc. Man generalisirte nun dergleichen Erfahrungen dahin, daß man theils meinte, es sei für uns überhaupt keine sichere Erkenntniß möglich, theils, besonders in neuerer Zeit, dahin, daß man annahm, die Gegenstände unserer Erfahrungen seien stets nur Eindrücke, Empfindungen unserer Sinnesorgane, und die Prädikate Süßigkeit, Farbe, Rauhigkeit ꝛc. könnten nicht Prädikate von realen Existenzen sein, sondern kämen nur den Vorstellungsbildern innerhalb eines wahrnehmenden Subjekts zu [1]); die sinnliche Wahrnehmung ertheile uns keinen Aufschluß darüber, ob ihrem innegewordenen Veränderungs-Zustande ein äußeres Objektives, wirklich ein Reales da draußen, entspreche. Jedenfalls könnten die verschiedenen von uns bemerkten Qualitäten nicht das unbekannte Eine, das Ding an sich sein, das ihren gemeinsamen Träger bilde [2]).

Hierzu dürfte zu bemerken sein:

1) Es wäre als Hypersubjektivismus zu bezeichnen, schon jener Erfahrungen wegen soweit zu gehen, um dadurch die Nichtexistenz der Welt „da draußen“ als zweifellos erwiesen und speziell die „Stoffe“ als verschwunden anzusehen, weil sie aufhören könnten, Empfindungs-Erscheinungen unserer Sinne zu sein [3]). Abgesehen davon, daß dies zu der Seltsamkeit führte, es hätte jeder einzelne Mensch nur sich als existent, die übrigen aber als bloßen Schein anzusehen, so spricht hiergegen schon die erfahrungsmäßige ungeheure Verschiedenheit der Menschen und ihrer Wahrnehmungen: wären die „Stoffe“ wirklich so schemenhafter Art, so wäre die große Umgestaltung, welche die Menschen lediglich in Folge ihrer verschiedeuen äußeren Umgebung erleiden, und dann eine solche Verschiedenheit der Wahrnehmungen wie die zwischen denen eines Grönländers und eines Bewohners von Tropengegenden, oder eines rohen Naturmenschen und eines Hochcivilisirten schwer begreiflich. Noch mehr aber spricht für die Existenz der Stoffe, daß trotz dieser Verschiedenheit in deren Auffassung durch die Menschen, diese letzteren dennoch, wenn sie nur genau genug beobachten, recht wohl zu übereinstimmenden Meinungen über Auffassung von vielen dergleichen Stoffen gelangen, also die Verschiedenheit in

deren Auffassung auf Rechnung ungenauer Beobachtungen sich setzen, nicht aber die Nichtexistenz der Stoffe sich aus solcher Verschiedenheit von Auffassungen herleiten läßt.

2) Ebensowenig wie die Nichtexistenz der Welt da draußen dürfte die Meinung, daß wir sie nicht wahrzunehmen vermöchten, durch die Erfahrungen über unsere wechselnden Empfindungen, welche wir von unverändert gebliebenen Gegenständen empfangen, als zweifellos erwiesen sich ansehen lassen; denn einestheils ist diese Annahme zunächst doch nur eine bloße Schlußfolgerung, eine Vermuthung abstrahirt aus vielen bezüglichen Erfahrungen; wir vermögen aber nicht zu bestimmen, ob es auch für alle dergleichen Erfahrungen als zutreffend anzusehen sei; anderntheils stehen diesen Erfahrungen andere nicht minder sichere entgegen, daß trotz alles Wechsels in der Beobachtung, trotz aller dabei angebrachten Chikanen, gewisse Gegenstände sich für unsere Wahrnehmungen so sehr als unveränderlich bewähren, daß wir „unser Handeln mit Voraussicht eines sicheren Erfolgs darauf zu gründen im Stande sind“. Es dürfte aus dieser Verschiedenheit in den Erfahrungen daher nur abzuleiten sein, daß vor Allem die Natur unseres Wahrnehmens eine recht sorgsame Untersuchung erheische, um dadurch vielleicht näher festzustellen, weshalb denn in einzelnen Fällen unsere durch die Gegenstände erregten Empfindungen wechseln, obgleich die Gegenstände unverändert blieben, in anderen Fällen aber gerade das Umgekehrte trotz Veränderung der Beobachtungen stattfinde. Und dergleichen Untersuchungen haben bekanntlich dazu geführt, Meßinstrumente für Luftdruck, Wärme, Licht ꝛc. zu erfinden, also unsere Wahrnehmung der „Gegenstände“ von unseren subjektiven Empfindungen unabhängig zu machen und so unseren Vorstellungsbildern wenigstens in einem gewissen Grade ihren trügerischen Schein abzustreifen.

3) Auch die Berufung auf die Eigenschaft unserer Anschauungen und Vorstellungen als Wirkungen auf unser Nervensystem und unser Bewußtsein, hervorgebracht durch die angeschauten und vorgestellten Gegenstände und „daß jede Wirkung ihrer Natur nach ganz nothwendig sowohl von der Natur des Wirkenden als von der Desjenigen, auf welches gewirkt werde, abhänge, mithin eine Vorstellung verlangen, welche die Natur des Vorgestellten unverändert wiedergebe, also im absoluten Sinne wahr wäre, heißen würde, eine Wirkung verlangen,

welche vollkommen unabhängig wäre von der Natur desjenigen Objekts, auf welches eingewirkt wird" [4]) — auch eine solche Berufung dürfte für die Unmöglichkeit einer „absolut wahren" Wahrnehmung der Objekte durch uns wohl nicht als ausreichender Beweis anzusehen sein; denn die Annahme von der stets ungenauen Einwirkung des Wirkenden auf das Gewirkte ist doch nur eine für allgemein zutreffend erklärte Reflexion, eine Schlußfolgerung geschöpft aus der allmälig durch Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, daß zwischen kennen gelernten „Ursachen" und kennen gelernten Dingen, auf welche diese Ursachen „wirkten", immer die Kluft einer Verschiedenheit bestehe, welche die ganz genaue Abspiegelung des Wirkenden in dem Gegenstande, auf den gewirkt wurde, verhindere, und daß es sich folglich vermuthlich auch so ähnlich zwischen der Welt „da draußen" und ihrer Abspiegelung im Menschenkopfe verhalten werde. Es läßt sich jedoch in keiner Weise vermöge einer solchen bloßen Schlußfolgerung als unbedingt sicher garantiren, daß das Verhältniß zwischen der Welt und unserem Kopfe grade nur so aufgefaßt werden dürfe, und daß somit alle unsere Vorstellungen ungenau sein müßten. Man könnte vielmehr eben so gut umgekehrt mit Goethe der Meinung sein, der Mensch sei der genaueste physikalische Apparat, und eine stets inkorrekte Abspiegelung der Welt in ihm sei bis dahin abzulehnen, daß sie als stetige Erfahrung direkt durch Experimente nachgewiesen sei.

Müssen wir hiernach annehmen, daß der über allen Zweifel sichere Beweis sich bisher nicht habe führen lassen, es existire die Welt „da draußen" überhaupt nicht, oder sie lasse sich durchaus gar nicht unabhängig von unseren wechselnden subjektiven Empfindungen wahrnehmen, oder es fände wenigstens stets eine ungenaue Abspiegelung derselben in unserem Kopfe statt, so werden wir freilich auch nicht den gegentheiligen Beweis bisher als erbracht ansehen können, daß eine ganz genaue, so zu sagen noch über daguerrotypische Treue hinausgehende Abspiegelung der Welt in uns, also eine absolut wahre Wahrnehmung derselben durch uns stattfinde oder wenigstens möglich sei. Die vorher angeführte goethesche Meinung von der Genauigkeit des Menschen als physikalischen Apparats ist eben auch nur eine aus Erfahrungen abstrahirte, deren Generalisirung nur auf einer Schlußfolgerung beruht. Die Erfahrung lehrt leider, daß trotz eines solchen guten Apparats unsere Erkenntniß, wie Goethe selbst zugesteht, die

Natur nicht durch und durch erklären kann und bei Schranken anlangt, ja daß auch das Erkannte später vielfach anders als früher aufgefaßt worden ist. Es werden überdies die üblen Erfahrungen, daß jedesmal auf Perioden voll stärksten Skepticismus andere dergleichen voll des Unkrauts wildester, wüstester Phantastereien folgten, nicht eben dazu beitragen uns zu bestimmen, mit Goethe an dem Vertrauen auf unsere Sinne deshalb unbedingt festzuhalten, weil „die Sinne uns nichts Falsches schauen ließen, so lange unser Verstand wach bleibe". Denn die „Sinne" haben danach leider auch nur zu oft gesehen, gehört ꝛc., was der „Phantasie" beliebte. Aber mag auch auf die antike Skepsis der Neuplatonismus und die Scholastik des Mittelalters mit ihrem für ewig wahr erklärten Subtilitätenkram und ihren dogmatischen Hirngespinnsten, auf den Kant'schen Skepticismus die häßliche Schelling'sche intuitive Anschauung und die wüste moderne Romantik, ja auf den heutigen naturwissenschaftlichen Skepticismus schon wieder die von Hartmann'sche „Allweisheit des Unbewußten mit ihrer nach festvorgezeichnetem Plane zu heilsamem Ziele providentiell geleiteten Entwicklung des Weltganzen" und „die mystischen Erscheinungen in der Natur" sowie der Taumel des Spiritismus auf dem Fuße gefolgt sein, immer würden wir festzuhalten haben, daß solche blos üblen Folgen noch keinen sicheren Beweis von der Unwahrheit einer Annahme über gemachte Sinnesempfindungen abzugeben vermögen. Indeß selbst dann, wenn alle unsere Erfahrungen über Wahrnehmung der Gegenstände sammt und sonders sich gleich blieben, möchten wir auch bei Anstellung unserer Beobachtungen die Umstände noch so sehr verändert haben, würden wir immer noch zu dem Zweifel gedrängt werden, ob denn unsere, die menschliche Erkenntniß, nicht blos für uns, sondern auch überhaupt, auch „an sich" maßgebend sei. Ohnehin aber läßt sich, wie schon bemerkt, beobachten, daß für unsere Erkenntniß Schranken bestehen, und zwei derselben lassen sich nach Dubois-Reymond nicht durchbrechen, nämlich einerseits unsere Unfähigkeit, Kraft und Stoff überhaupt und anderseits diejenige, das Entstehen geistiger Vorgänge aus materiellen Bedingungen zu erklären [5]). Wenn wir diese Undurchbrechbarkeit mit dem großen Physiologen nun auch nicht mit apodiktischer Gewißheit als für immer bestehend annehmen und deshalb nicht schon jetzt für immer mit ihm ignorabimus! ausrufen können, weil ja diese beiden Grenzen nur thatsächlich be-

stehende sind, und der Beweis dafür, daß sie für immer bestehen bleiben müssen, sich nicht führen lassen möchte, so wird Dubois-Reymond doch thatsächlich vermuthlich Recht behalten; denn was thatsächlich allen noch so scharfsinnigen Köpfen bisher nicht hat gelingen wollen, das hat gewiß die größte Wahrscheinlichkeit für sich, es sei Schranke der menschlichen Erkenntnißkraft überhaupt.

Mögen wir deshalb auch immerhin der nur auf einer Schlußfolgerung beruhenden Beweisführung von Helmholtz über die stets ungenaue Abspiegelnng der Welt da draußen in unserem Kopfe in Folge der angeblich stets bestehenden Verschiedenheit zwischen einem Wirkenden und dem Objekte, auf welches es wirkt, unsere Zustimmung versagen, im Resultate werden wir doch nach den so eben gemachten Erwägungen diesem großen Forscher im Allgemeinen beizupflichten haben, wenn er in der oben angeführten Stelle weiter fortfährt: „Unsere Vorstellungen können gar nichts Anderes sein als Symbole, natürlich gegebene Zeichen für die Dinge, welche wir zur Regelung unserer Bewegungen und Handlungen benutzen lernen. Wenn wir jene Symbole richtig zu lesen gelernt haben, so sind wir im Stande, mit ihrer Hülfe unsere Handlungen so einzurichten, daß dieselben den gewünschten Erfolg haben, d. h. daß die erwarteten neuen Sinnesempfindungen eintreten. Eine andere Vergleichung zwischen den Vorstellungen und den Dingen giebt es nicht nur in Wirklichkeit nicht — darüber sind alle Schulen einig — sondern eine andere Art der Vergleichung ist gar nicht denkbar und hat gar keinen Sinn. Dies letztere ist der Punkt, auf den es ankommt und den man einsehen muß, um aus dem Labyrinthe widerstreitender Meinungen herauszukommen. Zu fragen, ob die Vorstellung, welche ich von einem Tische, seiner Gestalt, Festigkeit, Farbe, Schwere ꝛc. habe, an und für sich abgesehen von dem praktischen Gebrauche, den ich von dieser Vorstellung machen kann, wahr sei und mit dem wirklichen Dinge übereinstimme, oder ob sie falsch sei und auf einer Täuschung beruhe, hat gerade so viel Sinn als zu fragen, ob ein gewisser Ton roth, gelb oder blau sei. Vorstellungen und Vorgestelltes sind offenbar zwei ganz verschiedenen Welten angehörig," (welche keine Vergleichung mit einander zulassen).

Nur dürften wir:

1) Statt der Worte: „unsere Vorstellungen können gar nichts

anderes sein als Symbole" — vielmehr zu sagen haben: mögen wir immerhin nach dem derzeitigen Stande unserer Erkenntniß unsere Vorstellungen als bloße Symbole (der Dinge) für uns auffassen ꝛc.; denn wir vermögen nicht auszumachen, ob unsere Erkenntniß sich nicht dereinst noch ändert; und selbst wenn dies dereinst nicht mehr der Fall sein sollte, ob sie dann je als Erkenntniß nicht blos für uns, sondern auch als Erkenntniß überhaupt aufzufassen sei. Wir können den Satz daher auch so ausdrücken: Es bleibt uns unbenommen, unsere Vorstellungen von den Dingen als bloße Symbole derselben aufzufassen, vorausgesetzt nur, daß wir in der Praxis uns hüten, sie als solche Schemen anzusehen, sondern uns nach unseren Erfahrungen über sie richten, um nicht über sie zu stolpern, also um unser Handeln erfolgreich zu machen; ebenso freilich bleibt es auch umgekehrt uns unbenommen, unsere Wahrnehmungen als reale Existenzen aufzufassen, wiederum mit der entsprechenden dem Obigen entgegengesetzten Einschränkung, daß wir uns vor Sinnestäuschungen gehörig präkaviren, um die erwarteten Erfolge nicht ausbleiben zu sehen. Kurz, bei der Frage, ob unsere Wahrnehmungen bloße Vorstellungsbilder von uns oder ein Mehreres als das seien, kommen wir zur Zeit bis auf Weiteres zwar theoretisch über das Stadium des judicium non liquet! (oder nondum liquet) noch nicht hinaus; praktisch aber besitzen wir die Möglichkeit in einem entwicklungsfähigen Grade, daß wir erwartete Erfolge oft mit großer Zuverlässigkeit zu erreichen vermögen. Und hieran hätten wir uns daher bis auf Weiteres genügen zu lassen, hingegen Alles abzulehnen, was sich für sicher ausgiebt, obgleich es jenseits jener Grenze liegt.

2) Dürften wir aus den eben angegebenen Erwägungen statt der Worte: „natürlich gegebene Zeichen" wohl zu sagen haben: von unseren Geisteskräften geschaffene Zeichen; denn welche Natur kann gemeint sein als die unsrige, die des menschlichen Geistes? Ob die Natur anderer Wesen andere Zeichen verlange, ist uns eben unbekannt nnd wird und kann es auch wohl ohne Nachtheil bleiben.

3) Dürften wir wohl statt des Ausdrucks: richtig lesen lernen, blos zu sagen haben: „wenn wir jene Symbole lesen gelernt haben, so sind wir im Stande" ꝛc.; denn nach H.'s eigener Ansicht lernen wir ja die Dinge niemals im absoluten Sinne richtig, sondern nur für unsere praktischen Zwecke genügend kennen. (Helmholtz

scheint übrigens dieser Ansicht jetzt selbst zuzustimmen; denn Heft 2. S. 88 seiner populären Vorträge spricht er nicht mehr vom Richtiglesenlernen, sondern nur noch vom Lesenlernen der Symbole.)

4) Dürfte es uns wohl nur deshalb nicht gestattet sein, die Vergleichung zwischen unserer Vorstellung von einem Tische und dem wirklichen Dinge da draußen, Tisch genannt, vorzunehmen, weil nach unseren bisherigen Erfahrungen sich darüber nichts ausmachen läßt, und dieses Verhältniß höchst wahrscheinlich sich niemals ändern wird. Erst dann wäre eine solche Vergleichung entweder erlaubt, wenn die absolut wahre Abspiegelung der Dinge da draußen in unserem Kopfe sicher erwiesen wäre, was nur durch direkte Erfahrung (und nicht durch bloße Schlußfolgerungen aus anderen Erfahrungen) möglich sein möchte; oder jene Vergleichung wäre ganz unerlaubt, wenn sie durch eben dergleichen direkte Erfahrungen über Undurchbrechbarkeit von Schranken unserer Erkenntniß als ganz unthunlich nachgewiesen wäre. Wir dürfen daher auch wohl nicht sagen: „Vorstellung und Vorgestelltes sind offenbar zweien ganz verschiedenen Welten angehörig“, sondern nur: Vorstellung und Vorgestelltes sind nach unseren bisherigen Erfahrungen durch für uns unübersteigbare Schranken so sehr getrennt, daß sie wohl möglich zweien verschiedenen Welten angehören, und sie dürften dies hiernach wahrscheinlich auch immer bleiben. Und aus den nämlichen Erwägungen dürften wir wohl auch nicht zu sagen haben: die fragliche Vergleichung sei gar nicht denkbar, sondern nur: sie sei allen unseren bisherigen Erfahrungen nach und daher vermuthlich auch in Zukunft nicht für uns denkbar.

Abzulehnen hätten wir hiernach:

1) vor Allem das wegwerfende Urtheil Kants über die Erfahrung, wenn er meint, diese lehre uns nur, wie die Dinge seien, aber nicht, daß sie nothwendigerweise so und nicht anders sein müßten (also nicht wie sie zu sein hätten); denn wodurch erfährt man denn den Unterschied zwischen Unvollkommenem und demjenigen, wie etwas zu sein hat, ja ob ein vermeintlich Besseres und Seinsollendes sich überhaupt verwirklichen lasse anders als durch Versuche, also durch Erfahrung? Kant hätte daher nur die einzelne Erfahrung als nicht maßgebend bezeichnen sollen. Er nennt überdies ganz beobachtungswidrig schon die bloße Reflexion Verstand, gleichsam als ob die Erfahrung der

reine Unverstand wäre, und sich nicht vielmehr aller echte Verstand aus Beobachtung und Reflexion zusammensetzte. Es ist erklärlich, daß in Folge dieser Kant'schen Ueberschätzung der bloßen Reflexion und des großen Einflusses seiner Ansichten das deutsche Denken seitdem von des Gedankens Bläße häßlich angekränkelt worden ist [6]).

2) Ebenso wäre jede nicht durch Erfahrung controlirbare, jede nicht „verifizirbare" Meinung zurückzuweisen, wenn sie sich für etwas Sicheres und Besseres ausgiebt als für eine Hypothese.

3) Abzulehnen wäre, jedenfalls bis auf Weiteres, jede Untersuchung über das Was des „Bewußtseins", das Was unserer Psyche, da dies nicht nur allen bisherigen Erfahrungen nach über das Maß unserer Kräfte hinausgeht, sondern auch unsere Forschung über das Wie unserer Psyche, mit der wir ohnehin noch recht nöthig haben uns zu beschäftigen, nur unnöthig dadurch erschwert werden dürfte.

4) Noch mehr endlich hätten wir jene Absicht abzulehnen, welche meint, die eigentliche Welt (das eigentliche Reale) sei diejenige, welche jenseits der von uns erkennbaren vermeintlich oder vermuthlich liege. Eine solche Ansicht schließt eine noch größere Gedankenlosigkeit in sich, als das Faseln des Blinden über Farbe; denn dem Blinden stehen doch noch sehende Menschen zur Seite, die versuchen können, ihm eine Vorstellung davon beizubringen; hingegen von jener Welt ist uns bisher auch nicht das Mindeste sicher bekannt geworden.

Dagegen hätten wir, in Uebereinstimmung mit obigen Helmholtz'schen Aeußerungen, es als das wider Täuschungen sicherndste Verhalten gelten zu lassen, daß unsere Vorstellungen Bilder der Objekte seien, deren Art wesentlich mit abhänge von der Natur des vorstellenden Bewußtseins und von deren Eigenthümlichkeit mit bedingt sei. Denn unser „Bewußtsein", unsere Geisteskräfte spielen bei unserer Auffassung der Gegenstände nach allen Erfahrungen die erste Rolle: ohne sie wissen wir, wie wir an Blinden und Taubstummen beobachten können, von den Gegenständen nichts, und Alles, was wir wissen, ist in erster Linie ihr Produkt; grade so weit wie sie reichen und geweckt sind, reicht unser geistiger Horizont. Die Beobachtung bestätigt, daß zwar günstige klimatische Verhältnisse die menschliche Entwicklung fördern und gar zu ungünstige sie auf das Tiefste herabdrücken können, zugleich aber auch, daß selbst deren größte Gunst durch Verkehrtheiten der „Psyche" paralysirt werden kann,

und umgekehrt tüchtige Geisteskraft selbst klimatische Ungunst überwindet. Demnach werden wir grade um so weniger wir uns im Stande fühlen, die Welt „da draußen“ an sich zu erkennen und sie anders aufzufassen, als sie für uns ist, um so mehr uns gedrungen fühlen, uns an eine solche Auffassung zu halten, umsomehr also von uns erzielten Erfolgen Werth beizulegen, und dem Werkzeuge, mit welchem sie erzielt wurden, unserem Geiste, Aufmerksamkeit zu widmen und seine Tragkraft zu ergründen haben. Insofern werden wir Kant zustimmen können, wenn er meint, „bisher habe man angenommen, unsere Erkenntniß richte sich nach den Gegenständen; wir sollten aber einmal umgekehrt annehmen, die Gegenstände richteten sich nach unserer Erkenntniß“. Jedenfalls werden wir sicherer vorwärts kommen, wenn wir diese unsere Geisteskräfte zuerst untersuchen, also feststellen, welche dergleichen wir besitzen, wie weit sie zur Einsammlung von Erfahrungen reichen und welche Gymnastik zu ihrer Stärkung gereiche, indem wir mit Goethe meinen:

Natur ist weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit Einemmale.
Du prüfe Dich nur allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seist!

obwohl wir dasjenige nur als bloße Vermuthung gelten lassen können, was dieser große Geist weiter fragend als sicher annimmt:

Ist nicht der Kern der Natur-Menschen im Herzen?

Grade wie wir oben der entgegengesetzten Ansicht gegenüber bekennen mußten: judicium non (oder mindestens nondum) liquet, ebenso werden wir es gegenüber dieser letzteren Goethe'schen Ansicht zu thun haben. Wir werden also bezüglich der Erprobung unserer Geisteskräfte lediglich in Gemäßheit der Erfahrung zu handeln haben, daß man am Besten durch Versuch des Schneidens selbst sich überzeuge, ob und wie scharf ein Messer sei. Nicht aber würde es für uns darauf ankommen, vor allem Schneiden erst festzustellen, ob nicht außer dem zu Schneidenden noch „Dinge“ existirten, oder ob nicht wenigstens solche, die unser Messer zu schneiden nicht scharf ꝛc. genug sei. Dagegen wird es für uns nicht zweifelhaft sein, daß Gestalt und Form des Geschnittenen wesentlich vom Schneidenden abhänge: grade soweit wie seine Kräfte reichen, wird er sie in diesem Geschnittenen ausdrücken. Mehr verlangen hieße Unmögliches verlangen. So

werden wir die Dinge (einschließlich der menschlichen Psyche) wenigstens so weit kennen lernen, wie sie für uns existiren. Hingegen verlangen, daß wir sie nicht blos kennen sollen wie sie für uns, sondern auch wie sie überhaupt (an sich) sind, hieße, wie schon Kant bemerkt hat, verlangen, daß wir sie nicht blos so, sondern wie sie über- und außermenschlich sind, verstehen sollten.

Die mit Sorgfalt gesammelten Erfahrungsschätze unserer Psyche werden dann immer nur den Werth eines von Schlacken möglichst gereinigten Metalls haben, von dem kein Münzwardein je würde sagen können, ob es auch ganz rein sei, wohl aber ob die Reinigung so weit fortgesetzt sei, um für den praktischen Bedarf auszureichen und Münzen daraus zu prägen, die überall Cours haben, weil auch die noch so oft vorgenommene Prüfung nicht bemerken lasse, daß ihnen an Reinheit und Gewicht etwas fehle.

Kurz, unser Wissen hat einerseits in seiner Möglichkeit zur Voraussetzung die möglichste Schärfe und Kräftigung unserer Geistesanlagen, und ist es anderseits eingeengt auf die durch diese möglichst entwickelten Geistesanlagen verifizirbare und auch re vera, d. h. durch erwartete Erfolge verifizirte Erfahrung: grade so weit wir dergleichen Erfahrungen vermöge unserer Geisteskräfte herzustellen im Stande sind, grade so weit reicht es selbst. Wir werden daher mit Goethe vor jedem kritischen Urtheil zu fragen haben: „Bist Du es oder der Gegenstand der spricht“ — mögen wir nun der vorsichtigeren Ansicht huldigen, daß es besser sei, unsere Wahrnehmungen und Vorstellungen nur als Symbole der Dinge aufzufassen, oder mögen wir sie mit Vorbehalt der Bestätigung durch Proben vorläufig für reale Existenzen ansehen. Erst wenn wir Alles aufgeboten haben, um uns vor Sinnestäuschungen zu wahren, und dennoch unsere Erfahrungen immer sich gleich bleiben, insbesondere immer den erwarteten Erfolg haben, werden wir diesen Erfahrungen Vertrauen schenken und sie als Direktive für unser Handeln verwenden dürfen.

Wir können also nach einem anderen Worte dieses großen Geistes es nur so weit bringen, daß wir durch eine geregelte Erfahrung zu einer Art bedingter Gewißheit gelangen. Hingegen müsse es, wie er weiter gelegentlich bemerkt, zum Irrthum führen, wenn man die Natur durch und durch erklären wolle; man könne nur bis auf einen gewissen Punkt sehr sicher fortschreiten, dann aber müsse man

sich entschließen, irgend ein Problem stehen zu lassen, dessen Lösung vielleicht Anderen oder uns selbst in einiger Zeit vorbehalten sei [7]). Es wird hiernach begreiflich, daß ein Mann mit diesen Ansichten darauf kommen konnte, die „Welttragödie" des Faust zu schaffen, da er es für tragisch halten mußte, wenn der Mensch die allmälige und stetige Erweiterung seines Wissens durch eine geregelte Erfahrung verschmäht, es unternimmt, die Welt „mit seiner Menschenspanne zu messen" und ein „Mikrokosmos" mit allen Eigenschaften des Makrokosmos zu sein, ja sogar den Weltzweck selbst ergründen zu können glaubt.

Der Umfang unseres Wissens reicht demnach grade so weit, wie unsere Erfahrungen reichen und erweitert sich eben so sehr, wie es uns gelingt, sie zu erweitern. Ueber sie hinaus liegen Phantasieen, die ohne Erprobung durch Versuch, diesen „Vermittler zwischen Subjekt und Objekt" (Goethe), werthlos bleiben, ja selbst nur zu leicht zu gefährlichen Phantastereien ausschlagen.

Eine andere Frage ist aber, ob denn unser Wissen immer erst die Form von Worten annehmen müsse, um Wissen zu sein. In bewunderswürdiger Weise ist diese Frage von unserem großen Forscher Helmholtz in seiner Abhandlung über die neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens [8]) behandelt worden. Es können hier daraus nur wenige Bruchstücke gegeben werden: „Der Unterschied zwischen den Schlüssen der Logiker und den Induktionsschlüssen, deren Resultat in den durch Sinnesempfindungen gewonnenen Anschauungen der Außenwelt zu Tage kommt, scheint mir in der That nur ein äußerlicher zu sein und hauptsächlich darin zu bestehen, daß jene ersteren des Ausdrucks in Worten fähig sind, letztere nicht, weil bei ihnen statt der Worte nur die Empfindungen und die Erinnerungsbilder der Empfindungen treten. Eben darin . . . . liegt aber auch die große Schwierigkeit, von diesem ganzen Gebiete von Geistesoperationen überhaupt nur zu reden. Neben dem Wissen, welches mit Begriffen arbeitet und deshalb des Ausdrucks in Worten fähig ist, besteht noch ein anderes Gebiet der Vorstellungsfähigkeit, welches nur sinnliche Eindrücke kombinirt, die des unmittelbaren Ausdrucks durch Worte nicht fähig sind. Wir nennen es im Deutschen das Kennen. Wir kennen einen Menschen, einen Weg, eine Speise, eine riechende Substanz, d. h. wir haben diese Objekte gesehen, geschmeckt

oder gerochen, halten diesen sinnlichen Eindruck im Gedächtniß fest und werden ihn wiedererkennen, wenn er sich wiederholt, ohne daß wir im Stande wären, uns oder anderen eine Beschreibung davon in Worten zu geben. Dessenungeachtet ist es klar, daß dieses Kennen den allerhöchsten Grad von Bestimmtheit und Sicherheit haben kann, und in dieser Beziehung hinter keinem in Worten ausdrückbaren Wissen zurücksteht. Aber es ist nicht direkt mittheilbar, wenn nicht die betreffenden Objekte zur Stelle geschafft, oder deren Eindruck durch Nachahmung ersetzt werden kann, z. B. für einen Menschen durch ein Portrait." Helmholtz führt nun weiter als wichtige Seite am Kennen Näheres über die Muskelinnervationen aus, die wir anwenden müßten, um irgend einen Erfolg durch Bewegung unserer Körpertheile zu erreichen und fährt dann fort: „Ich bitte nun auch hier zu beachten, daß diese Kenntniß der anzuwendenden Willensimpulse den allerhöchsten Grad von Sicherheit .... und Genauigkeit erreichen muß, ehe wir ein so künstliches Gleichgewicht wie das beim Stelzengehen oder Schlittschuhlaufen erhalten können, oder ehe der Sänger mit der Stimme, der Violinspieler mit dem aufgesetzten Finger ꝛc. einen Ton genau zu treffen weiß, dessen Schwingungsdauer nicht um ein halbes Prozent variiren darf. .... Aber es sind nicht blos singuläre, es sind auch allgemeine Sätze, in denen die Worte durch sinnliche Eindrücke vertreten sein können. Ich brauche nur an die Wirkungen der künstlerischen Darstellung zu erinnern. Eine Götterstatue würde mir nicht den Eindruck eines bestimmten Charakters, Temperaments, einer bestimmten Stimmnung machen können, wenn ich nicht wüßte, das die Art der Gesichtsbildung und das Mienenspiel, welche sie zeigt, in den meisten oder in allen Fällen, wo sie vorkommt, jene Bedeutung hat. .... Daß diese Schlüsse im Gebiete der Sinneswahrnehmungen uns so zwingend entgegentreten wie eine äußere Naturgewalt und daß ihre Resultate uns deshalb durch unmittelbare Wahrnehmung gegeben zu sein scheinen ohne alle Selbstthätigkeit von unserer Seite unterscheidet sie ebenfalls nicht von logischen Schlüssen.... Was wir mit Willkür und Bewußtsein thun können, um einen Schluß zu Stande zu bringen, ist doch nur, daß wir das Material für seine Vordersätze vollständig herbeischaffen. Sobald dieses Material wirklich vollständig da ist, drängt sich uns ja auch der Schluß unabweislich auf. Die Schlüsse, welche man je nach Belieben glaubt ziehen zu

können, sind überhaupt nicht viel werth.“ Helmholtz bemerkt nun, daß von diesem Gebiet psychischer Thätigkeiten in wissenschaftlichen Untersuchungen bisher wenig die Rede gewesen sei. Am meisten seien sie noch in ästhetischen Untersuchungen berücksichtigt worden, wo sie als „Anschaulichkeit, unbewußte Vernunftmäßigkeit und in ähnlichen halbdunklen Bezeichnungen eine große Rolle spielten“.

Es dürfte diese Skizze genügen, um einen Fingerzeig darüber zu geben, daß durch diese lichtvollen Auseinandersetzungen der neuerdings aufgewirbelte bereits oben erwähnte Staub von der Allweisheit des Unbewußten als solcher sich erkennen lasse. Helmholtz führt weiter noch in höchst interessanter Weise die gegenseitigen Vorzüge der Sprache und des Kennens aus, die erstere mehr ausgezeichnet durch ihre Fähigkeit Erfahrungen zu überliefern und gemeinsames Handeln möglich zu machen, das andere durch die großartige Feinheit unseres Nervenapparats zur Zuführung von sehr viel feiner abgestuften und reicher individualisirten Nachrichten geeignet, als sie in Worten ausdrückbar sind; es lasse sich z. B. die Zahl der Sehnervenfasern auf 250,000 schätzen, und jede derselben sei unzählig vieler verschiedenen Grade der Empfindung von einer oder drei verschiedenen Grundfarben fähig.

Daß sich nun erst durch Berücksichtigung des „Kennens“ ein vollständiges Bild von dem erreichbaren Umfange unseres Wissens geben lasse, dürfte hiernach über jeden Zweifel erhoben sein.

Fragen wir jetzt von diesem gewonnenen Standpunkte aus, wie unser Geist seine Thätgkeit zu beginnen, oder genauer gesprochen welche Art seiner Denkkräfte er zuerst in Thätigkeit zu setzen habe, um zu erfolgreichem Wissen zu gelangen, ob von Anschauungen und Wahrnehmungen, die er dann theils zu generalisiren, theils zu sondern, theils in causalistische Verbindungen zu setzen habe, oder ob umgekehrt von bloßen Hypothesen über Allgemeinheiten, beziehentlich über Unterschiede, oder über Causalverbindungen, deren Bestätigung oder auch Widerlegung er durch Erfahrungen zu erreichen suchen solle, so können wir unbedenklich antworten, es sei das gleichgültig; nur müsse im ersteren Falle von Anschauungen zu Wahrnehmungen, von Wahrnehmungen zu Vorstellungen, von Vorstellungen zu Begriffen und von Begriffen zur Formulirung von Gesetzen und Systemen fortgeschritten werden, oder auch (wenn es auf Befriedigung unseres Causalitäts-Bedürfnisses abgesehen werde) von Vorstellungen zu Ursachen und

von Ursachen zu Gesetzen und Theorieen; im zweiten Falle hingegen seien die hypothetischen (nur durch unsere Phantasie geschaffenen) Vorstellungen, vermutheten Gesetze und Theorieen so lange durch angestellte Versuche hin und her zu wälzen und zu quälen, bis sie durch die Probe der Erfahrung als Basis für erfolgreiches Handeln brauchbar gemacht seien. Dergleichen Phantasieen können hiernach sogar Veranlassung zu den wichtigsten Entdeckungen werden. Es ist, wie ich bereits an einem anderen Orte [9]) betonte, das große Verdienst J. v. Liebigs, diesen Werth der „Phantasie“ gegen eine brüske naturforscherische Exactität geltend gemacht zu haben. Den Begriff des Naturgesetzes haben wir nach einem glücklichen Ausdrucke Baumanns (Philosophie als Orientirung über die Welt, Leipzig, Hirzel) in die so erkannte Gleichförmigkeit der thatsächlichen Verhaltungsweise der Dinge zu setzen. Die beiden metaphysischen Ansichten aber, von denen die eine, à la Plato, mehr Gewicht, ja wohl gar das alleinige Gewicht auf die Wesenheiten (Begriffe, Ideen) legt, die andere aber à la Aristoteles der wahrnehmenden Erfahrung das größere Recht vindizirt, hängen gleich sehr nur von der Beschaffenheit unserer Denkkräfte ab: sind in ihnen die Reflexionskräfte (speziell die Kraft der Generalisirung) stärker vertreten, so neigen die Menschen zum Platonismus; sind ihre Wahrnehmungs-Neigungen hingegen stärker entwickelt als ihre Reflexionskräfte, so werden oder sind sie schon von vorn herein Aristoteliker. Daß aber keine der beiden Arten von Denkkräften zu sehr das Uebergewicht erlangen dürfe, möchte unter diesen Umständen als das allein Genügende anzunehmen sein. Hingegen ist es unzulässig, die Lücke zwischen Denken und Sein mit Leibnitz durch eine prästabilirte Harmonie zwischen Beiden auszufüllen, oder mit Hegel die Identität zwischen Beiden als an sich existirend anzunehmen. Das sind Phantasieen, welche durch Erfahrung nicht sich bestätigen lassen und die über das bisher als allein uns erreichbar erkannte Ziel, die Möglichkeit erfolgreichen Handelns auf Grund unserer Erfahrungen, hinausliegen. Wir haben uns darauf zu beschränken, unsere Geisteskräfte zu ermitteln, mit deren Hülfe wir zu diesem Ziele gelangen, und nur diese Geistesanlagen selbst als uns angeboren im Erfahrungswege zu ermitteln. Hingegen werden wir durch die Beobachtung nicht constatiren können, daß uns die Möglichkeit erfolgreichen Handelns schon durch eine gewisse unserem Geiste

angeborene Naturkenntniß und ihm angeborene, „apriorische“ Ideen gelinge, die er nicht aus der Erfahrung erlangt habe. „Nach der ganzen Geschichte der Naturwissenschaften,“ sagt Baumann a. a. O. gewiß sehr mit Grund, „ist die Theorie jedesmal nach dem was für Wahrnehmung gehalten wurde, zurecht gemacht worden, nicht umgekehrt. Kant's Weltanschauung selbst ist nichts Anderes, als daß er die Hauptsätze der Newton'schen Naturwissenschaft für apriorische Wahrheiten ausgiebt, weil er in ihnen allgemeine und nothwendige Sätze zu finden glaubte und diese nicht anders erklären zu können meinte. Die wahre Allgemeinheit und Nothwendigkeit besteht nur darin, daß sie sich in jedem einzelnen Falle als geltend und wirklich ausweis't. Daß es beharrende und feste Naturen der Dinge giebt und folglich auch allgemeine Sätze über sie, ist nicht aus dem Geiste auf die Natur übertragene Wahrheit, sondern nach und nach aus der Erfahrung gelernt.“ „Syllogismen“, meinte schon Herder gegenüber von Kant's naturwidriger Auffassung der Logik und speziell des Verstandes, „Syllogismen können uns nicht lehren, wo es auf's erste Empfängniß der Wahrheit ankommt; sie entwickeln diese nur nach dem sie empfangen ist.“ Noch schlagender drückt dies J. v. Liebig in einer von mir schon an einem anderen Orte angeführten Stelle aus: „Vergleichen wir aristotelische Erklärungen der Naturerscheinungen, so wie der ganzen aufeinander folgenden Reihe von Naturforschern bis zu uns, so wird man finden, daß die Begriffe davon sich in Uebereinstimmung befanden mit den Thatsachen, und in der That entsprechen die Erklärungen stets den logischen Gesetzen, aber die späteren sind immer im Widerspruch mit den früheren; was man für richtig hielt, wird später für falsch erkannt, und so heben die nachfolgenden die früheren Erklärungen immer wieder auf, und dies geht Jahrhunderte lang so fort. Es ist hieraus klar, daß die Wahrheit der Erklärungen von den Grundsätzen der Logik allein nicht abhängt“ [10]).

Es giebt eben nicht zwei Quellen unseres Wissens, Erfahrung und Reflexion, sondern nur eine, die Erfahrung. Angeborene Begriffe anzunehmen beruht auf Täuschung.

Als angeborene Begriffe, welche dem Menschen aus Erlebtem nicht gekommen sein sollen, werden noch heute von Manchen diejenigen von Raum, Zeit und Causalität angesehen [11]). Was zunächst den Allgemeinbegriff Raum anlangt, so könnte man gewiß fragen, ob

denn wohl jene Australier vom Kap York, die nur bis zwei zählen konnten, und wenn sie drei ausdrücken wollten, zwei und eins sagten, oder die Grönländer, die sich nicht bis zum Allgemeinbegriff des Fischens erheben können, sondern nur das Fischen einzelner Fischarten zu bezeichnen vermögen, oder jene Lappländer, die ebenso den Allgemeinbegriff Renthier nicht kennen, sondern nur Renthiere zum Fahren, Milchen ꝛc., ob denn wohl diese und dergleichen Menschenklassen etwas Weiteres zu bezeichnen und zu denken vermögen werden, als einzelne Oertlichkeiten, nicht aber die äußerste Abstraction aus allen Oertlichkeiten, den „Raum“? Man darf doch wohl sagen, die entgegengesetzte Behauptung rieche nach der Studierlampe, kenne die menschliche Psyche nicht aus der Erfahrung. Es ist nicht abzusehen, warum der Allgemeinbegriff Raum nicht eben so gut wie jeder andere nach und nach aus der Erfahrung abstrahirt und gelernt sein soll, oder weshalb man ihn bei jedem Denken von Gegenständen zugleich mitdenken müsse (und nicht blos eine einzelne Oertlichkeit). Das Nämliche gilt von dem Allgemeinbegriff Zeit. So wenig entwickelte Menschenklassen wie die genannten, die kaum die Zeitpunkte einzelner wichtigen unter ihren Lebensereignissen zu beachten und im Gedächtniß zu behalten vermögen, sollten ein Interesse haben, die Zeit, den Zeitbegriff überhaupt zu denken? Das nehme an wer mag. Ich erkläre mich dazu außer Stande. Ich vermag es nur für eine jeder gesunden Psychologie in's Gesicht schlagende Behauptung zu erklären, daß man eine solche vielleicht von einem hochgebildeten Europäer vorgenommene Generalisirung für eine allgemein menschliche ausgiebt und bei dem Gedanken jeder einzelnen Oertlichkeit, jedes einzelnen Zeitpunkts die Allgemeinbegriffe Raum und Zeit als jedesmal mit gedacht annimmt. Bezüglich des Begriffs Causalität endlich wird es gewiß als erfahrungsmäßig anzusehen sein, daß, wie Baumann in der oben citirten Stelle es ausdrückte, die wahre Nothwendigkeit darin bestehe, sich in jedem einzelnen Falle als geltend und wirklich (durch Erfolge bestätigt) auszuweisen. Es lassen sich also zunächst auch immer wieder nur einzelne Ursachen denken. Wenn wir nun dazu fortgehen, aus vielen erfahrungsmäßig sicheren einzelnen Ursachen wieder den Allgemeinbegriff Ursächlichkeit so zu sagen herauszudestilliren, so ist mit einer solchen durch unsere Neigung für Verallgemeinerungen geschaffenen „Abstraction“ doch wohl nichts weiter

gesetzt, als mit tausend anderen aus mehrfachen Erfahrungen von uns abstrahirten Allgemeinbegriffen. Ja, da es Allgemeinbegriffe gewissermaßen von zweiter, dritter 2c. Potenz giebt, Allgemeinbegriffe also, die erst aus schon gebildeten Allgemeinbegriffen wieder abstrahirt sind, so müßten diese Allgemeinbegriffe in ihrer Entstehung sogar noch viel unbegreiflicher sein als derjenige der Causalität, welcher doch immer erst zu denen erster Potenz zu rechnen sein würde. Freilich ist also der Begriff Ursächlichkeit kein in der direkten Erfahrung gegebener; aber er theilt dieses Schicksal mit vielen anderen Allgemeinbegriffen vermöge der Anlagen unseres Geistes; denn dieser besitzt nicht blos Wahrnehmungs-Anlagen, sondern auch Reflexions-Neigungen und speziell diejenigen der sogenannten Causalitäts- und Generalisirungs-Neigung; und zwar sind beiderlei Arten von Anlagen bei einzelnen Menschen sehr verschieden entwickelt (man denke an den mangelnden Sinn der Chinesen für Perspektive 2c.), so daß es also erfahrungsmäßig unwahr ist, es dächten alle Menschen alle Eigenschaften des Raumes und der Zeit stets mit, und unbegreiflich, wie einer solchen grundlosen Ansicht heutzutage noch Werth beigelegt werden kann.

Noch weniger läßt es sich verstehen, wie so den Axiomen der reinen Mathematik nicht die Eigenschaft von Erfahrungssätzen zukommen soll. Diese Wissenschaft besitzt doch gegenüber den übrigen sogenanntn experimentirenden Naturwissenschaften nur den Vorzug (oder wenn man will die Aermlichkeit), daß sie nicht erst die Identität der Substrate für ihre Experimente zu beweisen nöthig hat: während der Chemiker, wenn er uns eine Eigenschaft des Goldes, des Diamanten 2c. durch Experiment erweisen will, jedesmal erst die schwierige Aufgabe zu lösen hat, daß er wirklich Gold 2c. zu seinem Versuch und genügend rein 2c. verwende, ist für den Mathematiker der „Stoff" seiner Figur, deren Eigenschaften er nachweist, gleichgültig, und deren sinnliche Darstellung daher nur Vehikel. Die reine Mathematik hat es in Folge dieser Aermlichkeit, in Folge dieses ihr gänzlich mangelnden stofflich-eigenschaftlichen Inhalts überhaupt nicht mit Qualias sondern nur mit Quantas zu thun. Will sie dann aber Eigenschaften und Verhältnisse von Quantas als solchen ermitteln, so müssen darüber auch erst Erfahrungen durch Messungen gemacht werden, ehe es gelingt, diese Erfahrungen generalisirt auszudrücken und so die Axiome der reinen Mathematik festzustellen. Die axiomatischen Wahrheiten der

Mathematik, sagt daher Stuart Mill sehr triftig, sind eben so gut wie andere allgemeine Wahrheiten experimentelle Wahrheiten, Generalisationen von der Erfahrung aus. Sie sind nicht Ideen, die der Geist ohne allen äußeren Anstoß aus sich erzeugt hat, sondern Abstraktionen aus physikalischen Thatsachen.

Die Unklarheiten über vermeintliches aprioriſches Wissen u. dgl. beruhen, wie sich leicht beobachten läßt, wesentlich auf höchst mangelhaften Kenntnissen der menschlichen Psyche: diejenigen, die in solchen mangelhaften Kenntnissen befangen sind, wissen nicht einmal, daß die menschliche Psyche Wahrnehmungs- und Reflexionskräfte besitzt, noch weniger welches wieder die hauptsächlichsten einzelnen und leicht bemerkbarsten unter diesen beiden Klassen von Geisteskräften sind, oder gar wie die Reflexionskräfte die Produkte der Wahrnehmungskräfte modeln und sublimiren. Es gehört eben auch hierzu Erfahrung, die man nicht aus seinem Kopfe willkürlich herausspinnen, sondern nur durch langes und mühsames Aufmerken und Erwägen sich erwerben kann.

Als Resultat der ganzen bisherigen Ausführungen über die Natur unseres Wissens ergiebt sich hiernach, daß nur die Frage übrig bleibt, ob nicht einzelnen unter unseren Erfahrungen, etwa wegen ihrer größeren Zuverlässigkeit ein höherer Werth beizumessen sei. Eine Erörterung hierüber kann jedoch an dieser Stelle füglich unterbleiben, da das Nöthige in dieser Hinsicht sich ohnehin aus demjenigen ergiebt, was weiter unten über die Klassen der Wissenschaften und deren verschiedene Zuverlässigkeitsgrade zu bemerken sein wird.

II. Die Wissenschaften.

1. Die Möglichkeit der Wissenschaften und die sich daran knüpfendeu Verhältnisse.

Das Wisseu (und Kennen), als in Erfahrungen unserer Geisteskräfte von der im vorigen Kapitel geschilderten bedingt zuverlässigen Art bestehend, ist als solches zunächst unstreitig nur individuell. Es

wird zur Wissenschaft erst dadurch, daß wir im Stande sind, dergleichen Erfahrungen auch anderen Menschen mitzutheilen. Voraussetzungen dafür sind demnach:

1) daß es andere Menschen von ähnlicher Organisation wie die unsrige gebe, damit sie im Stande und geneigt seien, unseren bezüglichen Erfahrungen den ihnen beigelegten Charakter von Zuverlässigkeit ebenfalls beizumessen;

2) daß eine dergleichen Mittheilung überhaupt mit Erfolg möglich sei.

Beide Voraussetzungen bestätigt die Erfahrung als Regel. In ersterer Hinsicht läßt sich zwar wahrnehmen, daß es einerseits zum Beobachten von „Thatsachen" ganz unfähige (irrsinnige, blödsinnige 2c.) Menschen giebt, anderseits aber auch Menschen, die zwar dazu fähig scheinen und dennoch nachher schließlich die als ganz sicher angesehenen Thatsachen „wegdisputiren"; bezüglich der letzteren Menschenklasse läßt sich beobachten, daß die übersichtigen Zweifel solcher cacca dubios verschiedenen psychischen Ursachen entspringen, nicht blos die reine Abneigung wider durch Erfahrung nicht constatirte Räsonnements und rein reflektive Deductionen, sondern oft selbst Hochmuth, Neid 2c. zur Quelle haben. Auch läßt sich bemerken, daß solche mißachtende Anzweiflungen die allgemeine Anerkennung von beobachteten neuen Thatsachen, neuen Entdeckungen und Erfindungen oft lange verzögern, ja gänzlich hindern, ohne wahrnehmbares Verschulden der Entdecker und Erfinder. Immerhin aber bilden dergleichen Fälle der Verblendung und Mißgunst die Ausnahme der Regel, und es läßt sich daher annehmen, daß dem Gros der Menschen die Aufnahme fremder Erfahrungen möglich sei, und zwar in Folge ihrer mit den ursprünglich Erfahrenden gleichartigen Geisteskräfte. Ja die Arbeitstheilung bei Anstellung von Erfahrungen und die dadurch ermöglichte Concentrirung der Geisteskräfte nach sehr einseitigen Richtungen wirkt nicht allein erfahrungsmäßig nicht nachtheilig, sondern wird grade umgekehrt ein Hauptförderungsmittel der Kultur, der ungeheuersten Steigerung und Vermehrung von Erfahrungen. Die Wissenschaften lassen sich demnach als das Echo von zuverlässigen Erfahrungen anderer Menschen ansehen und zwar von solchen Erfahrungen, die ein erfolgreiches Handeln zum Inhalte haben und ein derartiges Handeln für alle Personen möglich machen, welche sich danach zu richten wissen.

Das Hauptmittel zur Hervorrufung eines solchen Echo's bildet, wie beim wirklichen, der Laut, die Sprache. „Die ungeheure Ueberlegenheit des bis zur Anwendung der Sprache gereiften Erkennens," sagt Helmholtz a. a. O. (Anm. 8), „erklärt sich hinlänglich schon dadurch, daß die Sprache einerseits es möglich macht, die Erfahrungen von Millionen Individuen und Tausenden von Generationen zu sammeln, fest aufzubewahren und durch fortgesetzte Prüfung immer sicherer und allgemeiner zu machen; andererseits beruht auch die Möglichkeit überlegten gemeinsamen Handelns der Menschen und damit der größte Theil ihrer Macht auf der Sprache".

Weniger geeignet zur Mittheilung erscheint die andere Form des Wissens, das Kennen. Doch ist auch hier dessen Mittheilung, seine Erlernung durch Nachahmung ꝛc. der ihm zu Grunde liegenden Erfahrungen nicht ausgeschlossen, wie die Vervollkommnungen beweisen, welche sich Künstler, Mechaniker ꝛc. durch bloßes Betrachten der Werke von Genossen aneignen.

Jedenfalls verdienen demnach Behauptungen, die sich nicht auf dem Wege der Sprache oder des Kennens als auf zuverlässigen Erfahrungen beruhend nachweisen lassen, mit dem größten Mißtrauen aufgenommen zu werden. Nur zu oft haben die Menschen die Erfahrung machen müssen, daß Betrüger oder betrogene Betrüger zuverlässige Erfahrungen fälschlicherweise und selbst über solche Objekte und Verhältnisse zu besitzen vorgegeben haben, worüber ein Wissen und Kennen bisher erfahrungsmäßig nicht möglich gewesen ist. Ja es ist solchen Betrügern und betrogenen Betrügern nur zu oft gelungen, sich dadurch der Anerkennung der zuverlässigst gemachten, also der werthvollsten Erfahrungen lange zu widersetzen.

Die Hindernisse, welche der Beachtung von gemachten zuverlässigen und besonders von sichere Erfolge versprechenden Erfahrungen in den Leidenschaften der Menschen entgegenstehen, verdienen noch eine etwas nähere Betrachtung. Wenn ehrgeiziger Neid und hochmüthiger Wissensdünkel gemachten Erfahrungen die Anerkennung verweigern, so pflegen sie sich dabei in den Mantel überlegener Sach- und Fach-Kenntnisse gegenüber „dilettantenhaftem" Wissen zu hüllen, wie Goethe an Sömmering und Kamper mit seiner Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens zu erleben hatte; er traue, meint er deshalb, einem Gelehrten von Profession die Leugnung seiner fünf Sinne zu. Oft

spielen auch solche Neider und Dünkelhaften den erfahrenen Praktiker gegenüber dem Theoretiker und „Projektenmacher", der „kostspieligen und unnützen Experimenten nachjage, die nie praktische Bedeutung gewinnen könnten", Worte mit denen der Erfinder des Schreib-telegraphen von dem höchsten amerikanischen Postbeamten zurückgewiesen wurde. Müssen sie dann endlich werthvoll Neuem etwas Anerkennung doch zu Theil werden lassen, so geben sie es wohl nur für ein „Ferment" aus, das doch etwas Gutes zu Wege bringen könne, oder sie meinen gar, es sei ein längst Bekanntes. Die Doktrinen und Dogmen, durch welche Menschen an der Anerkennung von neuen Erfahrungen behindert werden, brauchen natürlich keineswegs immer religiöser Art zu sein. So ward den Chemikern zu Lavoisiers Zeit dessen Theorie des Verbrennungs-Prozesses durch das Dogma des Phlogiston verschlossen, das ihm, dem Dilettanten in der Chemie, nicht hinderlich war [12]). Am allerwiderlichsten berührt es, wenn blos, um populären Vorurtheilen oder einzelnen Mächtigen zu schmeicheln, die Anerkenung für neue Erfahrungen versagt oder die bereits ertheilte zurückgenommen wird, wie es Cuvier mit Galls Entdeckungen gethan hat, um Napoleons I. Gepolter zu beruhigen, daß die französische Akademie erst einem Engländer Davy und nun gar Jemandem aus der von ihm verachteten deutschen Nation Anerkennung zu Theil werden lassen wolle, so daß selbst der so maßvolle Goethe bei einem weitern ähnlichen Anlasse hierüber in die Worte ausbricht: Ich hoffe man (die französische Akademie) zieht sich aus dieser Angelegenheit eben so niederträchtig heraus, wie aus der Gallschen [13]). Alle derartigen Erfahrungen müssen zur Vorsicht gegen Fanatismus, Gelehrten- und Praktiker-Dünkel und -Doctrinarismus, so wie vor der Zweifelsucht eines beobachtungsunfähigen Räsonnements mahnen.

2. Die Klassen der Wissenschaften.

Da alle Wissenschaften günstigsten (zuverlässigsten) Falls aus überlieferbaren Erfahrungen über erfolgreiches Handeln, und minder sicheren Falls aus dergleichen Erfahrungen über Gleichartigkeit von Erscheinungen bestehen, solche Erfahrungen aber vor Allem von unseren

mehr und minder durch die Außenwelt angeregten Geisteskräften abhängen und deren Produkte sind, so würden sich aus der genauen Erforschung dieser Geisteskräfte zugleich alle einzelnen Wissenschaften als aus ihrer Basis ableiten lassen. Man kann jedoch auch umgekehrt in den einzelnen erfahrungsmäßigen Wissenschaften diejenigen Geisteskräfte aufsuchen, welche sie ermöglicht haben mögen. Dieses letztere Verfahren soll im Nachstehenden vorzugsweise inne gehalten werden.

Man könnte nun aber wider dieses Vorgehen einwenden, es sei doch schließlich ungenügend, sich bei Erforschung der einzelnen menschlichen Geistesanlagen und der Produkte ihrer Thätigkeit als Endergebniß zu beruhigen. Selbsterkenntniß sei weit wichtiger als solche allgemeine Psychologie; es sei, mit anderen Worten, wichtiger, daß jeder Einzelne ermittele, wie weit die Kräfte der von ihm besessenen Geistesanlagen reichen, und was er mit ihnen auszurichten vermöge, damit er sich hierüber nicht irre. Allein es möchte uns hiermit doch ergehen, wie jenen Kindern eines Weinbergsbesitzers mit dem Worte ihres sterbenden Vaters, daß in ihrem Weinberge ein Schatz liege, wo es sich dann bekanntlich herausstellte, daß dieser Schatz im Graben danach selbst bestehe. Es ist von größter Bedeutung nur, daß wir durch Erfahrung lernen, in welcher R i c h t u n g wir unseren Weg zu nehmen haben, weit weniger hingegen, w i e w e i t wir auf diesem Wege gelangen; jenes erstere aber leistet die aus erfahrender Thätigkeit abstrahirte Ermittlung der Centra der Wissenschaften in den dazu verwendeten Anlagen der menschlichen Psyche. Der Versuch ihrer Anwendung muß dann das Weitere ergeben. Hingegen das theoretische Grübeln über Selbsterkennen und Selbsterkenntniß ist nicht nur weit weniger werth, als das thätige Versuchen der Geisteskräfte nach allen Seiten hin, sondern wird auch dieselben nicht einmal so sicher erkennen lassen, als die Beobachtung der Geisteskräfte Anderer; denn wer garantirt uns, daß wir ein Mikrokosmos sind, und die s ä m m t l i c h e n Geisteskräfte in für uns wahrnehmbarer Weise besitzen? Das berühmte Wort Hegels, die Eule der Minerva fange erst bei einbrechender Dämmerung an zu fliegen, und die Philosophie könne dem Leben immer nur nachhinken, nicht es ersetzen, wird stets seine große Bedeutung behalten, und nicht minder wird dies mit der Warnung Goethe's der Fall sein, daß man durch Betrachten sich niemals selbst

erkennen lerne, sondern nur durch Handeln; da wisse man gleich was an uns sei.

Es wird jetzt weit mehr als in früheren Zeiten darauf Gewicht gelegt, daß die Wissenschaften in zwei große Klassen zerfallen, von denen die eine nur auf dem menschlichen Verstande, den verschiedenen Perzeptiv- und Reflektiv-Kräften beruht, welche zusammen ihn bilden, die andere hingegen nur dem menschlichen Gemüthe, den verschiedenen Neigungen und Hängen des menschlichen Charakters, ihren Ursprung verdankt und vom Verstande nur die Durchleuchtung dieser Gemüthskräfte erhält. Es steht dies ganz in Uebereinstimmung mit der Erfahrung, daß unter den Menschen füglich zwei große Klassen, die Verstandes- und die Gemüths- (oder Gesinnungs-) Menschen sich unterscheiden lassen. Die erstere Klasse von Wissenschaften nennt man bekanntlich Naturwissenschaften. Da aber dabei nach unseren bisherigen Erörterungen nicht die Natur, sondern der „menschliche systematisirende Geist" die erste Rolle spielt, und dieser nicht die Naturkörper selbst, sondern „nur einen größeren oder kleineren Theil ihrer Eigenschaften zusammenstellt" (Spiller a. a. O.) oder, nach Helmholtz' Ausdruck, unsere Vorstellungen die Natur des Vorgestellten nicht unverändert wiedergeben, unsere Vorstellungen nicht im absoluten Sinne wahr sein werden, sondern sogar nichts weiter als Bilder, Zeichen, Symbole des Vorgestellten sein sollen, so hätte man diese Wissenschaften zweifellos als Verstandes-Wissenschaften zu bezeichnen. Helmholtz scheint jetzt (vermuthlich aus den angedeuteten Erwägungen) den Namen Naturwissenschaften ebenfalls fallen zu lassen; wenigstens ersieht man aus dem Lektionskataloge der Berliner Universität für das Wintersemester 1873—74, daß er über die logischen Prinzipien der Erfahrungs-Wissenschaften liest. Da jedoch bei den fraglichen Wissenschaften die Reflexionskräfte der menschlichen Psyche eben so viel Antheil haben wie die „Erfahrungskräfte", so möchte ich doch den Namen Verstandeswissenschaften vorziehen.

Die zweite Klasse der Wissenschaften pflegte man sonst diskursive, jetzt Geistes-Wissenschaften zu benennen; letztere Bezeichnung scheint man gewählt zu haben, weil „sie die verschiedenen Triebe und Thätigkeiten des menschlichen Geistes als Stoff zu behandeln haben", „ihr Gegenstand: Religion, Recht, Staat, Kunst, Geschichte, Sprache rc.

sich wesentlich aus psychologischer Grundlage entwickelt", und „diese Gegenstände dazu da sind, um gewisse geistige Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen", „die Geisteswissenschaften sich ganz direkt mit den theuersten Interessen des menschlichen Geistes und den durch ihn in die Welt eingeführten Ordnungen befassen" [14]). Indeß dürfte dieser Name einestheils zu eng sein, da doch auch die „Naturwissenschaften" den Zweck haben, Geistesbedürfnisse des Menschen zu befriedigen, und für diejenigen Menschen, die zu ihnen beanlangt sind und leidenschaftliche Neigungen dazu besitzen, ganz ebenso wie für die, welche zur Beschäftigung mit sogenannten Geisteswissenschaften lebhaft neigen, das goethesche Wort gilt:

(Denn) Du strebest vergebens des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden,
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung!

Anderntheils wird durch den Namen Geisteswissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften der unangenehme Schein erregt, als wären die letzteren geistlos, oder beschäftigten sich nur mit geistverlassenen Gegenständen. Besser möchte daher immer noch der Name diskursive Wissenschaften für sie sein, weil sie ihre „Wahrheiten" nicht durch erfolgreiche Experimente, oder auch nur mittelst Aufsuchung constanter charakteristischen Thatsachen oder Thathandlungen zu erweisen suchen, sondern wesentlich durch takt- und geschmackvolle Erwägung aller Für und Wider. Es ist jedoch ganz treffend, wenn man meint, ihr Gegenstand wurzele in den menschlichen Gemüthskräften und deren Pathos, und da nach dem glücklichen Ausdrucke von Huschke „Gemüthskräfte (der Liebe des Glaubens ꝛc.) erst unter dem erhellenden Lichte des Verstandes zur göttlichen Frucht der Vernunft reifen" [15]), der Inhalt dieser Wissenschaften aber wesentlich darin besteht, daß der Verstand (als „Formalprinzip") die Möglichkeit und die Grenzen der Verwirklichung der bezüglichen, ihre („materiale") Grundlage bildenden Gemüthskraft festzustellen unternimmt und zu ermitteln sucht, in welcher Weise die Lösung dieser Aufgabe bisher geschichtlich versucht worden ist, so hätte man dergleichen Wissenschaften offenbar am besten Vernunft-Wissenschaften zu benennen.

Die Verstandes-Wissenschafen zerfällt man bekanntlich in neueren Zeiten mit großer Entschiedenheit in die sogenannten experimen-

tirenden und die sogenannten descriptiven Naturwissenschaften. „(Die ersteren) haben bei der Aufsuchung der allgemeinen Naturgesetze den großen Vortheil vor den letzteren voraus, daß sie willkürlich die Bedingungen verändern können, unter denen der Erfolg eintritt und sich deshalb auf eine nur kleine Zahl charakteristischer Fälle der Beobachtung einschränken dürfen, um das Gesetz zu finden“ [16]); d. h. diese Naturgesetze sind vor allem als Produkt des Verstandes des Experimentirenden anzusehen, und zwar eines Verstandes, der mehr „Hang“ von kausalistischer, als von generalisirender Art besitzt. Der Verstand von generalisirender Art hingegen spielt bei den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften die Hauptrolle. Würden diese beschreibenden Naturwissenschaften es je dahin bringen, die von ihnen angenommenen Arten in der organischen Welt im Wege des Experiments herzustellen, oder auch nur die Bedingungen nachzuweisen, unter denen sie haben entstehen müssen (wozu bekanntlich der Darwinismus Anläufe nimmt), so bräche der Unterschied der beiden Arten von Verstandes-Wissenschaften zusammen. Man darf daher streng genommen auch die angegebenen Benennungen für die beiden Arten von Verstandes-Wissenschaften nicht beibehalten; vielmehr hätte man den experimentirenden Naturwissenschaften, da sie mehr unsere „kausalistische“, nach letzten Gründen der Dinge und deren Entwicklung spähende, also auf Vervollständigung unserer Kenntniß der Dinge und Erhebung über deren fragmentarische Gestalt ausgehende Neigung befriedigen, den Namen der kausalistischen, oder evolvistischen, oder kompletirenden Verstandes-Wissenschaften beizulegen. Und da aller Kausalismus und Finalismus schließlich in Aufstellung einer Theorie, d. h. eines Complexes unter einander verbundener Naturgesetze (beziehungsweise Hypothesen) von kausalistischer Natur gipfelt, so möchte auch der Name theoretisirende Verstandes-Wissenschaften dafür ganz passend sein.

Für die beschreibenden Naturwissenschaften hingegen, da sie darauf ausgehen, im Mannigfaltigen das „Wesentliche“, die Arten, die „Substanz“ zu ermitteln, etwa für die Pflanzen die Urpflanze, für die Thiere das Urthier, würde sich, weil eine solche Aufsuchung wesentlich durch unsere generalisirende Verstandes-Reflexion hervorgebracht wird, der Name substantialistische oder generalisirende Verstandes-Wissenschaften sehr eignen. Und da der generalisirende

Verstand schließlich darin endigt, eine wohlgeordnete Zusammenstellung, ein „System“ der „Substanzen“ nach ihren „wesentlichen“ Merkmalen zu geben, so könnte man diesen generalisirenden Verstandes-Wissenschaften füglich auch den Namen der systematisirenden beilegen. Die in dieser Weise beanlagten Personen sind oft als Erfinder und Entdecker bekannt; denn die Erfindungen bestehen sehr häufig darin, Surrogate, bequeme Ersatzmittel, also Gleichartigkeiten und Gleichwerthigkeiten für vorhandene Gebrauchs-Objekte herzustellen.

Ich werde mich im Nachstehenden für die Natur-Wissenschaften nur des Namens Verstandes-Wissenschaften bedienen, hingegen für deren beide Arten den Namen der experimentirenden und beschreibenden beibehalten, weil erfahrungsmäßig die gar zu abweichende Benennung schwer Eingang findet.

Die beschreibenden Verstandes-Wissenschaften setzen uns in den Stand, unser Handeln nach den durch sie kennen gelernten Merkmalen gewisser Einzelwesen vorkommenden Falls einzurichten. Weiß man etwa, eine Pflanze mit gewissen Merkmalen sei eine Giftpflanze, ein eben so kennen gelerntes Thier ein gefährliches Raubthier, so werden wir unsere Handlungsweise hiernach ihnen gegenüber einrichten; wir besitzen daher an den fraglichen Wissenschaften immerhin eine einigermaßen zuverlässige Richtschnur, eine Direktive für unser Handeln.

Daß die Verstandes-Wissenschaften eine ganz verschiedene Färbung erhalten, je nachdem sie vorzugsweise behandelt werden entweder von sogenannten reinen Empirikern, oder von „Causalisten“, oder von „Substantialisten“ (beide in der soeben beschriebenen Bedeutung), oder von vorzugsweise kritisch angelegten Geistern, die sich gegen Constatirung von ursächlichen Zusammenhängen und Verallgemeinerungen, ja selbst von stattfindenden Thatsachen sehr zweifelsüchtig verhalten, oder endlich gar von Personen, deren Verstand durch Gemüthskräfte einer Trübung unterliegt, dies Alles ist sehr naheliegend und auch im Beobachtungswege bereits bemerkt worden. Ja sogar hierauf beschränken sich die Unterschiede in Behandlung der Wissenschaften nicht; selbst die einzelne Individualität macht sich dabei geltend [17]). Es erscheint hiernach eine harmonisch entwickelte, eine „wohlbalancirte“ Geistesorganisation als das Wünschenswerthe, wobei keine der bemerkten Geisteskräfte zu sehr hervortritt, beziehentlich zu kurz kommt,

um Wissen von genügender Zuverlässigkeit sowohl einsammeln wie überliefern zu können. Die nämlichen Verhältnisse gelten auch für die Vernunft-Wissenschaften, da auch in ihnen dem Verstande eine so wichtige Funktion zukommt, er sie erst so zu sagen aus ihrem keimartigen oder Wurzelzustande erhebt. Ja hier spielt eine solche harmonische Organisation sogar eine noch größere Rolle, als in den Verstandes-Wissenschaften; denn fehlt sie, so ist es mit takt- und geschmackvoller Behandlung derselben vorbei, und der Verschrobenheiten und Wunderlichkeiten ist kein Ende abzusehen, da Seltsamkeiten in ihnen durch die Sinnfälligkeit von Experimenten gar nicht und durch sinnfällige Thatsachen von beschreibend verstandes-wissenschaftlichem Charakter nur in sehr beschränktem Umfange corrigirt werden können.

Für die Vernunft-Wissenschaften existirt eine gleich durchgreifende Verschiedenheit der Klassen wie bei den Verstandes-Wissenschaften nicht: mögen sie, wie z. B. Kriegslehre und Diplomatie, ihr Gemüths-Centrum in sogenannten bloßen menschlichen „Trieben" haben, oder, wie z. B. Schönheits- und Moral-Lehre, in den gewöhnlich sogenanten Gemüthskräften, immer wird dadurch keine weitere Verschiedenheit in der Nothwendigkeit der bezüglichen Wissenschaften und ihrer Behandlung herbeigeführt, jede dient erfahrungsmäßig gleich sehr zur Befriedigung eines Bedürfnisses des menschlichen Geistes, und ihre Vernachlässigung rächt sich ebenso an ihm. Nur der Unterschied läßt sich zwischen den Vernunft- und den Verstandes-Wissenschaften bemerken, daß die ersteren weit mehr als die letzteren eine „universitas" zu bilden scheinen, und daher die gänzliche Nichtachtung der übrigen sich bei dem Studium der ersteren empfindlicher zu rächen pflegt, als wenn sich Jemand einer der letzteren sehr ausschließlich widmet.

Dagegen macht es sich bei den Vernunft-Wissenschaften nur zu sehr geltend, ob sie von Personen betrieben werden, die mehr mit „Trieben", oder von solchen, die mehr mit Selbstbestimmungs-, oder endlich von solchen, die mehr mit Selbstverleugnungs-Neigungen ausgestattet sind. Dies tritt besonders in der politischen und religiösen Sphäre hervor und constituirt hier die Parteien der offene Gewalt liebenden Radikalen, sodann der immer sich beengt fühlenden Liberalen, deren Heißspornen die Erlangung der Anarchie in gesetzlicher Form auf gesetzlichem Wege als „Freiheits-Ideal" vorschwebt, endlich der immer autoritätssüchtigen Conservativen. Außerdem

macht sich auch der Gegensatz der Optimisten und Pessimisten sehr geltend, beruhend auf den in unharmonischer Stärke entwickelten beiden Neigungen des menschlichen Gemüths zum Hoffen und zum Bangen; ersteren Falls pflegt Alles rosenroth, letzteren Falls Alles düsterschwarz angesehen zu werden. Sind die Menschen über ihre bezüglichen Geistesorganisationen und deren erfahrungsmäßige Folgen nicht klar geworden, so pflegen sie sich nach einer dieser Richtungen maßlos fortreißen zu lassen, wie es bekanntlich z. B. dem Philosophen Schopenhauer mit seiner Neigung zum „Pessimismus" widerfahren ist. So kommt es, daß man in den Vernunft-Wissenschaften das Entgegengesetzteste als allein wahr und richtig preisen hören kann; denn hier liegt die Domaine der „barokken", oft an Irrsinn streifenden, der unharmonisch entwickelten Köpfe [18]). Daß solche großen Verschiedenheiten der Personen eine ganz verschiedene Behandlung der Wissenschaften hervorbringen, liegt nahe.

Ob eine Wissenschaft zu den Verstandes- oder zu den Vernunft-Wissenschaften gehöre, wird sich im Ganzen genommen leicht entscheiden lassen. Nur bei einigen derselben, z. B. der Sprachwissenschaft ist es zweifelhaft; ebenso für die Kriegslehre, die scheinbar ganz exakt ist, schließlich aber sich als eine nur auf persönlichem Takt beruhende Kunst enthüllt. Napoleon und Scharnhorst haben wohl deshalb gemeint, der Krieg sei eine Sache der Psychologie; der letztere gab darum z. B. den Rath, man müsse den unruhigen, hastigen Franzosen gegenüber nie auf ihre Pläne eingehen und immer etwas Anderes thun, als was sie wollten, ein Rath, den unser großer Stratege Moltke noch dahin vervollständigt zu haben scheint, daß er, um sie in gedrückter Stimmung zu erhalten, sich auf gewagte Erfolge lieber nicht einließ 2c.

3. Der Zuverlässigkeitsgrad der Wissenschaftsklassen und seine Consequenzen.

Die Wissenschaften als nur die mittheilbaren, die „überlieferbaren" Erfahrungsschätze der menschlichen Psyche enthaltend, können natürlich auch keine größere Zuverlässigkeit bieten, als ein solches Wissen; und da dieses Wissen günstigsten Falls in Erreichung

beabsichtigter Erfolge und minder günstigen Falls in Kenntniß generell beobachteter Thatsachen mit eigenthümlichem Charakter und so erlangter Direktive für ein erfolgreiches Handeln in vorkommenden Lebenslagen besteht, so kann man auch durch die Wissenschaften sich nichts weiter aneignen, als eine leichtere Erlangung jener beabsichtigten Erfolge und der Kenntniß solcher als Direktive dienenden Thatsachen — leichter insofern, als uns eine Anleitung zur Erreichung jener Erfolge und eine Hinweisung auf das generelle Vorkommen von dergleichen Thatsachen gegeben wird, und wir auf diese Weise die ersteren nicht erst durch verschiedene vielleicht mißlingende Versuche und die letzteren nicht erst durch schwierige Beobachtungen uns anzueignen brauchen.

Da die Wissenschaften in dieser Auffassung nur den bisher gewonnenen menschlichen Erfahrungsschatz bieten können, so entsteht denn auch für sie die Frage, ob und wie weit er sich künftig noch erweitern lassen wird. Die Antwort wird hierauf für sie eben so lauten wie für das Wissen selbst, daß zwar im Voraus sich die Grenzen des „Erkennens" nicht feststellen lassen, daß aber diejenigen Grenzen, welche die scharfsinnigsten Köpfe bisher nicht zu durchbrechen vermocht haben, Grenzen des wissenschaftlichen menschlichen Erkennens bilden werden. Die beiden bisher nicht zu durchbrechen gewesenen bezüglichen Schranken wurden bereits oben nach Dubois-Reymond angegeben.

Es bleibt uns unter solchen Umständen nur übrig, hiernach unsere Anforderungen an die Wissenschaften zu beschränken, ihnen durch möglichste Entwicklung und Stärkung unserer Geisteskräfte entgegen zu kommen, damit uns die Aufnahme der in ihnen aufgespeicherten Erfahrungsschätze nicht nur erleichtert wird, sondern uns selbst wo möglich diese noch zu erweitern gelingt. Ganz besonders haben wir dazu unsere Aufmerksamkeit, „das Höchste aller Fertigkeiten und Tugenden" [19]) zu steigern. Im Uebrigen aber haben wir uns zu bescheiden; denn nur die größere oder geringere Zuverlässigkeit bildet einen Unterschied im Werthe der Thatsachen, nicht der Inhalt der letzteren.

Es liegt nahe, daß hiernach bezüglich der Zuverlässigkeit nur die Verstandeswissenschaften günstig gestellt erscheinen, unter ihnen aber wieder vorzugsweise die experimentirenden, weil „das Experiment uns

lehrt, daß die Verbindung zwischen zwei Vorgängen in jedem von uns gewählten beliebigen Augenblicke bestehe unter übrigens von uns beliebig abgeänderten Verhältnissen" [20]). Weniger günstig sind die beschreibenden Verstandes-Wissenschaften gestellt, theils aus dem eben angegebenen für sie nicht zutreffenden Grunde, beziehentlich weil die von ihnen aufgestellten charakteristischen generellen Merkmale oft nur nebeneinander (und nicht nacheinander), nur als ruhendes Sein (und nicht in Action) constatirt werden können, theils aber weil die Aufstellung und Auswahl solcher Merkmale mehr und minder von dem subjektiven Ermessen des Aufstellers abhängt und sich nicht übersehen läßt, ob er nicht grade die wichtigsten, ja die seine Annahme widerlegenden unbeachtet gelassen habe. Doch haben sie immerhin dadurch, daß sie, wie hervorgehoben ward, eine mehr und minder sichere Direktive für das Handeln verschaffen, einen höchst bedeutenden Werth.

Ganz ungünstig in Bezug auf zuverlässige Erfahrungen über erfolgreiches Handeln, oder auch nur über generell vorkommende kennzeichnende Thatsachen steht es um die Vernunft-Wissenschaften. Sie bieten im Wesentlichen, soweit sie nicht selbst verstandes-wissenschaftliche Elemente in sich schließen, nur insofern Aussicht auf Zuverlässigkeit ihres Inhalts, als das von ihnen zu befriedigende menschliche Gemüthsbedürfniß auf einer constanten Neigung, einem Hange des menschlichen Gemüths beruht und ein solcher Hang im Wege einer den beschreibenden Verstandes-Wissenschaften beizuzählenden Psychologie sich feststellen läßt. Es ist eine That ersten Ranges unseres großen Naturforschers Helmholtz, diese ungünstige Stellung der Vernunft-Wissenschaften zum ersten Male klar erkannt und unumwunden ausgesprochen zu haben, eine That, die von so unermeßlicher Tragweite sein dürfte, daß sie in ihren Consequenzen sich eigentlich zur Zeit nicht übersehen läßt und höchst wahrscheinlich die Physiognomie unseres ganzen geistigen Lebens umgestalten wird, so daß von ihr wohl eine neue Epoche zu datiren sein dürfte. Helmholtz meint, die Verstandes-Wissenschaften seien meist im Stande, ihre Abstractionen aus Thatsachen bis zu scharf ausgesprochenen allgemeinen Regeln und Gesetzen durchzuführen, hingegen die Vernunft-Wissenschaften hätten es überwiegend mit Urtheilen nach psychologischem Taktgefühl zu thun. Für Theologie und Jurisprudenz insbesondere erkennt er an, es werde die Lösung der Aufgabe, ob der von einem

Juristen oder Theologen unter ein Gebot juristischen oder theologischen Inhalts zu subsumirende Fall die Bedingungen an sich trage, für welche das Gebot gegeben sei, meist eine Sache der psychologischen Anschauung sein, obgleich die Subsumtion in der Form des bewußten logischen Schließens erfolge und obgleich sich nicht verkennen lasse, daß sowohl die Syntax der ausgebildeten Sprachen, als auch das durch mehr als 2000=jährige Praxis allmälig verfeinerte System unserer Rechtswissenschaft einen hohen Grad logischer Vollständigkeit und Consequenz erreicht habe, so daß im Ganzen die Fälle, welche sich nicht klar unter eines der gegebenen Gesetze schicken wollten, zu den Ausnahmen gehörten. Freilich würden solche Ausnahmen immer bestehen bleiben, da die von Menschen hingestellten Gesetzgebungen niemals die Folgerichtigkeit und die Vollständigkeit von Naturgesetzen haben möchten [21]).

Mag Helmholtz nun auch hierin die Zuverlässigkeit von Rechtsentscheidungen 2c. immer noch etwas, ja, wie die tägliche Erfahrung lehrt, vielleicht sogar viel zu hoch taxiren, so ist doch im Wesentlichen von ihm genügend klar ausgesprochen, daß in den Vernunft=Wissenschaften nur da, wo sie ihren Charakter nicht an sich tragen, sondern ihm ein genügend starkes verstandes=wissenschaftliches Element beigemengt ist, ein zuverlässiges Wissen erreichbar ist. Hingegen nach ihrem eigentlichen Charakter besitzen sie einen von den Verstandes=Wissenschaften ganz abweichenden Typus, und man hat deshalb auch den Namen Wissenschaften für sie nicht zu gebrauchen, sondern ihnen, ähnlich wie bereits die Franzosen zwischen sciences und lettres unterscheiden, einen sie besser charakterisirenden Namen zu geben. Ich würde vorschlagen, den bereits für einige derselben üblichen Namen „Lehre" allgemein anzunehmen und werde dies im Nachstehenden thun.

Faßt man diese Gesichtspunkte fest in's Auge, so würde man daraus folgende Consequenzen zu ziehen haben:

1) Wer behauptet, daß es in den Vernunftlehren ein unbedingt wahres, ein präzis zu erweisendes Wissen gebe, muß für in großem Irrthum befangen erklärt werden. Ist bei dem Grade der Vorbildung von solchen Menschen anzunehmen, daß sie im Stande sind, diese Unmöglichkeit eines zuverlässigen Wissens in den Vernunftlehren zu begreifen, so müssen sie der Heuchelei und Nebenabsichten für verdächtig gehalten, und können sie ihrer besseren Einsicht durch

einen Wahrspruch von Geschworenen überführt werden, so ist wider sie unter Umständen Bestrafung wegen versuchten Betruges zu verhängen. Versuchen sie gar, Anderen dergleichen phantastische Vorstellungen als allein wahre und seligmachende aufzudrängen, so muß ein solches Unterfangen mit den schärfsten Gewaltmitteln als ein furchtbar gesittungsfeindliches geahndet werden. Kurz es ist eine gänzliche Umkehrung derjenigen Weltanschauung geboten, welche Personen, die an eine vermeintliche Wahrheit hierin nicht glaubten, des Verbrechens der Ketzerei für schuldig erklärte. Vielmehr sind nunmehr Verketzerer für friedensstörerische, verabscheuungswerthe Verbrecher zu erklären.

2) Ebenso wird es nicht statthaft sein, daß, weil in den Vernunftlehren kein Wissen möglich sei, nun hier das „Glauben" an dessen Stelle zu treten habe; denn das hieße nur an Stelle des eigenen Nichtwissens dasjenige Anderer setzen, d. h. hinter Autoritäten flüchten, deren Legitimation selbst wieder erst erwiesen werden müßte, indem ihre Autorität ihnen sonst nur wahnweise beigemessen würde.

3) Zu verwerfen sind auch die Phantastereien sogenannter Ideale; ihre schlaraffenländlichen, die Hände in den Schooß legenden Endzwecke beruhen auf dem so zu sagen falschen Rechnungsansatze, daß es einen absoluten Verstand und also eine absolute, im unbedingten Sinne wahre Durchleuchtung der Gemüthskräfte durch ihn gebe, natürlich auch, daß die weisen Salomo's, welche sie aufstellen, vor Allem so glücklich sind, sich im Besitze dieses absoluten Verstandes zu befinden, und nur die unüberwindliche Gemeinheit der Welt die Unrealisirbarkeit solcher herrlichen Wolkenkukuksheims verschulde. Dergleichen Nirgendheims pflegen hiernach auch keineswegs ungefährliche Geistesspiele zu bleiben; denn ihr latenter, rein theoretischer Fanatismus pflegt nur zu leicht in Folge jenes falschen Rechnungsansatzes in den sehr praktischen von allerhand Greueln umzuschlagen, à la Marat, Robespierre ꝛc.

4) Dagegen ist es erlaubt, dergleichen Vorstellungen soweit nachzuhängen, wie sie zur Befriedigung von Gemüthsbedürfnissen beitragen, sofern sie nicht die Befriedigung von anderen dergleichen unmöglich machen oder gar mit zuverlässigen verstandes-wissenschaftlichen Erfahrungsschätzen collidiren. Denn ist auch der kotyledonische Zustand einer Gemüthskraft erst dann einer Beachtung werth, wenn er „unter dem

erhellenden Lichte des Verstandes zur göttlichen Frucht der Vernunft gereift" ist, so ist es doch ein unschädlicher Genuß, hierin Ansichten nachzuhängen, deren Wahrheit oder Unwahrheit weder andere Gemüthskräfte, noch den Verstand beengt und berührt. Die geniale Unterscheidung von Leibnitz zwischen Unvernünftigem und Ueberverünftigem ist demnach noch immer werthvoll. Ist es zwar wünschenswerth, daß sowohl Gemüthskräfte wie Denkkräfte gleich sehr ausgebildet werden und in Harmonie wirken, so kann doch auch der Verstand immerhin dulden, worüber er nichts auszumachen vermag; denn es ist nur seine Function, das Unverständige, das wirklich „Unsinnige" zurückzuweisen. Ohne „wissenschaftlichen" Erweis wird er aber kein bloßes Geistesspiel als unsinnig bezeichnen, sondern nur meinen dürfen: judicium non liquet.

5) Menschen, denen die Höhe dieser Anschauungen unzugänglich ist, sind als erwachsene Kinder anzusehen und ihre Verkehrtheiten nach Möglichkeit zu zügeln. Es ist dabei festzuhalten, daß selbst für die größte Verdüsterung des Gemüths eine geringe Aufhellung durch Verstand um so mehr möglich bleibt, als es fortan auf die Utopie einer absoluten Durchleuchtung des Gemüths durch den Verstand nicht mehr ankommt, sondern nur eine bessere als die bisherige zu erstreben bleibt. Herrscht demnach in der religiösen Sphäre Thier- und Menschen-Vergötterung, so ist es schon ein Fortschritt, nur die erste in Wegfall bringen zu können, wie die Griechen gegenüber den Egyptern es erreichten; herrscht dann nur die letztere, so ist es ein großer Fortschritt, sie auf Nichtlebende oder Einen Verstorbenen einzuschränken, etwa wie das Christenthum es gegenüber dem Heidenthum erreichte, obgleich bei einzelnen seiner Sekten hierin bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Rückfälle stattgefunden haben, gewißlich nicht ohne Einfluß der falschen Grundanschauung, daß es menschenmöglich sei, absolut sichere und präzise Urtheile über den sittlichen Werth von Nebenmenschen zu fällen, und so das Biblische, daß es nur Einen gebe, der Herzen und Nieren kenne, und das Richtet nicht! außer Acht zu lassen. Herrscht ferner etwa ein krasser Opferkultus, so wird es schon eine Durchleuchtung bilden, nur seine Grausamkeiten zu beseitigen oder ihn auf Thieropfer einzuengen. Wird Cölibat als etwas Besseres als Familiengründung angesehen, so ist es schon Durchleuchtung, dies etwa auf die für den Kultus erforderlichen Priester einzuschränken, dagegen

Klöster nicht aufkommen zu lassen; und müssen nur die für den Kultus erforderlichen Priester Cölibatäre sein, so ist es wieder schon Durchleuchtung, dies auf gewisse Klassen derselben und dergleichen einzuschränken. Das Nämliche gilt für die Beseitigung von „Unvernunft" (d. h. also immer von Beseitigung geringerer Durchleuchtung der Gemüthskräfte) in allen übrigen Vernunftsphären, z. B. in der Rechtssphäre für Beseitigung der sogenannten Gottesgerichte und Hexenprozesse. Für Verschiedenes gilt als Verwerfungsgrund daneben noch oftmals oder ausschließlich die Disharmonie mit anderen Gemüthskräften, z. B. die Anwendung der Folter zur Erpressung von Geständnissen als kollidirend nicht nur mit starker Gewissenhaftigkeit, sondern noch mehr mit starkem Philanthropismus.

6) Für das praktische Bedürfniß sind zur Entwicklung und Ausübung der Gemüthskräfte, beziehentlich zur Beseitigung von Collisionen zwischen ihnen (ihrer Existenz bei verschiedenen Personen), dergleichen Personen als Lehrer, Richter, Herrscher ꝛc. nöthig und als solche anzuerkennen, bei deren Entscheidungen man sich zu beruhigen hat, auch wenn diesen letzteren absolute Wahrheit nicht beiwohnt. Hier entsteht nun die Frage, ob sich Grenzen für diese Folgeleistung auffinden lassen? Ein Recht darauf, oder umgekehrt ein Recht zur Empörung ist eine Sinnlosigkeit; denn da alles Recht nur in der Neigung besteht, auch Nebenmenschen eine Sphäre zum Wirken als Erwerber ꝛc. zu gönnen, und eine solche Neigung erst, wenn sie vom Verstande durchleuchtet ist, größeren Werth hat, so liegt es auf der Hand, daß die Verwirklichung dieser Neigung immer etwas Relatives bleiben muß und der Bestimmtheit ermangelt; sie bleibt eben abhängig von der größeren oder geringeren Stärke jener Gemüthsneigung bei den einzelnen Menschen und der größeren oder geringeren Durchleuchtung dieser Gemüthsneigung durch ihren Verstand. Daher sieht man gewissenlos-rohe und verstandesschwache Menschen entweder nur sklavisch gehorchen oder nur sinnlos tumultuiren. Aber anderseits kann man auch wieder sagen, daß je weniger es möglich bleibt, Dinge vor dem Verstande zu rechtfertigen, um so weniger eine Nichtachtung von Autoritäten kulturfeindlich wirken werde. Daher am wenigsten in Religionssachen, weil hier keine einzige bekannte Vorstellung durch den Verstand sich positiv rechtfertigen läßt und daher nur demüthiges Vertrauen und vertrauensvolle Demuth im Allgemeinen übrig bleibt.

Es ist hiernach diejenige Religion die erträglichste, welche die wenigsten Dogmen besitzt, aber jede unerträglich, welche ihre Vorstellungen für allein wahre erklärt oder gar Nichtanhänger von ihr verfolgt. Vielmehr sind solche religiösen Vorstellungen, welche zur Vernichtung oder Untergrabung anderer Gesittungssphären führen, als unverständige nicht zu dulden und Angriffe darauf nur zu sehr gerechtfertigt. Aus gleichem Grunde ist ein Abfall, eine Empörung wider religiöse Vorurtheile stets unschädlich, ja sogar nützlich, wenn es sich um Vertauschung einer mechanisch-rituellen, kindischen, albernen oder wohl gar widernatürlichen Confession mit einer von verhältnißmäßig gegentheiligem Charakter handelt. Weniger zulässig ist eine Widersetzlichkeit in anderen Sphären, da hier stets eine gewisse Durchleuchtung der Gemüthskräfte durch den Verstand möglich bleibt und auch wohl stattfindet, die Empörung aber eine solche Nichtdurchleuchtung eher nur vermehrt als vermindert. So werden sich schon in der politischen Sphäre erhobene „gravamina" selten genügend sicher durch den Verstand rechtfertigen lassen, umgekehrt aber die Empörung nur das schlimmere Uebel der Unbotmäßigkeit und Herrscherlosigkeit herbeiführen, so daß man sich schließlich eine noch größere Einschränkung der „Selbstbestimmung" gefallen läßt, als vorher stattfand; denn es ist eben nicht die bloße nackte Selbstbestimmung etwas werth, wie uns unklare Köpfe à la Castelar rc. alle Tage versichern und deshalb ganz Verständiges verschmähen, blos weil es von ihnen nicht durch Stimmabgabe genehmigt worden ist. Noch unerträglicher ist die „Selbsthülfe" in der Sphäre des Privatrechts, und es verdient daher jedes richterliche Erkenntniß, wenn es nur erträglich „motivirt" oder mindestens eine Berufung an eine höhere Instanz von möglichst unabhängig gestellten Richtern möglich ist, unsere Anerkennung. Als am unerträglichsten gilt bekanntlich erfahrungsmäßig die Empörung von Unmündigen in der Erziehung und die Disciplinlosigkeit von Kriegsheeren.

7) Für alle solche Personen, welche mit Handhabung der für genügende Ausübung von Gemüthskräften getroffenen richterlichen, politischen rc. Einrichtungen betraut sind, ist nach dem Vorstehenden sowohl eine möglichst gute Entwicklung der ihnen erforderlichen Gemüthskräfte und Durchleuchtung dieser letzteren durch möglichst scharfen Verstand, wie eine möglichst unabhängige äußere Stellung etwas sehr Wünschenswerthes, ja letztere sogar die einzig mögliche äußere Garantie für

werthvolle Entscheidungen von dergleichen Personen. Daher die Sorgfalt, welche erfahrungsmäßig der unabhängigen Stellung der Richter und Unverantwortlichkeit der Herrscher gewidmet zu werden pflegt; daher aber auch erfahrungsmäßig der erste sichere Schritt zum „Despotismus“ (gedankenlosem Befehlen und Gehorchen) wenn die Richter in Demokratieen ꝛc. auf Zeit gewählt werden.

8) Ist es hiernach einleuchtend, daß in allen Vernunftlehren die höchsten Erfolge durch möglichst große Kraft derjenigen Neigung, welche ihr Gemüths-Centrum bildet, in Verbindung mit möglichst scharfem Verstande erzielt werden (und zwar sowohl in theoretischer wie praktischer Beziehung), so lassen doch diese Erfolge nicht, wie in den Verstandes-Wissenschaften, ohne Weiteres eine Verwendung in anderen ähnlichen Fällen zu; vielmehr kann man hier niemals sicher sein, daß der jetzige Fall die Wiederholung eines früheren bilde. Ueberhaupt hängt in den Vernunftlehren so ziemlich Alles von der Subjektivität des Handelnden ab: unter den Händen eines gewissenlosen, unverständigen Richters gestaltet sich die Entscheidung eines Rechtsfalls ganz anders, wie wenn dieselbe durch einen Richter von gegentheiligen Eigenschaften erfolgt. Ein gewissenloser, unverständiger Richter macht die besten Gesetze illusorisch, und umgekehrt weiß ein verständig-gewissenhafter selbst verkehrten Gesetzen noch erträgliche Wendungen zu geben ꝛc.

Das Resultat, daß die Vernunftlehren den Charakter der Wissenschaft entbehren, weil ein zuverlässiges Wissen in ihnen nicht erreichbar ist, sie also auch kein dergleichen überliefern können, daß hier vielmehr Alles auf angeborenen sogenannten Takt und auf durch „Praxis“ gestärkte „Kunst“, d. h. daß es auf ausgebildetste bezügliche Gemüthskräfte in Verbindung mit schärfstem Verstande ankomme, dieses Resultat wird sich auf keine Weise beseitigen oder auch nur umgehen lassen, und man wird mit ihm zu rechnen haben: es giebt keine alleinwahre Religions-, Rechts-, Staats-, Wirthschafts-, Kriegs-, Erziehungs-, Unterrichts- ꝛc. ꝛc. Lehre, es giebt nur eine vom Verstande durchleuchtete, also keine unbedingt wahre Befriedigung der ihnen zu Grunde liegenden, ohnehin ebenfalls bei den einzelnen Personen sehr verschieden starken Gemüths-Neigungen. Es kann nicht genug betont werden, daß es Gedankenlosigkeit und Geistesbeschränktheit ist, eine ideale, eine sogenannte Vernunft-Religion, einen dito Staat, ein

dergleichen Recht (ein sogenanntes Naturrecht), eine eben solche Kunst ꝛc. ersinnen zu wollen; denn der Verstand existirt nicht, sondern nur Verstand einzelner verständigen Menschen; die (absolute) Durchleuchtung durch einen solchen absolut-wahren Verstand erscheint also unmöglich, und nur eine stets relative bleibt erreichbar. Vollends die Besserung einzelner Verstandeswidrigkeiten, z. B. Beseitigung einzelner sinnlosen Dogmen, einzelner staatlichen Mißstände ꝛc. zu unterlassen, weil es auf eine solche einzelne „Dummheit" mehr oder weniger nicht ankomme und es besser sei, eine gründliche Aufräumung alles Unsinns auf einmal vorzunehmen, beruht auf einem völligen Mangel an Einsicht über die Natur des Wissens überhaupt und des menschlichen Verstandes und Gemüths speziell; die Consequenz dieser Ansicht ist Geistesträgheit und Geistesunfruchtbarkeit, wenn man beides nicht schon als darin enthalten erblicken will. Welchen Werth die Gewißheit von der Nichtexistenz einer unbedingt vollkommenen und „wahren" Religion, eines dergleichen Staats, Rechts ꝛc. wider allen Untrüglichkeitsdünkel besitzt, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Auch die Wissenschaft der Statistik, deren Hülfe man zur Herbeiführung einer größeren Zuverlässigkeit in den Vernunftlehren in Anspruch zu nehmen versucht hat [22]), gewährt sie nicht; denn für die von ihr ermittelten, der Vernunftsphäre angehörigen Thatsachen, etwa von constanten Zahlen für Selbstmorde, Heirathen ꝛc., selbst wenn sie nur für einen bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit als charakteristische Kennzeichen derselben nachgewiesen werden, so daß danach die Statistik an die Höhe einer beschreibenden Verstandes-Wissenschaft hinanreichte, sind doch erst immer wieder die Ursachen aufzusuchen, was offenbar, wofern überhaupt, so doch nur selten ganz zuverlässig gelingen wird. Die Wissenschaft der Statistik ist eben nur eine unvollständige, so zu sagen nur eine halbe Verstandes-Wissenschaft.

Nur soweit die jeder Vernunftlehre als Grundlage dienenden Gemüths- und Verstandeskräfte durch eine als beschreibende Verstandes-Wissenschaft behandelte Psychologie, also im Beobachtungswege in ihren Aeußerungen erkannt und so als „Lebensprinzip" einer Vernunftlehre ermittelt sind, kann über sie nach Maßgabe der Zuverlässigkeit einer solchen beschreibenden Verstandes-Wissenschaft etwas positiv Sichreres ausgesagt werden. Wird in dieser Weise z. B. die Gewissenhaftigkeit als Basis des Rechts, die Sicherungs-Neigung (und Anhänglichkeit)

als Basis der Politik (des Staats), die Tapferkeit als Basis der Kriegskunst erkannt 2c., so läßt sich voraussagen, daß bei gänzlicher Gewissenlosigkeit keine gesicherten Rechtsverhältnisse, bei gänzlicher Nichtachtung des Staatsverbandes und Unbotmäßigkeit keine staatliche Festigkeit, bei gänzlicher Feigheit keine kriegerischen Erfolge erwartet werden können. Und da solche Zustände auch Menschen nicht entgehen, deren Verstand nur wenig entwickelt ist, wofern sie nur „unverdorbenen Gemüths" sind, d. h. nur die Gemüthskraft, welche für die betreffende Lehre erforderlich ist, einigermaßen genügend entwickelt besitzen (also z. B. bezüglich der drei genannten Lehren recht gewissenhaft, vorsorglich, anhänglich, tapfer sind), so erklärt sich hieraus, daß doch in solchen Fällen eine gemeinsame Ueberzeugung in sehr weiten Kreisen stattfinden kann. Jedes solcher „unverdorbenen" Gemüther fühlt mit Entschiedenheit heraus, daß bei großer Gewissenlosigkeit von keinem Recht, bei großer Sorglosigkeit gegenüber äußeren und inneren Feinden von keinem Staat, bei starker Feigheit von keinem Kriegs-, bei großer Sorglosigkeit von keinem Erziehungs-Erfolg, bei großer Erbarmungslosigkeit von keiner Philanthropie 2c. 2c. die Rede sein kann. Jede gut entwickelte Gemüthskraft besitzt eben auch ohne Unterstützung durch Verstand für das ihr Angemessene eine Art instinctivrichtigen Gefühls. Goethe hat dies sehr gut folgendermaßen ausgedrückt: „Ein beschränkter ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmerei der feinsten Mächler (faiseurs) durch und durch". Hierauf beruht die Möglichkeit, solchen „unverdorbenen" und „unbefangenen" Gemüthern bei Entscheidung von Vernunftfragen, z. B. als „Geschworenen" im Kriminalprozesse, eine Mitwirkung einzuräumen. Wo hingegen die Verhältnisse zu verwickelt liegen, als daß die bloße Existenz einer bezüglichen starken Gemüthskraft ohne Mitwirkung eines scharfen Verstandes zur Herbeiführung angemessener Entscheidungen ausreichte, z. B. in sehr verwickelten Kriminalprozessen, sehr verwickelten politischen Fragen, wird jene Mitwirkung „naiver" Gemüther eher zum Nachtheil, als zum Vortheil gereichen; denn hier ist die Gemüthskraft ohne das erhellende Licht des Verstandes geblieben, ist nicht zur „göttlichen Frucht der Vernunft gereift". In der Schweiz z. B. hat die Einführung des sogen. Referendum hierzu sehr lehrreiche Belege geliefert.

Selbstverständlich findet das Vorstehende auf die in den Vernunftlehren enthaltenen verstandes-wissenschaftlichen Elemente keine

Anwendung; denn für dergleichen Elemente ist eine Erlernung, ein Wissen offenbar eben so gut möglich, wie in jeder anderen Verstandes-Wissenschaft, z. B. in der Schönheitslehre die Kenntniß des zur Herstellung von Kunstwerken dienenden Materials und die Wissenschaft der Perspektive, in der Staatslehre die Wissenschaft über die Größe und klimatische Beschaffenheit des Staatsgebiets 2c.

Im Uebrigen aber läßt sich für die Vernunftlehren an dem Goethe'schen Worte als unausweichlicher Nothwendigkeit durchaus nichts abmarkten:

Es gilt, man stelle sich wie man will,
Doch endlich die Person!

Kurz, wir haben uns zu bescheiden, in den Vernunftlehren unser Wissens-Bemühen auf Ermittlung der ihnen zu Grunde liegenden menschlichen Gemüthskräfte als ihres Knochengerüstes zu beschränken.

Es ist wohl möglich, daß es Späteren dereinst sonderbar vorkommen wird, wie so die Menschheit sich zu so einfacher Einsicht so schwer zu entschließen vermocht hat. Doch ist nicht zu übersehen, daß zwei größte Genien sie gehabt haben müssen: Goethe, wie schon oben bemerkt ward, nach seinem Faust für die Relativität alles Wissens, Shakespeare für diejenige des Wissens vom Recht — letzterer hätte sonst nicht die tragische Gestalt seines Hamlet schaffen können; denn dieselbe wird es nur dadurch, daß sie, in entgegengesetzter Anschauung befangen, die Wage der menschlichen Gerechtigkeit für so exact hält, um die Strafe für große Verbrechen darauf so zu sagen nach Loth und Quent abwägen zu können, da doch diese Art von Gerechtigkeit niemals „im absoluten Sinne wahr" sein kann.

Die Betrachtung des Wissens in einzelnen Wissenschaften und Lehren wird im nachfolgenden speziellen Theile unter Festhaltung dieser Gesichtspunkte erfolgen.

Zuvor jedoch möchte es nöthig sein, die in neuerer Zeit so viel besprochene und gerühmte „Methode der heutigen Naturwissenschaften" noch etwas näher zu erörtern, obgleich das Wesentliche hierüber eigentlich schon im Bisherigen enthalten ist und daher einige Wiederholungen unvermeidlich sind.

4. Die Methode der heutigen Naturwissenschaften.

Das viele unklare Gerede hierüber ist zum größten Theile dem Einfluß der Engländer, besonders dem des bekannten Stuart Mill über Induction und Deduction zur Last zu legen. Man meinte etwa, die sogenannten Naturwissenschaften seien dadurch so „exact", daß sie von genau wahrgenommenen Einzelthatsachen ausgingen, und aus ihnen das Gemeinsame als „Gesetz" mit sehr scharf aufmerkenden Sinnen abstrahirten, während hingegen die sogenannten Geisteswissenschaften (die Vernunftlehren) immer nur fortfahren könnten, von allgemeinen Sätzen als Hypothesen auszugehen und daß sie sodann diese Hypothesen höchstens an vorgekommenen Einzelfällen zu prüfen und nach dem unsicheren Maßstabe: „it works well" als plausibel oder nicht plausibel auszugeben vermöchten — wofern es nicht vorgezogen würde, eben nur rein erörternd, d. h. mit vager Abwägung aller findbaren vermeintlichen Für und Wider die wissenschaftlichen Ergebnisse in diesen sogenannten Geisteswissenschaften festzustellen.

Diese Auffassung übersieht vor Allem oder betont mindestens nicht genügend, daß „(Wahrnehmungen äußerer Objekte, selbst solche der scheinbar unmittelbarsten sinnlichen Art) Acte unserer Vorstellungsvermögen sind, die von Bewußtsein begleitet sind: es sind psychische Thätigkeiten. . . . Diese psychischen Vorgänge sind bisher noch wenig zur Sprache gekommen, weil man sich gewöhnt hatte, die fertige Wahrnehmung eines vorliegenden äußeren Dings als ein durch den Sinn unmittelbar gegebenes und nicht weiter zu analysirendes Ganze zu betrachten. Es braucht kaum an die fundamentale Wahrheit erinnert zu werden, welche grade dieses Gebiet der Forschung für fast alle anderen Zweige der Wissenschaft hat. Sinnliche Wahrnehmung liefert ja am Ende unmittelbar oder mittelbar den Stoff zu allem menschlichen Wissen, oder doch wenigstens die Veranlassung zur Entfaltung jener angeborenen Fähigkeit des menschlichen Geistes. Sie liefert die Grundlage für alle Thätigkeit des Menschen gegen die Außenwelt hin, und wenn man also auch die hier zur Erscheinung kommenden psychischen Thätigkeiten als die einfachsten und niedrigsten ihrer Art betrachten mag, so sind sie darum nicht minder wichtig und interessant. . . . Man muß nicht glauben, daß (die Arbeit des natur=

historischen Systematikers und ihr ähnliche Thätigkeiten) so mechanisch seien, wie sie nachher aussehen. . . . Es muß eben auch dabei jede einzelne Thatsache durch aufmerksame Beobachtung aufgefunden . . ., es muß das Wichtige vom Unwichtigen gesondert werden, und dies alles kann offenbar nur Jemand thun, der den Zweck zu welchem gesammelt wird, den geistigen Inhalt der betreffenden Wissenschaft und ihre Methoden lebendig aufgefaßt hat, und für einen solchen wird auch jeder einzelne Fall wieder in Zusammenhang mit dem Ganzen treten.... (Man darf nicht glauben, daß) nicht auch in manchen Gebieten der Naturwissenschaften .... ein instinctives Gefühl und ein künstlerischer Takt keine Rolle zu spielen hätten. In den naturwissenschaftlichen Fächern ist im Gegentheil die Beurtheilung, welche Kennzeichen der Arten als wichtig für die Systematik, welche als unwichtig zu betrachten seien, welche Abtheilungen der Thier- und Pflanzenwelt natürlicher seien als andere, wesentlich nur einem solchen Takte überlassen, der ohne genau definirbare Regel verfährt" [23]). Ja nicht blos auf die gehörige psychische Qualität des Naturforschers kommt demnach so viel an, selbst seine physische ist keineswegs gleichgültig: nicht immer können alle Naturforscher Alles wahrnehmen. Goethe und Helmholtz geben z. B. zu, daß gewisse Sinneswahrnehmungen, welche der mit sehr scharfen Sinnen ausgestattet gewesene Physiolog Purkinje bisher ganz allein gemacht hat, keineswegs auf Sinnestäuschungen desselben zurückzuführen sein mögen, sondern nur vermöge seiner vorzüglichen Sehwerkzeuge ihm allein bisher zugänglich gewesen sein werden.

Die Sicherheit in den sogenannten Naturwissenschaften liegt hiernach nicht darin, daß ihre „Wahrheiten" (ihre Gattungsbegriffe, Arten und Gesetze 2c.) allen Menschen von gesunden Sinnen zugänglich sein müßten, oder auch nur daß sie diese Wahrheiten stets induktiv (im Wege der reinen nackten Sinneswahrnehmung) festzustellen hätten (es könnte eben so gut auch deduktiv, durch vorläufige Annahme von dergleichen Wahrheiten, durch Hypothesen geschehen, vorausgesetzt nur, daß dieselben durch erfolgreiche, beziehentlich recht zahlreiche Erfahrungen bestätigt würden), sondern darin, daß sie wiederholbar sind. Ja, wenn wir uns in der Geschichte der naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen umsehen, so finden wir sogar, daß jene Hypothesen, jene „Phantasieen" dabei oft von entscheidender Wichtigkeit geworden sind. So wird von Faraday erzählt, er habe oft gesagt, es sei dies

oder jenes noch nicht durch Erfahrung bestätigt, aber es werde sich in einer von ihm bestimmt angegebenen Weise verhalten, und Experimente hätten dies dann als richtig ergeben [24]). Desgleichen hat oft eine Erfindung dadurch stattgefunden, daß die Identität eines Dinges mit einem anderen, oder auch seine Eigenschaft, als ein Surrogat für ein anderes dienen zu können, nur vermuthet ward, und daß sich dies hinterher bestätigte. Auf diese Weise hat bekanntlich Schönbein das Ozon bestimmt; ebenso hat Lavoisier, wie schon weiter oben bemerkt ward trotz seines Dilettantismus in der Chemie, ja sogar begünstigt durch ihn, den Vorgang des Verbrennungsprozesses erfolgreich erklärt, „weil ihm der Begriff eines luftförmigen Körpers in festem Zustande schon aus der Physik her geläufig war und er deshalb nicht durch das damalige chemische Vorurtheil eines existirenden Phlogiston behindert wurde" [25]). Ferner kann (in etwas anderer Weise) ein sehr zur Aufsuchung des Warum, des „Werdens" der Dinge, also zur Aufsuchung von Ursachen und Wirkungen geneigter Geist sich Hypothesen über ein solches Werden bilden, die sich erst nachher durch Versuche bestätigen; so erfand Talbot die Photographie, weil er nach einem Agens suchte, welches das seiner bloßen Vermuthung nach auf einem für das daguerrotypische Bild präparirten Papier hervorgebrachte noch unsichtbare Lichtbild auch für das Auge sichtbar mache, und er wählte als dieses Agens unter vielen Stoffen grade die Gallussäure. Endlich kann ebenso sogar ein sehr auf Aufsuchung von Verschiedenheiten der Dinge angelegter Geist selbst durch diese Eigenschaft zu Hypothesen als Basis zu neuen Entdeckungen gebracht werden, indem er annimmt, daß gewisse Dinge sich auch grade in entgegengesetzter Weise verhalten könnten, wie man bisher von ihnen zu glauben geneigt war. Warum, fragte aus solchem Gesichtspunkte heraus Faraday, warum soll, wenn Elektrizität Magnetismus erzeugen kann, nicht auch das Umgekehrte möglich sein? und er entdeckte so, was er suchte: Magneto-Elektrizität. Martius hat daher in der Denkrede auf Faraday vortrefflich bemerkt, daß in der Naturforschung zwar das Analagon seine wohlanzuerkennende Geltung habe, aber eine noch viel höhere und wichtigere das Paralogon und daß gar Vieles, was jetzt ungereimt erscheine, sich am Ende doch reime.

Es ist das schon oben erwähnte, gar nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst J. v. Liebigs, daß er diesen Werth der „natur-

forscherischen Phantasie" gehörig betont hat und zwar gegenüber Bacon, der nur die eine Richtung derselben kannte und schätzte, diejenige nämlich, welche auf die Aufsuchung von Identitäten, von Gattungsbegriffen der Dinge auszugehen liebt, wie seine für reflektives Denken nicht sehr beanlagten Landsleute auch heute noch zu thun pflegen, wofern sie überhaupt Theorieen aufstellen. (Sie haben dergleichen vermöge ihres Mangels an Reflexion überhaupt nicht, sondern „schreiten von Praxis zu Praxis; wenn es mit einer nicht geht, greifen sie zu einer anderen." (Virchow). Wir müssen aber in den Dingen zur gehörigen Befriedigung unseres Verstandes nicht blos Gattungsbegriffe annehmen (sie nicht blos als „Noumene" auffassen), sondern sie auch als mit lebendigen Kräften ausgestattet, sie als „Gignomene" denken; ja wir dürfen selbst, wie eben bemerkt ward, ihre paralogistische Natur gegeneinander nicht außer Acht lassen. Es muß hiernach sehr Wunder nehmen, wenn dieses Verdienst Liebig's nicht begriffen, sondern er sogar wegen seines Auftretens gegen die Einseitigkeit Bacon's getadelt worden ist [26]).

Der zweite Mangel bei Auffassung der naturwissenschaftlichen Methode bestände hiernach darin, daß man nur sieht, es beruhten alle naturwissenschaftlichen Gattungsbegriffe und Gesetze auf „Inductionen", daß man aber weder den Werth der „Phantasie" für Auffindung von dergleichen neuen Gattungsbegriffen und Gesetzen ahnt, noch weniger die einzelnen in der „Phantasie" enthaltenen Reflexionsoperationen sich klar gemacht hat, nicht sieht, daß die Quelle dieser Phantasie in ganz verschiedenen Reflexions-Neigungen der menschlichen Psyche liegen kann: eben theils in der Neigung für das Analogon (blitzschnelle Analogieschlüsse herbeiführend, wie Helmholtz sich gelegentlich ausdrückt), theils in der Neigung zum „Paralogon", theils endlich in der zum „Gignomen", welche letztere daher für das „Experiment", den „Versuch" eine besondere Vorliebe hegt. Es ist somit nicht erschöpfend, zu meinen, die naturwissenschaftliche Methode bestehe darin, daß sie den Verstand als Correktiv der Sinne und die Sinne als Correktiv des Verstandes anerkenne (auch wenn man von der ganz falschen Vorstellung absehen wollte, daß Verstand ohne „Sinne", ohne empirische Wahrnehmung möglich wäre, und in bloßer Reflexion bestände, ja einen Gegensatz zur Wahrnehmung bilde, da man doch auch noch sehr wenig entwickelten Kindern und Wilden scharfen Verstand,

weil genaue Wahrnehmung zuschreibt). Man muß vielmehr jedenfalls dazu fortschreiten, nicht blos die beiden Hauptelemente des Verstandes, die „reine Empirie" (die bloße Wahrnehmung) und die Reflexion (die „Phantasie") zu unterscheiden, sondern hat auch die letztere in die so eben genannten drei Elemente zu zerfällen und gehörig zu sondern [27]).

Hieran schließt sich nun das noch Wichtigere und meines Wissens erst von Helmholtz genügend Hervorgehobene an: nach den Reflexions-Neigungen der menschlichen Psyche zerfallen, wie früher bemerkt ward, die Verstandes-Wissenschaften in die beiden großen Klassen der blos beschreibenden (d. h. also substantialistisch-kritischen oder generalisirend-distinguirenden) wesentlich hervorgebracht durch die Neigung zur Aufsuchung von Analogieen (beziehentlich von Paralogieen) und in experimentirende, welche statt dieser Neigungen diejenige zur Aufsuchung von sogenannten Causalitäts-Verbindungen (die Neigung für „Gignomene") zum Centrum haben, hingegen jene beiden anderen Neigungen in die Peripherie verweisen. Danach beruhen nun zwar alle verstandes-wissenschaftlichen Gattungsbegriffe und Gesetze direkt, oder auf dem Umwege über Hypothesen, auf Inductionen, auf generalisirten, zusammengefaßten Erfahrungen; aber alle Inductionen haben nicht das Aufsuchen von ruhenden, blos seienden Merkmalen behufs Ermittlung der wichtigeren unter ihnen als sogenannten charakteristischen, als „Kennzeichen" der Arten 2c. zum Ausgangspunkte; sondern einige dieser Inductionen gehen von Anfang an auf Beobachtung von Naturprozessen aus. Ja, diese Naturprozesse nehmen in der neueren Naturforschung bekanntlich eine so wichtige Rolle ein, daß Helmholtz (in der schon oben kurz citirten, hier vollständiger folgenden Stelle) meint, es zeige sich erst in den experimentirenden Verstandes-Wissenschaften (und mathematischen Fächern) der besondere wissenschaftliche Charakter derselben in vollem Maße ausgeprägt; es lehre uns das Experiment, daß die Verbindung zwischen zwei Vorgängen in jedem von uns gewählten beliebigen Augenblicke unter übrigens von uns beliebig veränderten Verhältnissen bestehe. Bloße Beobachtung hingegen gewähre uns kaum je dieselbe Sicherheit der Kenntniß trotz noch so häufiger Wiederholung unter vielfach veränderten Umständen. Denn sie lehre uns wohl, daß die Vorgänge, um deren Zusammergehörigkeit es sich handle, oft oder bisher immer zusammen eingetreten sind, nicht

jedoch, daß sie zu jeder von uns beliebig gewählten Zeit einträten. Wir fänden aber, daß wir uns nur dann über Ursachen von Erscheinungen in Astronomie, Geologie, Meteorologie selbst bei methodisch vollendeter wissenschaftlicher Beobachtung sicher fühlten, wenn wir dieselben Kräfte auch in unseren Laboratorien durch das Experiment nachweisen könnten. Wir hätten durch die nicht experimentellen Wissenschaften noch keine einzige neue Kraft kennen gelernt. Er glaube, daß diese Thatsache nicht ohne Bedeutung sei [28]).

Das Verdienst Bacon's würde demnach nur darin bestehen, jede blos auf reflektiven Hypothesen beruhende, noch nicht durch Erfahrungen verifizirte, sondern blos durch Gemüthskräfte (der Neigung zum Anerkennen und Fürwahrhalten, dem bloßen „Glauben" 2c.) für sicher erklärte Thatsache so lange abgelehnt zu haben, als sie nicht durch sorgfältige Beobachtungen als „verifizirt" angesehen werden kann. Dagegen findet sich bei ihm (und auch z. B. bei Spinoza) noch keine Ahnung über den tief einschneidenden Unterschied der beschreibenden von den experimentellen Verstandes-Wissenschaften, worauf doch eigentlich erst der große Fortschritt der neueren Zeit in den sogenannten Naturwissenschaften beruht. Ja die beschreibenden Verstandes-Wissenschaften scheinen es, wie schon oben bemerkt ward, selbst zu fühlen, daß sie hierdurch in den Hintergrund gedrängt worden sind und streben deshalb aus allen Kräften die Ursachen für die Entstehung der Arten (im Darwinismus) nachzuweisen, also sich kausalistisch zu gestalten [29]).

Mögen aber auch die physischen und psychischen Eigenschaften der Forscher noch so vorzüglich und mag so die Zuverlässigkeit ihres Wissens noch so groß sein, möge selbst die Zuverlässigkeit auch blos auf das experimentell erlangte Wissen eingeschränkt werden, so sind doch hiermit die Hindernisse noch nicht erschöpfend bezeichnet, welche der Erhebung des Wissens zur Wissenschaft entgegenstehen: es kommt auch auf das Echo an, welches dasselbe bei den Zeitgenossen findet. Haben die Entdecker, wie Helmholtz von Young sagt, das Unglück ihren Zeit- und Landsgenossen an Scharfsinn zu überlegen zu sein, so gehen grade die besten Entdeckungen an ihnen spurlos vorüber, und vielleicht erst nach Jahrhunderten, wenn sie wieder von Neuem gemacht werden, erinnert man sich, daß sie einst schon einmal gemacht sind.

Kurz, es gilt auch von der „naturforschenden Methode", daß sie von den sie handhabenden und ihre Ergebnisse sich aneignenden Menschen

gänzlich abhängig, und daß somit die Ueberlieferung des durch die sie handhabenden Forscher ermittelten Wissens keineswegs durch dessen Zuverlässigkeit, sondern durch die Tüchtigkeit der Lerner desselben bedingt ist. Man muß mit Pettenkofer eben sagen, daß die „Naturgesetze durch die Methode, wie sie gefunden würden, um nichts gewisser seien, vielmehr auch sie sich ihre Autorität wider unbegründeten Skepticismus erst erringen müßten". „Ich muß immer", fährt dieser geniale Forscher fort, „wenn ich einer großen Thatsache gegenüber so leicht zu findende Zweifel mit gewichtiger Miene vortragen höre, denken: ob nicht vielleicht auch zur Zeit, als das Gesetz der Schwere und die Anziehungskraft der Erde noch neue Ideen waren, ein durch die Luft fliegender Vogel, oder ein senkrecht abgeschossener Pfeil als Beweise dagegen angeführt sind. Ja noch heutzutage giebt es viele Leute, die das Steigen eines Luftballons nicht mit der Anziehungskraft der Erde vereinbar finden würden, wenn der Lehrsatz erst noch bewiesen werden müßte und nicht bereits etwas Herkömmliches geworden wäre."

In der Regel wird, wie schon oben hervorgehoben ward, der Gang bei gar zu sehr wider bisherige Annahmen verstoßenden Entdeckungen und Erfindungen der sein, daß man sie erst als werthlos ignorirt oder wohl gar verhöhnt, dann ihren Werth als untergeordnet charakterisirt, endlich sie als eigentlich längst Bekanntes behandelt — Stadien, die neuerlich wieder die große Entdeckung der Spektralanalyse zu durchlaufen gehabt hat.

Man hat versucht, die „naturwissenschaftliche Methode" dadurch sicherer zu machen, daß man deren als zuverlässig anzusehende Ergebnisse auf solche einschränkte, die einen meß- und wägbaren Charakter besitzen. Man muß aber darauf gewiß mit Volhard erwidern: „Mit Wage und Aërometer kann man keinen neuen Körper entdecken. Durch Bestimmung von Maß und Gewicht kann man wohl darauf geführt werden, die Existenz irgend eines Stoffes in einer Verbindung vorauszusetzen, aber nur die Beobachtung des Eigenschaftlichen kann zur Entdeckung dieses Stoffs führen" [30]). Also auch nicht einmal die Findung von etwas wesentlich Neuem wird durch die „naturwissenschaftliche Methode" ermöglicht oder erleichtert, sondern dies hängt wiederum lediglich von den größeren oder geringeren Geistesfähigkeiten des Finders ab; es gilt auch hier, wie man sich auch stellen möge,

schließlich die Person. Genau besehen besteht also (wie ich mich bereits an einem anderen Orte ausdrückte) die heutige „naturwissenschaftliche Methode" in weiter nichts als guten Anlagen zur Naturforschung und guter Entwicklung dieser Anlagen durch Uebung. Man könnte auch sagen, sie reduzire sich auf die allgemein gewordene Ueberzeugung von der Unumgänglichkeit scharfer Controlirung alles Neuen durch verifizirende Versuche und beziehentlich Beobachtungen. Hingegen die Einschränkung der Zuverlässigkeit von Resultaten auf Meß- und Wägbares heißt denn doch sich selbst die Kehle zuschnüren und die oben gegebene Ausführung von Helmholtz ganz übersehen, daß das „Kennen" oft viel sicherer ist als das „Wissen in Worten". Uebrigens werden schließlich auch dergleichen nur messende und wägende Naturforscher zur Annahme von Atomen gedrängt, „die noch kein sterbliches Auge gesehen hat," oder gerathen auf die ohne psychologische Hülfe unlösbaren Schwierigkeiten des Causalgesetzes. Die in jener Einseitigkeit nicht befangenen Naturforscher operiren daher auch ohne Bedenken mit nur unvollkommnen, nur vorläufig zu einem Begriffsganzen zusammengefaßten Thatsachen, wie z. B. dem Begriffe des Magnetismus, und lassen es darauf ankommen, daß solche Begriffsganze erst nach und nach näher festgestellt werden; ebenso operiren sie mit nicht exacten „Bildern", z. B. einem Krankheitsbilde, das sich nicht wägen und messen, ja oft nicht einmal mit Worten genügend scharf beschreiben läßt. Sie lassen sich eben, um nur ja die Scylla einer erfahrungslosen Phantasie sicher zu vermeiden, nicht in die Charybdis eines grob skeptischen mäkelnden Materialismus treiben.

Der schlimmste Uebelstand eines solchen groben Materialismus bleibt aber, daß er die Verstandeswissenschaften ihrer Krone beraubt, ihnen ihr höchstes Ziel, die Aufstellung zuverlässiger Erfahrungen über die Grundkräfte des Menschengeistes, vielleicht für immer, jedenfalls aber auf unabsehbare Dauer verschließt; denn, wie schon bemerkt ward, gehört der Nachweis der Entstehung des Bewußtseins aus materiellen Bedingungen zu den zur Zeit und vielleicht für immer unlösbaren Problemen. Und dennoch kann man aus praktischen Gründen hierauf nicht warten: alle Vernunftlehren, als die Verwirklichung der Gemüthskräfte in einer vom Verstande möglichst stark durchleuchteten Weise bezweckend, schweben unter solchen Verhältnissen ganz in der Luft, sind, nach dem angeführten Ausdrucke von Helmholtz in ihrer An-

wendung Sache des Takts, somit des vagsten, willkürlichsten Spiels religiöser, politischer ꝛc. Parteien und Phantasten. Wenn man die Augen so sehr verschließt, daß man nicht einmal im Ganzen und Großen die Geistesneigungen der Menschen bemerkt, durch welche sie zu Conservativen, Liberalen oder Radikalen werden (von den feineren Schattirungen dieser Klassen von Charakteren zu geschweigen), wie kann man da erwarten, über Wirthschafts=, Erziehungs=, Staats=, Rechts=, Religions= ꝛc. Fragen jemals etwas wenigstens für die Praxis zuverlässig Brauchbares zu ergründen? Die „Naturwissenschaften", eingeengt auf jenen grobskeptischen Materialismus, würden für solche Fragen im Wesentlichen von gar keinem Werth sein. Und doch ist eine auch nur annähernde Zuverlässigkeit hierin wahrscheinlich von weit größerem Nutzen als alle naturwissenschaftlichen „Wahrheiten". Sie alle bewahren die Menschheit nicht vor dem Wiederversinken in die Nacht der Barbarei, der Gewaltthätigkeit und Pöbelhaftigkeit. Sie alle können zur Zeit nur das negative Resultat bieten, daß es, wie Virchow es in seiner 1873 auf der Naturforscher=Versammlung gehaltenen Rede über die sittliche Bedeutung der Naturwissenschaften ausgedrückt hat, einen Unterschied von gut und böse nicht gebe. Jene eben genannten Dämonen werden aber eben nur gezügelt mittelst Stärkung, Klärung und Durchleuchtung des Gewissens, der Anhänglichkeit, der freudigen Begeisterung und der Barmherzigkeit durch den Verstand. Kennt man daher die einzelnen Gemüthskräfte und die verschiedenen Elemente des Verstandes gar nicht, ja lehnt es sogar ab, ihre Kenntniß zu erlangen, wie will man da im Stande sein, ihre erfolgreiche Wirksamkeit zu fördern? Mit Recht sagt Helmholtz: „Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Geisteswissenschaften (die Vernunftlehren) ganz direkt mit den theuersten Interessen des menschlichen Geistes und mit den durch ihn in die Welt eingeführten Ordnungen befassen, die Naturwissenschaften dagegen mit äußerem, gleichgültigem Stoffe, den wir scheinbar des praktischen Nutzens wegen nicht umgehen können, der aber vielleicht kein unmittelbares Interesse für die Bildung des Geistes zu haben scheinen könnte" [31]). In der That sprechen für Letzteres sehr gewichtige Erfahrungen: es giebt zahlreiche Naturforscher von eminenter Begabung, die man dennoch wegen ihrer Brutalität für widerwärtige Menschen erklären muß; ja selbst Schufte fehlen darunter nicht, die ihre Wissenschaft zur Begehung von Giftmorden ꝛc. benutzt

haben. Wenn man nun auch daraus keine Verketzerung der Verstandes-wissenschaften herleiten darf, so wird sich doch auch der Behauptung Häckel's in seiner Schöpfungsgeschichte nicht zustimmen lassen, es sei bei den Naturforschern, deren höchster Genuß der geistige (auf den unendlichen Adel der aus der Materie entspringenden herrlichen Erscheinungswelt gerichtete) Naturgenuß und deren höchstes Ziel die Erkenntniß der Naturgesetze wäre, ein auf Befriedigung der Sinnenlust gerichteter roher Materialismus vergebens zu suchen. Es dürften vielmehr auch ihnen außer ihrem Verstande noch andere Gemüths-Eigenschaften, wie Gerechtigkeitssinn, der auch anderen Menschen eine Sphäre des Handelns und Wirkens gönnt, Treue und Anhänglichkeit, Demuth und Bescheidenheit, vor allem aber erbarmendes Wohlwollen nöthig sein, die sich durch bloßes (mit Ausschluß der menschlichen Psyche betriebenes) Naturstudium nicht bemerken und noch weniger erwerben lassen. Es ist ganz besonders seltsam, daß sich unter den Naturforschern vielfach Anhänger der extremsten politischen Parteien befinden, da man doch meinen sollte, es müsse ihnen sehr nahe liegen, wie schwer selbst in ihren mit Sinnfälligkeiten handthierenden Wissenschaften ein sicheres Wissen zu erlangen sei, wie viel mehr dies daher in den Vernunftlehren mit ihren bisher nur diskursiv festzustellenden „Wahrheiten" der Fall und wie sehr daher hier Mäßigung geboten, jede süffisante Zuversichtlichkeit aber übel angebracht sein werde. Man sollte doch meinen, die naturwissenschaftliche Erfahrungsweise sei eine starke Mahnung, sich in den Vernunftlehren mit noch größerer Behutsamkeit als in den Verstandes-Wissenschaften vor der Anerkennung von „Wahrheiten" als apodiktisch gewissen und untrüglichen zu hüten, da vielmehr dergleichen hier so gut wie ganz fehlen und jeder Doktrinarismus darin von größtem Uebel ist. Nur wenn es gelingen würde, die psychischen Quellen ihrer Grundlagen zu entdecken und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, würde es möglich sein, wenigstens in so weit eine positive Zuverlässigkeit, eben ein festes Knochengerüst für sie zu erlangen, während man sich bis dahin mit dem negativen Ergebniß zu begnügen hätte, frechen Behauptungen über angeblichen Besitz von untrüglich sicheren Vernunftwahrheiten entgegentreten zu können mit der entschiedenen Erklärung: es giebt keine Wahrheit, sondern nur Klarheit! Denn das gilt sowohl gegenüber dem grob-skeptischen Materialismus, wie gegenüber dem sublimirtesten „Spiritualismus".

Gleichwie die antike Welt durch das jetzt wieder von David Strauß empfohlene ästhetische Rezept nicht vor dem Zusammenbruche bewahrt geblieben ist, so wird auch das bloße Studium der Verstandes-Wissenschaften aller menschlichen Voraussicht nach nicht vor dem Eindringen der Barbarei sichern, wenn man, statt die Psychologie zu ihrer Completirung mit allen Anstrengungen herbeizuziehen, grade umgekehrt diese Wissenschaft eben so sehr perhorrescirt. Die moderne Cultur dürfte hierbei ähnliche Erscheinungen zu Tage bringen, wie jene Römer mit ihrem Schönheitsgefühl, die mit ekelhaftester Herzlosigkeit von ihren sterbenden Gladiatoren noch verlangten, daß sie mit Anstand sterben sollten. Unter uns würde man sich bei Einschränkung der Naturwissenschaften auf ihr bisheriges Gebiet, d. h. bei Ausschluß der Psychologie von dem letzteren, am Ende ähnlich mit dem Tode abfinden, wenn er als „exact" erfolgt nachgewiesen wäre, während doch dabei Aberglaube und Wahnwitz einen Winkel in den von den Naturwissenschaften ohne Psychologie nicht zu bewältigenden Vernunftlehren sich so lange noch verhältnißmäßig leicht sichern würden, wie man diesen Dämonen blos erst in der oben bezeichneten Weise entgegenzutreten vermöchte.

Was speziell den viel gerühmten Stuart Mill anlangt, so zeigt seine Auffassung der naturwissenschaftlichen Methode, daß er von allen bisher hervorgehobenen dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkten keine Ahnung hat. Er weiß weder, daß Wahrnehmungen von Naturobjekten Akte unserer Vollstellungskräfte sind und welche Consequenzen dies hat, noch welche Rolle der Reflexion überhaupt und ihren einzelnen Elementen dabei zukommt, vor Allem aber nicht, daß Experiment und Beschreibung ganz auseinander zu halten sind, und daß daher eine Definition der Induction, welche diese Verschiedenheit nicht berücksichtigt, an Verschwommenheit leiden muß. Wenn J. Hoppe in seiner Logik S. 747 ff. von der Mill'schen Definition der Induction meint, sie leide an Unklarheit und diese Unklarheit sei auch durch den Bearbeiter Mill's Schiel (Methode der inductiven Fortsetzung, Braunschw. Vieweg) nicht beseitigt, so wird man diesem Vorwurfe nur beistimmen können, und dürfte der Grund davon in dem eben angegebenen Umstande zu suchen sein, daß Mill und Schiel keine Ahnung davon haben, wie sehr Experiment und Beschreibung auseinander zu halten sind, und daß ersteres ganz andere Geistesoperationen verlange als letztere. Es

verdienen die Andeutungen, welche nicht nur Helmholtz, sondern eigentlich schon Liebig in seiner mehr angeführten Rede über Induction und Deduction S. 20 und 21 und im zweiten seiner chemischen Briefe über das Wesen des Versuchs mit gewohnter Genialität gegeben hat, offenbar die ernsteste Beachtung. Vergleicht man diese Aeußerungen Liebig's und die im gegenwärtigen Kapitel citirten von Helmholtz mit dem Kapitel über Hülfsoperationen der Induction S. 140 der Schiel-schen Schrift, so wird ohne Weiteres in die Augen springen, an wen man sich zu halten habe.

Noch krauser wird die Sache, wenn auf dem Umschlage der so eben citirten Schiel'schen Schrift unter der Ueberschrift: „Ankündigung" Folgendes gesagt wird: „Die Meinung, daß manche Zweige des menschlichen Wissens, wie die politischen, die socialen und die Geisteswissenschaften überhaupt, nur durch Anwendung der strengeren Methoden der Naturforschung auf eine höhere Stufe der Ausbildung gehoben werden können, daß ein allgemeinerer Gebrauch dieser Methoden von unberechenbar wichtigen Erfolgen begleitet sein wird, macht sich nachgerade allseitig geltend".

Man sagt wohl nach allen bisherigen Erörterungen im gegenwärtigen allgemeinen Theile nicht zu viel, wenn man hierauf erwidert, daß nur noch dies zu der Nichtauseinanderhaltung von experimentellen und beschreibenden Verstandes-Wissenschaften fehlte, um die Unklarheit vollständig zu machen.

Besonderer Theil.

Die Wissens- und Wissenschafts-Prinzipien in ihrer Anwendung auf einzelne Wissenschaften.

Vorbemerkungen.

Es ist nicht die Absicht der gegenwärtigen Schrift, die in deren allgemeinem Theile ermittelten Gesichtspunkte auf alle Wissenschaften zur Anwendung zu bringen. Es sollen vielmehr nur diejenigen Wissenschaften erörtert werden, bei denen entweder eine unrichtige, beziehentlich noch gar keine Subsumtion unter die im allgemeinen Theile näher bezeichneten Wissenschaftsklassen stattgefunden hat, oder für welche diese Unterordnung bisher noch nicht genügend betont wurde, oder endlich wo durch eine solche erst eine größere Bestimmtheit ihres Inhalts erreicht wird. Zur ersten Klasse dürften die Psychologie, die Denkwissenschaft (Logik und Metaphysik), die (Volks-)Wirthschaftslehre, die Ausbildungslehre (Pädagogik) und die Geschichtslehre zu rechnen sein. Es wäre zu zeigen, daß die beiden ersteren lediglich als Verstandes-Wissenschaften und zwar von der beschreibenden Gattung, die drei anderen umgekehrt keineswegs als sogenannte Erfahrungs-Wissenschaften, sondern als Vernunftlehren in dem im allgemeinen Theile erörterten Sinne aufzufassen seien. Zur zweiten Klasse würden Rechts-, Staats-, Religions- und Moral-Lehre zu rechnen sein. Es pflegt die Natur dieser Wissenschaften als Vernunftlehren zwar nicht verkannt zu werden; aber wegen der bisher nicht scharf genug gezogenen Grenzen zwischen diesen und den eigentlichen Verstandes-Wissenschaften grassirt hier immer noch der Wahn, daß ein sogenanntes Ideal, eine unbedingt vollkommene Gestaltung ihres Gegenstandes möglich und dies anzustreben sei,

in sehr starker Weise, und man hofft so ein „materiell richtiges“ Recht, analog eine Staatsverfassung, Religion und Moral ergrübeln zu können. Daß von hier zu dem Wahn, diese oder jene schwachen Menschen befänden sich im Besitze eines solchen Steins der Weisen, nur noch ein Schritt ist, lehrt leider die tägliche Erfahrung. Es verdient daher hier besonders stark betont zu werden, welche Folgen die Eigenschaft dieser Wissenschaften als Vernunftlehren unvermeidlich mit sich bringt, ja daß es gradezu Thorheit sei, für ihre so unsinnlichen Objekte ein so sicheres Wissen wie in den Verstandes-Wissenschaften für möglich zu halten, da dies doch selbst in den letzteren nur so schwer gelinge, und daß ein so sicheres Wissen selbst nicht einmal über das thatsächlich bestehende (historische) Recht 2c. sich feststellen lasse. Zur dritten Klasse endlich dürften die Polizei- und die Schönheits-Lehre gehören, indem beide gewissermaßen erst dadurch, daß man ihre Objekte als Produkte bestimmter menschlichen Gemüths-Neigungen durchleuchtet von menschlichen Denkkräften auffaßt, einen festen Knochenbau erhalten.

Nur über die genannten Wissenschaften, beziehentlich Lehren wird hiernach im nachstehenden speziellen Theile eine Erörterung erfolgen und zwar stets nur soweit als es unumgänglich ist, um ihren bezeichneten Charakter klar zu stellen, und wie sich in Folge dieses Charakters so wie nach ihrer psychologischen Quelle ihr einigermaßen zuverlässiger Inhalt ungefähr gestaltet. Die Behandlung der betr. Wissenschaften, resp. Lehren wird daher auf das äußerste Maß von Kürze eingeschränkt werden, da es ohnehin dem denkfähigen und mit den betr. Disciplinen vertrauten Leser nicht schwer fallen kann, sie aus den angedeuteten Gesichtspunkten weiter zu entwickeln.

Immer aber wird als Polarstern bei der Fahrt auf dem Ozean der Vernunftlehren im Auge behalten werden, daß deren Objekte stets nur Produkte menschlicher Gemüthskräfte durchleuchtet von menschlichen Verstandeskräften sind, und daß daher überhaupt nur insoweit wie diese beiden Arten von menschlichen Geisteskräften sich im Wege einer zu den beschreibenden Verstandes-Wissenschaften gehörigen Psychologie erkennen und als Ingredienzen der bezüglichen Vernunft- und Gesittungs-Objekte nachweisen lassen, in allen Vernunftlehren eine dem entsprechende wissenschaftliche Zuverlässigkeit, wenn auch nicht unbedingte Gewißheit, möglich sei.

I. Verstandes-Wissenschaften.

1. Die Psychologie.

Daß diese Wissenschaft den beschreibenden Verstandes-Wissenschaften beizuzählen sei, ist bisher noch keineswegs allgemein anerkannt worden. Man hat einerseits behauptet, es sei ein zuverlässiges Wissen von der Art solcher Wissenschaften in ihr überhaupt nicht möglich und anderseits hat man geltend gemacht, die Erlangung eines Wissens über die Existenz &c. der menschlichen Geisteskräfte habe auf eine von den übrigen Verstandes-Wissenschaften ganz abweichende Weise zu erfolgen.

Was zunächst die Leugnung einer Möglichkeit zuverlässigen Wissens von der Art betrifft, wie es die beschreibenden Verstandes-Wissenschaften gewähren, so würde ein Zweifel hieran wohl auf die Gemüthskräfte (die sogenannten Gefühle und Triebe) einzuschränken sein; denn die eigenthümlichen „Talente“ (für Musik, Mathematik &c.) machen sich, besonders wenn sie in stärkerem Grade vorhanden sind, in so sinnfälliger Weise geltend, daß man ihre gesondert auftretende Existenz als Erfahrungssache doch füglich nicht wird in Abrede stellen können; es leisten eben einzelne Menschen in bestimmten „Fächern“ so Erstaunliches, während sie im Uebrigen oft sogar ganz mangelhaft begabt sind, daß man ein Vorkommen von dergleichen Talenten als ganz bestimmten und gesonderten Eigenschaften der menschlichen Psyche eben so sehr anzuerkennen haben wird wie charakteristische Eigenschaften anderer Naturobjekte. Der Zweifel, ob das Nämliche auch für die Gemüthskräfte anzuerkennen sei, wird dadurch hervorgerufen, daß man zwar gewisse Handlungen des Ehrgeizes, des Erbarmens, der Demuth, der Sicherungs-Neigung bis zur Aengstlichkeit, der Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Anhänglichkeit, Grausamkeit &c. als äußerlich einen bestimmten Charakter an sich tragend bezeichnen kann, daß sich jedoch dadurch über die B e w e g g r ü n d e, welche zu einer bezüglichen Handlung führten, noch nichts Sicheres erkennen läßt; denn wenn z. B. auch eine bezügliche Handlung aus Mitleid hervorgegangen zu sein scheint, so bliebe es doch möglich, daß sie Ehrgeiz zur Quelle habe, etwa um

dadurch zu glänzen und Aufsehen zu erregen. Allein einestheils wird ein solcher Zweifel nicht wohl für die niederen Gemüthskräfte, die sogenannten Triebe (Geschlechts-, Nahrungs-, Zerstörungs-, Erwerbs-Trieb ꝛc.) aufrecht zu erhalten sein, da sie in so „leidenschaftlicher“ Weise aufzutreten pflegen, daß an ihrer gesondert stattfindenden Existenz nicht füglich gezweifelt werden kann; anderntheils aber wird der aus den Motiven hergeleitete Zweifel über die Existenz von Gemüthskräften und ihr gesondertes, von einander unabhängiges Vorkommen nur dazu führen, nicht schon den einzelnen Fall, eine einzelne Handlung als dieses Vorkommen beweisend anzusehen, sondern es wird dazu nur eine ganze Reihe von bezüglichen Handlungen als ausreichend erachtet werden dürfen, und zwar nicht blos bei einer einzelnen Person, sondern bei möglichst vielen, um auch für derartige Gemüthskräfte anzunehmen, daß sie sich als Leidenschaft, als Hang äußern, oder auch um umgekehrt Personen als mit dem graden Gegentheil von gewissen Gemüthskräften (mit Hartherzigkeit statt Erbarmen ꝛc.) beanlangt anzusehen. Ja, man wird sogar so weit gehen können, bei Handlungen, die aus einem bezüglichen Hange hervorgehen, diesen Hang als auf eine bestimmte Gemüthskraft deutend nur dann anzunehmen, wenn andere Motive dafür sich, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht entdecken lassen. Bei Festhaltung dieser Einschränkungen und Vorsichtsmaßregeln muß man es auf Erfahrungen ankommen lassen, ob es der aufmerksamen Beobachtung auf diese Weise gelingt, die Existenz einzelner menschlichen Gemüthskräfte, einschließlich der bezeichneten schwieriger zu ermittelnden Art derselben, genügend zuverlässig festzustellen. Ich halte dafür, daß dies bereits geschehen ist und daß so die Gemüthsgrundlagen für die einzelnen der in diesem speziellen Theile zu betrachtenden Vernunftlehren ermittelt sind. Es wird die bezügliche Gemüthsgrundlage bei Erörterung jeder einzelnen Vernunftlehre eingehender hervorgehoben werden. Ausdrücklich wird bemerkt, daß es bei Aufstellung einer solchen auf verifizirbaren Beobachtungen beruhenden Psychologie auf Beobachtung der Schädelbildung der dazu beanlagten (beziehentlich nicht beanlagten) Personen in keiner Weise ankommt, die betreffenden Talente oder die einen „Charakter“ constituirenden Gemüthskräfte vielmehr lediglich durch zu begehende Thaten der bezüglichen Personen zu ermitteln sind. Eine außergewöhnliche Schädelbildung mag die Auffindung eigenartiger Talente und Charaktere,

beziehentlich die Auffindung eines Mangels an Talenten und Charakter-Eigenschaften, erleichtern; aber erst die Thatsachen selbst, das Auftreten und die Handlungen von Personen können endgültig darüber entscheiden, ob Talente und Charakter-Eigenschaften als in hohem Maße vorhanden oder fehlend anzunehmen seien.

Hiernach würde die Methode der Herstellung eines psychologischen überlieferbaren zuverlässigen Wissens von derjenigen aller anderen beschreibenden Verstandes-Wissenschaften nicht wesentlich verschieden sein, und auch die Feststellung einer Wissenschaft der Psychologie würde somit auf Grund von sinnfälligen Thatsachen zu erfolgen haben, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben zahlreicher und sorgfältiger beobachtet sein müßten, als in anderen beschreibenden Verstandes-Wissenschaften. — Einige Psychologen meinen jedoch, es müsse bei der Psychologie diese Methode derjenigen der Selbstbeobachtung weichen; sie behaupten, „was zu allen Zeiten, unter jedem Volke, unter allen Umständen als wahr, sittlich, recht ꝛc. gelte, das müsse ich, inwiefern ich selbst Mensch sei, vollständig in mir selbst finden können. Es sei wenigstens auf diese Weise eine größere Garantie gegen Irrthum gegeben; denn wir selbst seien (soll heißen: ständen) uns näher als irgend etwas Anderes, uns selbst allein von der ganzen Welt nähmen wir unmittelbar wahr“ [1]). Hierauf dürfte jedoch zu entgegnen sein: vor Allem, wer garantirt mir, daß ich ein so vollkommener Mensch bin, um das zu allen Zeiten ꝛc. Wahre, Gerechte, Sittliche auch nur annähernd vollständig in mir selbst zu besitzen? Welcher Unsinn ist nicht schon bisher von verworrenen, aber meist um so selbstgewisseren und leidenschaftlicheren Köpfen auf dieser Grundlage zu Markt gebracht worden? Die tägliche Erfahrung lehrt vielmehr einerseits, daß kein Mensch ein solcher Mikrokosmos sei, und anderseits, daß das Entgegengesetzteste für wahr, recht, sittlich und schön ausgegeben worden ist. Woran also soll man sich in diesem Wirrwarr halten? Und weiter: ist es denn richtig, daß wir uns „unmittelbar wahrnehmen“? Woher weiß ich, ob ich wohlwollend, gerecht, ehrgeizig, treu ꝛc. ꝛc. bin, wenn ich nicht vorher (häufig) in die Lage kam, diesen Eigenschaften gemäß zu handeln? Da aber wird denn die Beobachtung meines eigenen Handelns zum Zwecke einer zuverlässigen Erkenntniß, ob die menschliche Psyche die genannten und alle ihre übrigen Eigenschaften besitze, wohl auf keinen Fall mehr werth sein, als die Beobachtung

desjenigen anderer Menschen. Ja, da das Handeln dieser anderen erfahrungsmäßig reicher und mannigfaltiger ist als dasjenige meiner einzelnen, vielleicht sehr winzigen, oder durch Affekte verblendeten, oder gar nie in gewisse Lagen gekommenen Person, so wird man sicher besser daran thun, die Erfahrungsweise aller übrigen Verstandes-Wissenschaften hier nicht bei Seite zu schieben, um sich vor Irrthum zu bewahren. Das Grübeln über sich selbst hat offenbar nur zu viel Aehnlichkeit mit der Behauptung eines Physiologen, daß er nur an sich selbst alle physiologischen Gesetze sicher erforschen könne, oder wie wenn ein Pathologe meinte, daß er nur dann die Krankheiten gehörig kennen lernen könne, wenn er das, was zu allen Zeiten ꝛc. als krank angesehen worden sei, an sich selbst erlebt habe. Es ist hiernach gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man diese ganze Methode der ausschließlichen Selbstbeobachtung als eine pseudo-verstandeswissenschaftliche bezeichnet, die entweder ganz abzulehnen, oder doch nur mit der äußersten Vorsicht und nur nebenbei (nur neben der Beobachtung der Psyche anderer lebendigen Wesen) anzuwenden wäre.

Eine irgendwie eingehendere Darstellung der auf dem Wege echt verstandes-wissenschaftlicher Beobachtung über die menschlichen Geisteskräfte bereits erlangten Erfahrungen liegt außerhalb des Zweckes der gegenwärtigen Arbeit, indem es wesentlich nur darauf ankam, auf die Möglichkeit von dergleichen Erfahrungen und deren Ueberlieferbarkeit hinzuweisen. Nur mit Rücksicht auf die für den weiteren Verlauf dieser Schrift in Betracht kommenden allgemein-psychologischen Gesichtspunkte werden diese letzteren noch einer kurzen Ausführung bedürfen. Echt verstandes-wissenschaftliche Erfahrungen bietet bis jetzt nur die Psychologie der Gall'schen Schule. Hier allein sind die Verworrenheiten der sonstigen Psychologieen: ungenügende Sonderung der Geisteskräfte von bloßen Temperaments-Eigenschaften, Bezeichnung von Eigenschaften aller oder vieler Geisteskräfte als eine einzige Geisteskraft ꝛc., gehörig gemieden; hier allein findet man „die von der Thätigkeit des Denkens verschiedene der Phantasie als auf jener ruhend" behandelt, hier allein das Denken (den Verstand) und die verschiedenen Grundkräfte, welche es bilden, gehörig gesondert, hier allein wird man nicht mit der Behauptung eines besonderen Begehrungsvermögens behelligt, nicht Wille, Erkenntnißvermögen, Aufmerksamkeit ꝛc. als einheitliche Geistesvermögen behandelt, sondern aufgelöst in die verschiedenen ein-

zelnen Geisteskräfte, welche sie constituiren ꝛc. Freilich, wenn selbst ein Huschke Gall blos wegen eines einzigen von ihm nicht passend gewählten und von Huschke selbst mißverstandenen Namens für die Gemüthsneigung der Sorglichkeit nur als guten Beobachter, aber als schlechten Kritiker glaubt bezeichnen zu können, wird man sich über alles Gewäsch, das von diis minorum gentium darüber erhoben wird, nicht weiter wundern dürfen. Diese echt verstandes-wissenschaftliche Psychologie verstößt eben zu sehr gegen mehrtausendjährige Vorstellungen, als daß sie so leichten Kaufes Eingang finden könnte [2]).

Selbst sehr oberflächlichen Betrachtern der menschlichen Psyche entgeht es nicht, daß man die Menschen in zwei große Klassen, die der Verstandes- und der Gemüths-Menschen zerfällen kann, die ersteren mehr zur Wahrnehmung von und Handthierung mit durch die äußeren Sinne wahrnehmbaren Dingen geschickt, die anderen mehr durch Eigenschaften des „Charakters“ sich bemerkbar machend und ein, wenn auch im Einzelnen sehr verschieden geartetes, doch im Ganzen dasjenige Verhalten zeigend, welches man als ein „leidenschaftliches“ bezeichnen kann.

Betrachtet man weiter die Verstandes-Menschen genauer, so bemerkt man, daß auch sie wieder in zwei Klassen zerfallen: der einen entgeht zwar, nach dem Ausdrucke des großen Physiologen Johannes Müller keine Ader eines Blattes; aber sie wissen die Dinge nicht mit dem Rahmen der Idee zu umfassen; es sind die Menschen, welche mit scharfen Wahrnehmungs- oder Beobachtungs-Kräften ausgestattet sind. Die andere Klasse verhält sich grade umgekehrt, sie sieht vor Wald die Bäume nicht. Das Thun der Verstandes-Menschen der ersteren Klasse, in einem bloßen Wahrnehmen bestehend, bringt den sogenannten Empirismus hervor. Personen dieser Art besitzen große Gedächtnißkräfte. Es fehlt ihrem Denken aber die Beweglichkeit, welche erst die zweite Klasse von Denkern besitzt, die geschickt sind, „Details in den Rahmen einer Idee zu fassen“. Sie erlangen diese größere Beweglichkeit durch ihre stärkeren Reflexionskräfte. Beobachtet man diese reflektiven Denker genauer, so findet man, daß sie wieder in drei Klassen sich zerfällen lassen, insofern sie eine einseitige Entwicklung ihrer Reflexions-Neigungen besitzen: die erste neigt mehr zum Generalisiren; sie sucht daher das in den Dingen Gemeinsame, deren „Identitäten“, das Allgemeine zu entdecken, welches sie

dann als deren Substanz bezeichnet; die zweite Klasse neigt umgekehrt mehr dazu, Generalisirungen abzulehnen und Verschiedenheiten, Incongruitäten und wo möglich Contraste in den Dingen aufzusuchen; die dritte endlich legt sich vorzugsweise darauf, die Dinge als auseinander hervorgehend, sich entwickelnd, aufeinander hinweisend und sich ergänzend, kurz sie als in kausalistischen Verbindungen stehend aufzufassen. Die erste der drei Klassen bringt Denker von der Art des Spinoza hervor, Panlogisten, Pantheisten ꝛc.; die zweite Skeptiker und Kritiker von der Art des Zeno, Karneades, D. Hume's, Kants ꝛc. Die dritte Klasse endlich schafft die tiefsinnigen Evolvisten von der Art Heraklits, Aristoteles', Hegels. Wenn die Neigung zum Generalisiren besonders lebhaft entwickelt ist, so daß sie Gleichheiten und Aehnlichkeiten überall erblickt (und so z. B. etwa Surrogate für schon im Gebrauch befindliche Dinge entdeckt), so pflegt man vorzugsweise dergleichen Personen schöpferische Phantasie beizumessen [3]).

Die bezeichneten beiden großen Arten der Denkkräfte: die Wahrnehmungs-Kräfte und die Reflexions-Kräfte, pflegt man mit dem gemeinsamen Namen Verstand zu umfassen. Sind die Verstandeskräfte stark genug, die Gemüthskräfte, selbst wenn diese letzteren in größter Stärke (als „Leidenschaften") auftreten, zu beherrschen und zu durchleuchten, so wird man dies mit dem Namen Vernunft zu bezeichnen haben. „Gemüthskräfte", sagt daher Huschke (der dafür nebenbei bemerkt den sehr wenig passenden Namen Gefühle gebraucht) „Gemüthskräfte sind Sterne, die nur bei hellem Himmel sicher leiten, und Verstand (für sich allein) ist eine Flamme ohne Wärme. So gewiß es ist, daß die Gemüthskräfte die eigentliche Grundlage der Religion, Moral, Gerechtigkeit bilden (setzen wir hinzu: auch aller übrigen Vernunft-Produkte, des Staats, der Erziehung ꝛc.!), so werden sie alle doch nur gewinnen können durch eine höhere Intelligenz. Tugend kommt vor bei Wilden wie bei gebildeten Völkern, aber die Vorstellungen über ihre Ausübung stehen unter dem Einflusse des Erkenntnißvermögens (würde heißen müssen: der Erkenntnißvermögen). Sie bleiben roh im Naturzustande der Menschheit und werden geläutert vom Aberglauben und dem daran klebenden Blute durch die Wahrheit (soll nach Huschke's eigenen eben angeführten Worten heißen: den Verstand). Liebe und Glaube reifen erst zur göttlichen

Frucht der Vernunft unter dem erhellenden Lichte des Verstandes" [4]). Dogmatismus und Doktrinarismus wird man somit als diejenige schwächliche Sorte von Vernunft zu bezeichnen haben, welche die vollständige Durchleuchtung der Gemüthskräfte durch den Verstand, einen gänzlichen Abschluß hierin für möglich erklärt und daher die Verbesserung einer solchen Durchleuchtung ablehnt. — Die „Gesinnungen" der Menschen hängen von der Stärke ihrer verschiedenen Gemüthskräfte ab: überwiegen die sogenannten edleren (des Wohlwollens, der Demuth, des Anerkennens, Hoffens, Gewissens etc.), so schreibt man ihnen edle Gesinnungen zu, überwiegen hingegen die im Willen enthaltenen selbstischen Gemüthskräfte der Festigkeit (zu stark: Eigensinn), des Selbstgefühls (zu stark: Stolz), des Ehrgeizes etc., so mißt man ihnen unedle Gesinnnung, ein „schlechtes Herz" bei; und überwiegen gar die bloßen Triebe: Erwerb=, Geschlechts=, Widerstands=Trieb etc., so bezeichnet man sie als rohe Menschen, als Pöbel. Gesittung setzt man umgekehrt darin, daß die sogenannten edleren Gemüthskräfte die nöthige Stärke besitzen, um die unedleren auch schon ohne Hülfe des Verstandes zügeln zu können. Es ist endlich sogar möglich, die Denkkräfte zur Beschönigung von Gemüthsthaten der gemeineren Art zu mißbrauchen; die Denkkräfte müssen eben oft Sklavendienste für die Gemüthskräfte verrichten. Eine harmonische Entwicklung aller Arten von Geisteskräften ist hiernach das Wünschenswertheste.

Was die schöpferische Thätigkeit der einzelnen Klassen von Geisteskräften in Bezug auf Hervorbringung von Wissenschaften und Künsten anlangt, so beruhen:

1) die Verstandes=Wissenschaften (und die verstandes=wissenschaftlichen Elemente der Vernunftlehren) vor Allem auf den allein die Möglichkeit zuverlässiger und genauer Beobachtungen gewährenden Wahrnehmungskräften: ohne großen Farbensinn ist kein guter Colorist, ohne Formensinn und Sinn für Perspektive kein guter Zeichner, ohne Zahlensinn kein Arithmetiker, ohne Tonsinn kein Tonkünstler, ohne Gedächtniß für Thatsachen kein Geschichtsforscher, ohne Gedächtniß für Eigenheiten und Eigenschaften (sog. Gegenstandssinn) kein Naturforscher denkbar. Daß hingegen dergleichen Personen neue hypothetische Combinationen generalisirender, scharf sondernder oder kausalistischer Art aufsuchen, dazu sind ihnen außer guten Wahrnehmungskräften

auch gute Reflexionskräfte der bezeichneten Arten nöthig, und ebenso dazu, daß sie Mittel und Wege ersinnen, diese Hypothesen zu „verifiziren", sie durch Erfahrungen zu bestätigen. Außerdem bedürfen sie von den Gemüthskräften der Festigkeit oft bis zum Eigensinn und ebenso des Selbstgefühls, um sich durch äußere Hindernisse nicht von ihrem Vorhaben abbringen zu lassen und nicht wie ein Rohr im Winde der Meinungen hin und her zu schwanken, so wie der Neigung, ihre Thätigkeit auf wenige Gegenstände zu concentriren, um nicht zu vielerlei anzufangen, ferner der Sorglichkeit, um erlangte Resultate nicht vorschnell als sicher anzusehen &c. Jedenfalls aber haben die bezeichneten Reflexions- und Gemüthskräfte für den Naturforscher und Künstler keine fundamentale Bedeutung; denn wenngleich diese Geisteskräfte sehr dazu beitragen, den tiefsinnigen und großen Naturforscher und Künstler zu schaffen, so führt ihre Thätigkeit doch nur zu Streichen in der Luft, wenn sie nicht durch gute Beobachtungskräfte unterstützt werden.

2) Die Vernunftlehren besitzen hingegen ihre fundamentale Basis in den Gemüthskräften, wenngleich für den Wirthschafter, Erzieher, Staatsmann, Richter, Rechtslehrer, Moralisten, Religionslehrer, um dergleichen Personen als genial und groß (und nicht blos „brav") in ihren Fächern erscheinen zu lassen, auch gute Reflexions- und Beobachtungskräfte erforderlich sind. Niemals aber darf über der Wichtigkeit der Reflexions- und Beobachtungskräfte die fundamentale Wichtigkeit der Gemüthskräfte für eine ersprießliche Thätigkeit in den Gebieten der Vernunftlehren verkannt werden: fehlt z. B. einem Richter Gewissenhaftigkeit, einem Erzieher Sorglichkeit, einem Politiker Anhänglichkeit für seine Nationalität und seine Heimath, so besitzt man an ihnen nur Klügler und Sophisten, aber nicht Menschen, die „das Herz auf dem rechten Flecke haben".

3) Endlich für die Schöpfung von Theorieen und Systemen (von „Weltanschauungen") sind die Reflexionskräfte von fundamentaler Bedeutung: ohne sie kein großer Denker, mögen diesem auch, um seinen Theorieen oder Systemen einen „gesunden Realismus" zu verleihen, gute Beobachtungskräfte, und um ihm Ausdauer, Festigkeit, Sorglichkeit &c. zu geben, die bezüglichen Gemüthskräfte in guter Entwicklung nöthig sein.

Speziell ist aber bezüglich der Vernunftlehren als psychologische

Erfahrung der schon wiederholt hervorgehobene Gesichtspunkt streng festzuhalten, daß diese Lehren immer nur eine relative Durchleuchtung der für sie erforderlichen Gemüthskräfte durch den Verstand bieten können; es ist daher ein Unsinn, der zu den übelsten Folgen führen muß und leider schon zu oft geführt hat, zu meinen, es lasse sich z. B. das Recht und Gesetz, die Freiheit, der Staat, die Religion ꝛc. im Wege der Theorie ermitteln und demnächst verwirklichen. Es ist vielmehr nur möglich: eine relative Durchleuchtung der Gewissenhaftigkeit durch Verstand, also Recht (nicht das Recht), eine eben solche Durchleuchtnng des Selbstgefühls durch Verstand, also Freiheit (nicht die Freiheit, nicht ein sog. Freiheitsideal), eine gleiche Durchleuchtung der Sicherungsneigung (und Anhänglichkeit) durch Verstand, also eine Staatsverfassung (aber nicht die Staatsverfassung, nicht ein sog. Staatsideal) u. s. w. Es lassen sich durch psychologische Beobachtungen nur die einzelnen Gemüthskräfte und deren Aeußerungen näher feststellen, welche als Grundlage für die einzelnen Vernunftlehren anzusehen sind. Dadurch wird es dann doch wenigstens möglich, das unangemessene Uebergreifen und die ungehörige Einmischung der einen Vernunftlehre in andere mit einiger Sicherheit einzusehen und demnächst zurückzuweisen. War daher vom allgemein verstandes-wissenschaftlichen Standpunkte aus nur für die experimentellen Verstandes-Wissenschaften ein erfolgreiches Wissen zuzugestehen und für die beschreibenden nur eine werthvolle Directive dazu, waren für die Vernunftlehren aber wesentlich nur durch Takt diktirte Entscheidungen als möglich anzuerkennen, war ferner nach der allgemein psychologischen Natur der Gemüthskräfte nur eine relative Durchleuchtung derselben durch Verstand als möglich anzusehen und daher jede Pretension auf Alleinbesitz von Wahrheit in Religions-, Moralitäts-, Rechts-, Staats-, Erziehungs- ꝛc. ꝛc. Fragen abzulehnen, so wird es endlich nach der speziellen, durch psychologische Beobachtungen gefundenen Natur der einzelnen Gemüthskräfte sogar möglich werden, einzelne bei Verwirklichung der durch sie möglichen Schöpfungen eingeschlagene Richtungen und einzelne Versäumnisse als irrige zu charakterisiren. Und dies wird eine wesentliche Aufgabe der im weiteren Fortgange dieser Arbeit über die einzelnen Vernunftlehren noch zu pflegenden Erörterungen bilden.

Unsere Philosophen von Fach sind mit wenigen Ausnahmen,

namentlich Benekes in der Anm. 1 zum gegenwärtigen Theile angeführten sehr interessanten Schrift und Schopenhauers (dieser jedoch nur auf dem Wege abstrakten, nicht durch gesunde Beobachtungen der menschlichen Psyche getragenen und daher mehrfach schiefen Räsonnements) noch nicht dazu gelangt, die Wissenschaften aus dem Gesichtspunkte psychischer Produkte aufzufassen, obgleich diese Auffassungsweise nach den aus Helmholtz' Schriften im Obigen mitgetheilten Citaten bereits tief in unsere Physiologie und Physik eingedrungen ist. Einen ersten eingehenden Versuch hierzu enthält bis jetzt nur K. Schmidt's bereits citirte Anthropologie Bd. 2. S. 317 ff. Doch will mir scheinen, als ob auch er den Annahmen eines nicht durch psychologische Beobachtungen gestützten Räsonnements noch Zugeständnisse gemacht habe, die er bei längerem Leben sicher ausgemerzt haben dürfte.

D. Hume, von welchem die neuere Philosophie bekanntlich ihren Ausgangspunkt genommen hat, stellte das hierzu den Anstoß gebende Dilemma auf, die Causalität sei entweder ein Erfahrungsbegriff, oder ein angeborener Verstandesbegriff. Sie sei aber nicht das Erstere; denn die Erfahrung beruhe auf Eindrücken und sie sei doch kein solcher; sie sei ebensowenig das Zweite; denn der Verstand als solcher könne nur Vorstellungen analysiren, aber nicht verschiedene Vorstellungen verknüpfen; er könne von sich aus nicht einsehen, daß Etwas die Ursache eines Anderen sei. Kant und seine Nachfolger haben über dieses Hume'sche Dilemma dadurch hinauszukommen gesucht, daß sie bald, wie Kant, die Nichtidentität von Denken und Sein zugaben, bald die Identität beider behaupteten oder als möglich hinstellten und dann entweder ersteres oder letzteres für die Hauptsache erklärten. Daß jede ursächliche Verbindung, eben so gut wie jede statuirte Wesens-Gleichheit oder Wesens-Verschiedenheit der Dinge, vor allem Weiteren als Produkt unserer Geisteskräfte anzusehen sei, und daß somit die angenommenen „Causalitäten" eben so wie die statuirten „Arten" und die behaupteten „Atome" für uns zunächst nicht in der Natur selbst, sondern nur in unserem Kopfe als existent anzunehmen, nur als dessen Produkte anzusehen seien, darauf kam man nicht. Hätte man sich dies deutlicher gemacht, so hätte man sich wohl eher damit befreundet, für alle diese „Vehikel unseres Verstandes" nur nach Neigungen unseres Geistes als deren Quelle zu forschen, speziell

aber bei Annahme von Ursachen und zwar selbst dann, wenn sich auf ihre Unterstellung ein Handeln mit sicherem Erfolg gründen läßt, immer nur ein durch eine derartige Neigung geschaffenes Vehikel zur Erleichterung eines solchen Handelns als Quelle zu Grunde zu legen. Man würde sich dann hierbei haben beruhigen können, da es weder mit Sicherheit auszumachen ist, ob die Dinge „da draußen" genau ihrer Abspiegelung in unserem Kopfe entsprechen, noch umgekehrt, ob eine solche Genauigkeit ganz unmöglich sei; denn wir vermögen eben die Dinge nicht mit außer- oder übermenschlichen Augen und Ohren und Geiste aufzufassen, sondern nur mit menschlichen. Das mag denn auch der Grund gewesen zu sein, weshalb die experimentellen Forscher so wenig nach der Natur der Causalität, ja selbst nach der der Naturgesetze gefragt haben, sondern frischweg nur nach der möglichst zuverlässigen Constatirung von stetigen Eigenschaften, stetigen Erfolgen, sich begnügend mit der so erlangten bedingten Zuverlässigkeit und deren Vervollkommung jederzeit offen lassend. Hätten diese Forscher auch die menschliche Psyche in das Bereich ihrer Beobachtungen gezogen, so würden sie wahrscheinlich in der bemerkten ähnlichen Weise jenen philosophischen Spekulationen sehr bald gegenüber getreten sein und mit der von einem solchen Standpunkte aus sinnlosen Unterscheidung von Erfahrungs- und Denkbegriffen und von materialem und formalem Irrthum, auf welche diese ganze Spekulation schließlich hinausläuft, in der Weise aufgeräumt haben, wie es Seitens J. v. Liebig's nach der oben (bei Anm. 10 zum allgemeinen Theil) angeführten Aeußerung desselben, bereits geschehen ist.

2. Die Denkwissenschaft.

Sie soll uns die Erfahrungen mittheilen, welche wir über die Operationen unseres Denkens (unseres Verstandes) auf Grund sorgfältiger Beobachtungen desselben erlangt haben, und welche Vorsichtsmaßregeln von uns anzuwenden seien, damit wir durch diese Operationen Aufklärung über die Welt erhalten, uns keine falschen „Begriffe" und „Urtheile" über sie bilden, keine „Fehlschlüsse" machen, weshalb der Lehre vom richtigen Verfahren beim Denken (und speziell der vom Beweise) eine so große Wichtigkeit in den Logiken beigelegt

zu werden pflegt. Anderseits soll uns die Denkwissenschaft aber auch zeigen, welche Erkenntniß über die Welt und ihren „Grund" wir durch jene Denkoperationen erlangen können oder bereits erlangt haben: sie soll uns eine „Seinslehre" geben; vorher soll sie uns jedoch schon gezeigt haben, daß uns überhaupt ein Wissen möglich sei, und welche Mächte unseren Geist beherrschen; das erstere soll uns die Wissenschaftslehre, das letztere die Ideenlehre leisten, beide zusammen in Verbindung mit der Seinslehre sieht man als Inhalt der Metaphysik an, während die bloßen Formen unseres Denkens und deren richtige Anwendung als der Inhalt der Logik angesehen werden. Man sieht leicht ein, daß sich bei dieser Sachlage eine Grenzlinie zwischen beiden Wissenschaften schwer ziehen, ein Uebergreifen der einen in die andere nicht füglich vermeiden läßt: Methoden- und speziell Argumentations-Lehre der Logik wird sich schwerlich ohne Eingehen darauf abhandeln lassen, inwieweit durch diese Prozeduren sogenannte materielle Wahrheit zu erreichen sei, somit also wird hiermit das Gebiet der Seinslehre aus der Methaphystik betreten; umgekehrt wird die Wissenschaftslehre und die Ideenlehre der Methaphysik sich nicht ohne Eingehen darauf abhandeln lassen, daß alles Wissen, alle Möglichkeit von Wissenschaften auf Verstandes-Operationen beruht, die Wissenschaften also als Verstandesprodukte anzusehen sind, wonach wiederum die Metaphysik als in die Logik übergreifend anzusehen sein wird 2c. Dies mögen die Gründe sein, daß so viele Philosophen Logik und Metaphysik zusammen behandelt und deren Abgrenzung sehr verschieden, ja oft als gar nicht bestehend angesehen haben.

a. Die Logik.

Alle Denkoperationen der Logik kann man in vorzugsweise generalisirende, oder in vorzugsweise spezialisirende, oder endlich in vorzugsweise supplirende eintheilen. Alle beginnen erfahrungsmäßig mit durch die äußeren Sinne gemachten Wahrnehmungen. Gelingt es uns, Wahrnehmungen im „Gedächtniß" festzuhalten, so wird zweckmäßig einer solchen festgehaltenen Wahrnehmung der Name Vorstellung beizulegen sein. Die Vorstellung hat zunächst als solche nur einen singulären Charakter, hat nur ein Dieses, ein Hier, ein Jetzt, kurz ein Unikum zum Inhalt. Erst bei Wiederholung von

Vorstellungen geht deren Auffassung nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Ist unsere Neigung zum Generalisiren besonders stark entwickelt, so suchen wir ein Gemeinsames in den verschiedenen Vorstellungen zu entdecken; ein solches allen Gemeinsame wird jedoch bei versteckterer Sinnfälligkeit erst dann als constatirt anzusehen sein, wenn es durch von unseren verschiedenen Wahrnehmungskräften gemachte sorgsame Beobachtungen ermittelt und so einer Anerkennung als solches werth gemacht erscheint. Daher kann auch umgekehrt selbst bei nicht großer Neigung zur Aufsuchung von Gemeinsamkeiten (von „Identitäten") schon dadurch, daß dieselben gar zu sinnfällig sind, sie gar zu sehr sich unseren Wahrnehmungskräften aufdrängen, unser Verstand auch schon ohne dergleichen umständliche Ermittlungen zur Anerkennung von „Gemeinsamkeiten" genöthigt werden. Sieht man darauf, daß man auf diese Weise verschiedene Gegenstände ganz der nämlichen „Art" kennen lernt, so entsteht uns dadurch die Vorstellung vom Einen und vom Vielen. Wird nun in die Identitäten gleichsam Pfeffer und Salz dadurch gemischt, daß wir auch auf den oder die Unterschiede solcher Gemeinsamkeiten von anderen dergleichen achten und diese Unterschiede genügend genau auffassen, so entsteht dasjenige Denkprodukt, welches man angemessen als Begriff zu bezeichnen haben wird. Es kann ferner das nämliche Verfahren auch gegenüber verschiedenen Begriffen fortgesetzt werden, auch in ihnen wieder ein Gemeinsames und ein Unterschied dieses Gemeinsamen von anderen dergleichen Gemeinsamkeiten aufgesucht werden; so entstehen abstraktere Begriffe. Wird dies Verfahren so lange fortgesetzt, daß uns eine weitere Fortsetzung unmöglich fällt, so entsteht die Art von Begriffen, welche man als Kategorieen, als Stamm- und Wurzel-Begriffe bezeichnet und von denen man vermeint hat, daraus die einfacheren ableiten zu können. Verlegt man sich bei den generalisirenden Denkoperationen darauf, daß man alle einzelnen Merkmale eines „Begriffs" sowohl genereller wie spezieller Art genau in Worten zu formuliren sucht, so entsteht eine sogenannte Definition. Und geht man endlich bei generalisirenden Denkoperationen darauf aus, eine Art von Pyramide derselben aufzustellen, deren Spitze eine Allgemeinheit bildet, welche zahlreiche Definitionen zusammenfaßt, während die weiter unter ihr begriffenen einzelnen Definitionen immer wieder

für bestimmte einzelne noch tiefer unter ihnen liegende Schichten einer solchen Pyramide einen gemeinsamen Mittelpunkt abgeben, bis man schließlich bei den tiefsten Schichten der Pyramide anlangt, so entsteht das, was man ein System nennt, während jene unter ihm begriffenen einzelnen Schichten, je tiefer sie stehen, um so näher an den einzelnen Arten von Dingen liegen, die vorherigen zwischen der Spitze und den Arten liegenden aber mit verschiedenen Namen als: Familien, Ordnungen ꝛc. bezeichnet werden. Die Aufstellung von Systemen bildet bekanntlich das Endziel der beschreibenden Verstandes-Wissenschaften.

Ein entgegengesetztes Ziel wie die generalisirenden Denkoperationen verfolgen diejenigen der spezialisirenden Verstandesthätigkeit, indem sie darauf ausgehen, zunächst die Dinge in sich selbst zu unterscheiden, die einzelnen „Merkmale“, (Eigenschaften und Eigenheiten) derselben anzugeben und so eine „Urtheilung“ der Dinge zu bewirken. In Worten ausgedrückt entstehen auf diese Weise bekanntlich diejenigen sprachlichen Formen, welche man Urtheile nennt. Man zerlegt dabei ein „Ganzes“ in seine „Theile“. Geht man darauf aus, Mengen von Dingen von einander zu sondern, so entstehen Eintheilungen und Klassifikationen. Auch die distinguirende Verstandesthätigkeit hat eine Grenze, indem sie dazu fortschreitet, die Dinge nach und nach in immer kleinere Theile zu zerspalten, bis sie endlich bei nicht mehr theilbaren, den Atomen sich für angekommen hält und hier erlahmt, hier einen Abschluß ihrer Thätigkeit als erfolgt annimmt.

Die supplirende Verstandesthätigkeit endlich geht in ihrer einfachsten Operation darauf aus, eine vollständigere Kenntniß von bisher nur theilweise bekannten Dingen dadurch zu erlangen, daß sie dieselben mit anderen verhältnißmäßig bekannteren Dingen vergleicht, die Uebereinstimmung zwischen den beiderseitigen Eigenschaften constatirt, und dadurch sich für berechtigt erklärt, auch die weiteren ihr noch unbekannten Eigenschaften des ersteren noch nicht völlig erforschten Dinges mit den genauer erforschten anderer ihm sonst so ähnlichen zu statuiren. Daß der Mensch Cajus auch die Eigenschaft des Sterblichseins haben werde, weil er nach allen seinen Eigenschaften mit zahlreichen schon gestorbenen Menschen so sehr harmonirt, ist eine Vermuthung, welche durch unsere Neigung bewirkt wird, Unbekanntes an einem Dinge, welches wir zu wissen wünschen, als in gleicher

Weise sich verhaltend anzunehmen, wie wir es an anderen ihm sonst sehr ähnlichen Dingen bereits aus Erfahrung kennen gelernt haben, eine Vermuthung, welche streng genommen eigentlich erst dann als „begründet" anzusehen wäre, wenn die Erfahrung, der Erfolg sie bestätigt hätte. Diese einfachste Denkoperation unserer supplirenden Denkneigung nennt man bekanntlich schließen. Sie kann nach ihrem beschriebenen Zustandekommen nie absolute Gewißheit geben; immer ist erst eine Bestätigung durch die „Erfahrung" für die in ihr enthaltene Vermuthung erforderlich, jeder Schluß ist mit anderen Worten genau genommen nur ein sogenannter Analogieschluß. Daher haben sich bekanntlich unzählige Male in den „Naturwissenschaften" formell richtige Schlüsse nach späteren Erfahrungen als unrichtig erwiesen, wie Liebig, Schuppe und Ostendorf ganz richtig in ihren bereits (cf. Anm. 10 des allgem. Theiles) mitgetheilten Bemerkungen hervorgehoben haben. Kein Schluß bietet deshalb eine sichere Gewähr der Gewißheit, einen Beweis, eben so wenig eine Reihe von miteinander verketteten Schlüssen, eine „Argumentation". Was die gewöhnliche Logik über direkte und indirekte Beweise vorbringt und beziehentlich fabelt, ist daher immer cum grano salis zu verstehen. Der einzige zuverlässige Beweis ist vielmehr nur der durch einen mit Absicht herbeigeführten Erfolg, durch ein „Experiment" gelieferte.

Wenn die gewöhnliche Logik von einem direkten Beweise spricht, beruht dies darauf, daß in gewissen Fällen, unter gewissen Umständen die Erfahrungen so sinnfällig, so sehr auch dem einfachsten Verstande einleuchtend sind, daß dabei jede „Argumentation" selbst für einen solchen Verstand als unnöthig erscheint. Dies findet statt bei den sogenannten Denkgesetzen: dem Gesetze der Identität oder des Widerspruchs, durch welches wir erklären, es sei uns unmöglich, zugleich das Sein und das Nichtsein eines Dinges anzunehmen; ferner dem Gesetze des ausgeschlossenen Dritten, bei welchem wir das Nämliche für zwei einzelne Eigenschaften an einem Dinge statuiren, welche wir erfahrungsmäßig als einander ausschließend anzusehen gewohnt sind; (daher pflegen diejenigen Denker, welche, wie Hegel, dergleichen sich gänzlich aufhebende Eigenschaften (z. B. gut und schlecht) als nicht existirend ansehen, dieses Denkgesetz als grundlos in Abrede zu stellen); endlich dem Gesetze des Grundes, mit welchem wir aussprechen, es sei uns unmöglich zu denken, daß ein Ding ohne Grund,

beziehungsweise ohne Ursache vorhanden sei. Eine gleiche Bewandtniß wie mit den Denkgesetzen hat es mit den „Axiomen" der reinen Mathematik: auch für sie sehen wir wegen der Einfachheit der ihnen zu Grunde liegenden Erfahrungen jeden Beweis als überflüssig an.

Gleichwie das generalisirende Denken bei den Kategorieen und das spezialisirende bei den Atomen angelangt ein Ende finden und erlahmen, so das supplirende, wenn es bei dem letzten Grunde angekommen zu sein meint; daher so sehr Verschiedenes als ein solcher letzter Grund bisher von den Menschen angesehen worden ist je nach ihrem mehr oder minder beschränkten Gesichtskreise. Theorie ist eine Erklärung aus einem irgendwie als höchsten „Grund" angenommenen Gedanken für einen Complex von miteinandnr verketteten, immer weiter zurückweisenden und endlich bei einer höchsten Ursache anlangenden Ursachen. Theorieen wären daher von Systemen zu unterscheiden; letztere geben nur Gleichheiten, Gemeinsamkeiten, Uebereinstimmungen, Theorieen hingegen Ketten von Verursachungen der Dinge. Beständig gelingende Versuche liefern die Grundlage für Naturgesetze, und nur auf diesen wiederum können werthvolle Theorieen aufgebaut werden.

Die bisherigen Erörterungen weisen nun darauf hin, wo die Mängel der vulgären Logik zu suchen sind: Es paßt ihre Argumentationsweise einerseits nur zur Festsetzung von „Wahrheiten" der beschreibenden Verstandes-Wissenschaften; es können dadurch immer nur „Noumene" zu Stande kommen; alle ihre Schlüsse sind nur Inductionsschlüsse, darauf hinauslaufend, daß was von den bekannten Dingen A, B, C .... gelte, auch von den weiteren X, X, Z, die den A, B, C .... sehr ähnlich und nur in Einer Beziehung noch nicht näher ergründet seien, ebenfalls als sicher anzunehmen sein werde. Hingegen hat die vulgäre Logik gegen die Lehre vom Experiment und daß dieses der einzig sichere Weg sei, um wenn auch nicht zu absolut sicheren „Wahrheiten", so doch zu zuverlässigen Erfolgen zu gelangen, sich bisher völlig gleichgültig verhalten; sie hat es nicht einmal einer Untersuchung werth erachtet, ob denn nicht mit dem „Versuch" (und seinen Surrogaten) etwas von ihr bisher ganz außer Acht Gelassenes aufgekommen sei, und ob nicht erst dadurch über bloße „Noumene" hinaus zu „Gignomenen" gelangt werde. Sie hat sich vielmehr bisher ziemlich unerschüttert im engen Zirkeltanz ihres Schlußfigurenwesens

weiter gedreht. Erst aber wenn sie erkannt haben wird, daß mit dem Experiment und den experimentirenden Verstandes-Wissenschaften etwas von ihr bisher nicht Beachtetes im Erbringen von Beweisen sich eingestellt habe, erst wenn sie wissen wird, daß ein und dasselbe Experiment zur Feststellung eines Naturgesetzes hinreichen kann, während zur Constatirung ihrer Wesenheiten immer die Beobachtung des Verhaltens einer Reihe von verschiedenen Dingen gehört, deren Identität &c. festzustellen gesucht wird, erst dann wird die vulgäre Logik ihre hierin liegende bisherige Unvollständigkeit abstreifen. (Lotze in seiner eben erschienenen Logik scheint auf ähnliche Gesichtspunkte zu kommen, da er sie in drei Abschnitte: vom Denken, Untersuchen und Erkennen, eintheilt. Das Buch selbst habe ich noch nicht einsehen können).

Wie die vulgäre Logik in der bezeichneten Hinsicht eine wesentliche Lücke enthält, so macht sie sich anderseits einer großen Ueberschätzung ihrer Leistungsfähigkeit schuldig: sie hält ihre Argumentationsweise auch für ausreichend zur Ergründung und Feststellung von „Wahrheiten" der Vernunftlehren und hat sich noch nicht bescheiden können, diese ihre Erweisungsart als nur für die beschreibenden Verstandeswissenschaften passend anzusehen. Sie weiß nicht, daß all ihr Schließen nur auf sinnfällige Identitäten und sinnfällige Unterschiede paßt, wo dann nach Analogie derselben etwas weiter Glaubliches als „indizirt" angenommen wird. In den Vernunftlehren aber kann diese Erschließungsweise immer nur im uneigentlichen Sinne, immer nur mißbräuchlich (abusive) zur Anwendung gebracht werden; denn hier beruhen die Entscheidungen wesentlich nicht auf nachweisbaren sinnfälligen Einerleiheiten und Verschiedenheiten, sondern auf künstlerischem Takt. Es giebt eben in den Vernunftlehren nur soweit sie selbst verstandeswissenschaftliche Elemente enthalten (wie etwa die Lehre von der Perspektive in der Aesthetik) oder insoweit die Gemüthsbasis ihrer einzelnen Zweige durch eine zu den beschreibenden Verstandeswissenschaften gehörige Psychologie festgestellt erscheint, ein zuverlässigeres und überlieferbares Wissen und zwar auch dieses nur von der Art, wie es die beschreibenden Verstandeswissenschaften zu gewähren vermögen.

Hiernach muß man denn annehmen, daß nicht nur Mephisto im Faust mit seinen Spöttereien über die Logik ein gewisses Recht

gehabt hat, sondern daß auch unsere Jugend nicht zu tadeln ist, wenn sie das logische Colleg flieht und meint, wer „Logik“ nicht im Kopfe habe, lerne sie dort nicht; denn es wird dort meist nicht nur Unnützes, sondern sogar sehr Schädliches gelehrt, nämlich der Wahn, daß die dort vorgetragene Argumentationstheorie auch in den Vernunftlehren ohne Weiteres anwendbar sei, ein Wahn von dem man bisher leider kaum geahnt hat, daß er die greulichsten Verirrungen besonders in den religiösen und politischen Sphären hervorbrachte.

Die vulgäre Logik ist nur insofern wegen der von ihr hierin für baare Münze gehaltenen Spiegelfechtereien zu entschuldigen, als (wie schon am Schlusse des allgemeinen Theils dieser Schrift mit entschiedenster Mißbilligung bemerkt werden mußte) selbst namhafte Naturforscher zu dem Glauben haben verleiten wollen, daß „manche Zweige des menschlichen Wissens, wie die politischen, die socialen und die Geisteswissenschaften überhaupt, nur durch Anwendung der strengeren Methoden der Naturforschung auf eine höhere Stufe der Ausbildung gehoben werden können“. Eine solche unklare Ansicht mußte offenbar sehr dazu beitragen, die vulgäre Logik von einer Selbstbesinnung über ihre Schranken abzuhalten.

Die Argumentationsweise der vulgären Logik kann selbst innerhalb der beschreibenden Verstandeswissenschaften in keiner Weise Erfahrungen ersetzen, ja nicht einmal Anleitung geben, wie dergleichen zu „finden“ sind; sogar zur bloßen Probe auf gemachte Erfahrungen, welche dem Bereiche der beschreibenden Verstandeswissenschaften angehören, reicht sie nicht hin. Ihre Argumentationsregeln dienen höchstens dazu, Winke an die Hand zu geben, um nicht vorschnell unsichere Erfahrungen für zuverlässige anzusehen.

Eine gründliche Besserung der Logik dürfte erst dadurch zu erzielen sein, daß man sie als Theil der Psychologie auffaßt und danach behandelt. Im Uebrigen wird es gleichgültig sein, ob in ihr von den sinnfälligsten Wahrnehmungen aus zu höchsten Kategorieen, (untheilbaren) Atomen und letzten Gründen synthetisch empor- oder ob analytisch von hier bis zu sinnfälligen Wahrnehmungen hinabgestiegen wird.

b. Die Metaphysik.

Eine besondere Erörterung derselben erscheint nach dem bisherigen Inhalte der gegenwärtigen Arbeit nicht weiter nöthig. Die Fragen, um welche es sich bei der Wissenschaftslehre handelt, sind in den ersten Kapiteln des allgemeinen Theils der Arbeit bereits erörtert worden. Der Inhalt der Ideenlehre ergiebt sich aus Demjenigen, was in den Kapiteln über die Arten der Wissenschaften und in der Besprechung der Psychologie über die Basis der Vernunftlehren bemerkt ist. Daraus ergeben sich auch die verschiedenen Weltanschauungen, von denen einige wenigstens angedeutet wurden. Eine metaphysische Seinslehre endlich läßt sich ebenfalls aus dem ersten Kapitel des allgemeinen Theils dieser Schrift abnehmen.

II. Vernunftlehren.

Vorbemerkungen.

Die Vernunftlehren pflegt man oft mit der Betrachtung der Rechtslehre zu beginnen (cf. z. B. Hegel Encyklopädie der Wissenschaften 3. Theil S. 376). Das ist gerade so angemessen, wie wenn ein Botaniker die Botanik mit der Bemerkung beginnen wollte, es gebe Hagelwetter und ähnliche pflanzenzerstörende Dinge und wie man die Pflanzen dagegen zu sichern habe oder sichern könne. Das Recht kann nur die Abgrenzung von Wirkenssphären von Personen Behufs Verhütung von Collisionen unter ihnen oder bestmöglicher Wiederbeseitigung von dergleichen Collisionen zum Inhalte haben. Ehe aber hieran zu denken ist, müssen doch derartige Wirkenssphären schon existiren: ehe von einem Eigenthum die Rede sein kann, muß der Erwerbtrieb, die Neigung von Personen, sich die Herrschaft über ein Stück Außenwelt zu verschaffen, in Wirksamkeit getreten sein; ehe von einem Kirchenrecht die Rede sein kann, muß es eine Anzahl von Personen geben, die in religiösen Ansichten übereinstimmen 2c. Es werden daher, ehe von Civilrecht, Strafrecht, Staatsrecht sich sprechen läßt, verschiedene Lehren vorher abzuhandeln sein, mindestens die

Wirthschaftslehre, (die Frage wie der Erwerbtrieb sich auf verständige Weise geltend mache) die Arbeitstheilungslehre, (die Frage wie die verschiedenen Berufe entstehen) und die Ausbildungslehre (die Frage wie der Trieb, sich möglichste Kraft zu verschaffen, ebenso verständig zu befriedigen sei), von verschiedenen sogenannten niederen Trieben, etwa der Familienlehre, als verständiger Verwirklichung des Geschlechtervereinigungs-Triebs, der Kriegslehre als verständiger Verwirklichung des Widerstands- und Zerstörungs-Triebs, der Diätetik als verständiger Verwirklichung des Lebens- und Nahrungs-Triebs 2c. ganz zu geschweigen.

Dieser psychologische Gesichtspunkt wird daher für die Reihenfolge der im Nachstehenden zu besprechenden Vernunftlehren maßgebend sein müssen.

Alle Vernunftlehren werden aber wieder als unter sich in einem gewissen Zusammenhange stehend aufzufassen sein, da ja alle in allgemein vorkommenden menschlichen Gemüthskräften ihre Quelle haben, alle in dem nämlichen Kopfe enthalten sind und so nicht füglich ganz von einander absehen können. Daher wird z. B. die an sich rücksichtslose Neigung zum Zerstören von Existenzen schon durch die menschliche Neigung zum Erbarmen als gezügelt aufzufassen sein und nicht blos durch den Verstand, der dem Zerstörungtrieb nur Mittel und Wege an die Hand geben kann, wie Existenzen am geschicktesten und gründlichsten sich zerstören lassen.

Hiernach wird der Kreis der Vernunftlehren ein weiterer sein und es wird eine weit größere Zahl derselben angenommen werden müssen, als man gewöhnlich vermeint. So z. B. ist die Diätetik offenbar keine beschreibende Verstandes-Wissenschaft, so viele verstandeswissenschaftliche Elemente sie auch in sich begreifen mag; es wird vielmehr doch immer eine Kunst, eine Sache des Takts bleiben, angemessen den Lebens- und Nahrungstrieb zu befriedigen. Nach einer anderen Richtung hin wird eine Charakterlehre als eine spezielle Vernunftlehre anzusehen und anzuerkennen sein mit dem horazischen Motto: justum ac t e n a c e m propositi virum etc., basirend auf den Gemüths-Eigenschaften der Festigkeit, des Selbstgefühls und der Beifallsliebe und zu einem „würdevollen" Benehmen anleitend u. s. w.

Aus äußeren wie aus den schon in den einleitenden Vorbemerkungen dieses besonderen Theils oben angegebenen Gründen werden

jedoch im Nachstehenden nur die Vernunftlehren über Wirthschaft, Ausbildung und Berufstheilung, Recht, Polizei, Staat, Schönheit, Religion, Moral und Geschichte behandelt, also nur für diese Geistesprodukte nachgewiesen werden, daß und inwiefern die Wissenschaften darüber den Vernunftlehren beizuzählen seien und was danach sich ungefähr als ihr Inhalt annehmen lasse.

1. Die Wirthschaftslehre.

Die Wirthschaftslehre ist allen anderen Vernunftlehren darin gleich, daß sie ebenso wie diese auf einer Gemüthskraft, dem Erwerbtrieb durchleuchtet vom Verstande, beruht. Sie kann daher nicht entfernt ein absolut, sondern immer nur ein relativ Sicheres und „Wahres" schaffen und bieten; denn sie hängt ab von dem relativ starken Erwerbtriebe durchleuchtet von dem ebenso nur relativen Verstande der sie kultivirenden Menschen. Mit Einem Worte: die Wirthschaftslehre ist auf keine Weise eine experimentelle, ja nicht einmal eine beschreibende Verstandes=, eine sogenannte inductive Wissenschaft.

Zu dem nämlichen Ergebniß gelangt man durch eine spezielle Betrachtung der in ihr zur Zeit geltenden Axiome; ja es dürfte sich dadurch die Kluft, welche zwischen ihr und einer beschreibenden Verstandeswissenschaft besteht, als noch mehr in die Augen springend, hervorthun, und die Schranke, welche der Wissensmöglichkeit in ihr gezogen ist, nur noch deutlicher erhellen, so daß ihre unvermeidlichen schwachen Seiten sich daraus noch besser erkennen lassen möchten.

Bekanntlich gilt seit des genialen Schotten Adam Smith inquiry in to the nature etc. of the wealth of nations als Axiom, daß der Reichthum der Nationen auf begehrten, sich einer „Nachfrage" erfreuenden menschlichen Dienstleistungen (auf menschlicher „Arbeit") beruhe. Mit dieser Erkenntniß sind alle früheren in der Wirthschaftslehre herrschenden Ansichten als auf ungenügenden Erfahrungen beruhend bei Seite geschoben: der neutestamentliche Grundsatz von der Ernährung der Lilien auf dem Felde durch den himmlischen Vater als mit menschlichem Fleiß, Sparsamkeit und besonders Unternehmungsgeist nicht nur unvereinbar, sondern auch als erfahrungsmäßig grundlos, da der himmlische Vater noch weit mehr Lilien, als er

ernährt, elendiglich verkümmern und umkommen läßt, weil sie sich einen zu dürren oder zu nassen Standort gewählt hatten; ferner die Ansicht des Aristoteles, mit welcher er die Sklaverei zu vertheidigen scheint, daß auf Beschaffung von „Muße" Bedacht zu nehmen sei, da die Muße des Künstlers, des Staatsmanns ꝛc. vielmehr die aufreibendste und angestrengteste Arbeit in sich begreift, wie so viele in der Blüthe ihres schönen Lebens hinwelkende, ja selbst durch zu große Gehirnthätigkeit in die Nacht des Wahnsinns verfallene dergleichen Personen darthun. Ohnehin wird durch Verschaffung der Muße für die „Bürger" im Allgemeinen noch keineswegs garantirt, daß diese Muße grade den talentvolleren unter ihnen werde zu Gute kommen. Noch mehr muß die heutige Wirthschaftslehre die saubere Weisheit Ciceros verurtheilen, daß illiberales et sordidi questus omnium mercenariorum seien. Nicht minder ist die heutige Wirthschaftslehre über die Zinswucher-Theorie der mittelalterlichen Päpste hinaus, die ein so würdiges Seitenstück zu jener ciceronianischen Weisheit bildet. Ebenso schließt das Adam Smith'sche Prinzip den Bruch mit den ihm nächst vorangegangenen Theorieen in sich, wonach der Reichthum einer Nation in ihrem Besitz von Edelmetallen, oder in der Ergiebigkeit ihres Bodens an Produkten bestehen sollte. Die Wirthschaftslehre von Adam Smith weiß vielmehr, daß Kapitalien aller Art, also nicht blos Edelmetalle, sondern auch „Waaren", nur aufgespeicherte Arbeit sind, und daß die Ausdrücke Waare, Lohn, Gewinn durch Tausch „fabrizirter" Waare wie durch Tausch erlangter „fertiger" Waare (Fabrikations- und Handels-Gewinn), Geld, Preis, Marktpreis, Werth nur verschiedene Ausdrucksweisen für Arbeit bilden, welche zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gereicht, gleichsam nur verschiedene Maskirungen und Drapirungen von derartiger Arbeit. Die Wirthschaftslehre weiß durch Adam Smith, daß je mehr ein gewisses menschliches Bedürfniß nach Befriedigung verlangt, um so höher auch das dafür zu leistende Arbeitsquantum sich steigern wird und umgekehrt, kurz, daß das Gesetz gilt: Angebot und Nachfrage reguliren den Preis. Die Adam Smith'sche Wirthschaftslehre stellt daher als einziges Postulat die Arbeitsfreiheit auf, damit Jedermann so viel Arbeit schaffen kann, wie in seinen Kräften liegt, und sie muß deshalb nicht blos die Leibeigenschaft, sondern auch schon die alte Zunftverfassung, als hieran hinderlich, verwerfen. Sie verlangt ebenso auf der anderen Seite

den Freihandel, damit Jeder die Befriedigung seiner Bedürfnisse dort erlange, wo er das geringste Arbeitsquantum dafür zu leisten braucht. Die aus Handelseifersucht hervorgehenden Kriege erscheinen ihr daher als Unverstand. Ja die Wirthschaftslehre hat sogar durch Erfahrung den Werth der Arbeitstheilung ermittelt, indem sie fand, daß je mehr die menschliche Thätigkeit eine einseitige wird, um so größere Geschicklichkeit ihr zuwächst und um so größer daher das von ihr zu schaffende Arbeitsquantum ausfallen muß. Die Wirthschaftslehre scheint somit in Arbeits-Freiheit, Arbeitstausch-Freiheit und Arbeitstheilungs-Freiheit ihre Axiome zu besitzen. Noch mehr: die Arbeitstheilung hat in einem früher nie gekannten Grade dahin geführt, einfache Thätigkeiten statt durch Menschen durch Maschinen verrichten zu lassen, und so die Achilleslanze zu sein, welche die Wunden heilt, die sie schlägt. Selbst hiermit noch nicht genug, hat sie den Werth des „Kredits" hervorgekehrt, indem derselbe dazu anspornt, Arbeit schon früher zu verrichten, als es ohne denselben geschehen wäre, im Vertrauen auf die Zusage von künftiger „Bezahlung" dafür. Und dies hat wieder die Folge, daß der heutigen Welt weit mehr als früher an der Sicherheit öffentlicher Zustände gelegen ist, damit solche Versprechen nicht durch Unruhen und das dadurch erschütterte „Vertrauen" 2c. an der Gewißheit ihrer Erfüllung leiden. Kommt zu dem Allen noch die Verstärkung und Erleichterung der Arbeit durch die ungeheuren Fortschritte der experimentellen und beschreibenden Verstandes-Wissenschaften, so ist es begreiflich, daß verschiedenen Menschen hierüber der Kopf geschwindelt hat, daß sie vermeint haben, es sei eine „Organisatin der Arbeit", eine Regulirung des Arbeitsverdienstes und Wohlstandes auf mechanischem Wege erreichbar, oder es seien mindestens, wenn alles nach dem bisher Bemerkten Innezuhaltende auch wirklich innegehalten werde, vollständige „wirthschaftliche Harmonieen" möglich — umsomehr als grade die Nationen, welche die Adam Smith'schen Prinzipien am vollständigsten durchgeführt haben, seitdem als solche eine Vermehrung und weite Verbreitung ihres Wohlstandes durch alle Klassen der Bevölkerung in einem vorher nie gekannten Grade thatsächlich erlebten.

Wie ist es denn nun zugegangen, daß doch in diese schöuen wirthschaftlichen Harmonieen ein schriller Mißton sich eingemischt hat, die Welt dennoch dabei noch immer nicht zum vollen Behagen ge-

kommen, eine sogenannte „soziale Frage" aufgetaucht ist? Daß die jetzige Theorie der Wirthschaftslehre etwa die früheren mit Unrecht verdrängt habe, läßt sich nicht annehmen: mehr noch als ihre Erfolge verbreiteteren Wohlstands und friedfertigerer Gesinnungen der Menschen spricht für die jetzige der Gesichtspunkt, daß sie die menschlichen Geisteskräfte, welche die Wirthschaftlichkeit constituiren, in dem denkbar höchsten Grade als berechtigt erklärt, ohne den übrigen zu nahe zu treten: sie erkennt alle „ehrliche" Arbeit an und achtet keine ehrliche Arbeit für ehrlos à la Cicero; sie achtet Gewissenhaftigkeit, verletzt nicht erbarmendes Wohlwollen und verlangt sogar, daß die Arbeit mit möglichstem Verstande, mit stärkster Anspannung der Denkkräfte, vollführt werde. Sie widerspricht somit keiner Anforderung, welche eine echtverstandeswissenschaftliche Psychologie etwa erheben könnte. Wo steckt also der Fehler, daß doch unter ihrer Herrschaft eine sociale Frage, oder wenn man will, die sociale Frage wieder auf die Tagesordnung gekommen ist? Liegt es etwa daran, daß diese Theorie auch die Verwerthung der geringsten Arbeitskraft, der Arbeit von Frauen und Kindern, ermöglicht? Allein auch ganz abgesehen davon, daß nach früheren Arbeitsweisen Frauen (z. B. unter uncivilisirten Völkern) maßlos zur Arbeit herangezogen wurden, so ließe sich ein solcher Uebelstand theils durch Sitte, theils durch gesetzliche Maßregeln nach Möglichkeit einschränken; ebenso die etwa zu stark oder in zu gefährdender Weise erfolgende Anspannung männlicher Kräfte, auch ganz abgesehen davon, daß die Fabrikarbeit sich mit den überaus großen Anstrengungen, denen sich unsere kleineren Eigenthümer auf dem Lande erfahrungsmäßig freiwillig unterziehen, im Ganzen in keiner Weise vergleichen läßt. Liegt es etwa daran, daß die „Arbeitsfreiheit" zu so zu sagen Fabrik-Latifundien führen muß, indem sehr bald die Fabrikanten gewahr wurden, daß sie sich mit um so kleinerem „Gewinn" begnügen könnten, je umfangreicher sie ihr Geschäft betrieben, wodurch freilich anderseits alle Uebelstände, die man bei eigentlichen Latifundien früher beobachtet hat, sich einfinden mußten: Unmöglichkeit des Arbeitgebers, das Geschäft genau zu übersehen, also geringerer Ertrag davon ꝛc. Allein hierdurch ist nur constatirt, daß es auch für Fabrikbetrieb eine Grenze des Umfangs giebt, von wo an dessen Ertrag sich nicht mehr verhältnißmäßig steigert. Daß dabei die Arbeitnehmer in gedrücktere Lagen geriethen, ist völlig grundlos,

im Gegentheil pflegt Jemand, der dem einzelnen Menschen nicht zu nahe steht, mit ihm mehr Mitgefühl zu haben, als wer alle seine kleinen und großen Schwächen mikroskopisch genau kennt und davon unangenehm nahe berührt wird; daher die ziemlich allgemeine Erfahrung, daß die Inhaber großer Fabriken und Handelshäuser meist liberaler gegen ihre Arbeiter sind, als die kleineren. Noch weniger ist es begründet, daß es dem einzelnen Arbeiter unmöglich sei, gegen die „Kapitalmacht" aufzukommen: es sind unzählige große Fabrikanten aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. Vor Allem aber beweisen es Beispiele von der Art der berühmten sogenannten Pioniere von Rochdale, daß es einfachen Arbeitern selbst von den winzigsten und den Spott der dummen Menge herausfordernden Anfängen aus doch gelingen könne, sich zu Inhabern großartiger Fabriken emporzuschwingen [5]). Wenn das in dem Lande der entwickeltsten Industrie möglich war, so muß es an der mangelnden Thatkraft und „Intelligenz" liegen, wenn anderswo nicht gleiche Erfolge von einfachen Arbeitern erreicht wurden.

Und hier kommt man auf den Punkt, wo es in der heutigen Wirthschaftslehre fast durchgängig fehlt: sie ist ohne genügendes Bewußtsein über die einer Vernunftlehre gezogenen Schranken. Durch die Kenntniß ihrer Fundamentalsätze von Arbeitsfreiheit, Regulirung des Preises durch Angebot und Nachfrage ꝛc. ꝛc. *erlangt man noch nicht die geringste Geschicklichkeit zur Besorgung eines wirklichen Geschäfts!* Selbst wo es sich nur darum handelt, eine „Waare" zu erwerben, um sie unverwandelt weiter zu vertauschen, also um bloßen „Handel" im Gegensatz zur „Fabrikation", ist es auch für den gewiegtesten „Geschäftsmann" unmöglich, im Voraus zuverlässig zu bestimmen, ob er sich nicht irgendwie wegen des von ihm vorausgesetzten „Wiederabsatzes" der Waare, beziehentlich des dadurch gewünschten „Gewinns" geirrt habe: mag auch bei „gangbaren Artikeln" der Fall seltener vorkommen, daß *jeder* „Bedarf" für sie aufhört, so ist doch das Steigen und Fallen ihres Marktpreises (die „*Conjunctur*") immer lediglich eine Sache der bloßen Muthmaßung; es kann in irgend einem unbeachteten Winkel noch ein Vorrath der Waare stecken, der, an den Markt gebracht, ihren Preis so drückt, daß aller vermuthete scheinbar noch so sichere Gewinn bei ihrem Absatz aufhört und sich in „Verlust" verwandelt,

oder es treten Surrogate dafür an deren Stelle, und die Consumenten begnügen sich hiermit, und welche sonstige hunderte von Möglichkeiten denkbar sein mögen. Vollends wenn es sich erst um vorgängige Fabrikation, um vorgängige Umwandlung eingetauschter Waaren handelt, wo also durch den Zeitverlauf allerhand „Conjuncturen" möglich werden, auch wenn die Umwandlung des „Rohstoffes" in keiner Weise mißlang, oder die „Herstellungskosten" sich nicht erhöhten, was will es da helfen, wenn Jemand auch noch so sicher alle Prinzipien der Wirthschaftslehre inne hat? Kurz diese Prinzipien sind wohl von Werth für eine „gesunde" Wirthschafts-Politik, aber von sehr geringem für den praktischen Geschäftsmann. Dem hilft allein Takt, Gewandtheit, Routine, d. h. Ueberblick, Kühnheit (sogen. Unternehmungsgeist) verbunden mit Vorsicht, Fleiß und Kenntnissen, alles unterstützt durch Geübtheit, durch „Praxis". Ja es mag sogar in einem Lande eine verkehrte Wirthschafts-Politik herrschen, ein gewandter Geschäftsmann kann trotzdem dabei „prosperiren" und vorwärts kommen, ihre Hemmungen durch Geschicklichkeit mehr und minder beseitigen, während umgekehrt einen „untüchtigen" Geschäftsmann die beste Wirthschafts-Politik nicht vor Verderben zu bewahren vermag. Es ist dies Alles so wichtig, daß man füglich die Frage aufwerfen kann, ob man denn nicht die Wirthschaftslehre damit zu beginnen habe, festzustellen, welche Eigenschaften wohl zu einem tüchtigen Geschäftsmann erforderlich seien und wie sie sich ausbilden lassen, und erst in zweiter Linie, wie ein solcher durch eine beste Wirthschafts-Politik gefördert werden könne und was zu ihr gehören möge? Ja ob nicht das nämliche Verfahren auch bei Erörterung aller übrigen Vernunftlehren innezuhalten sei?

Kurz, jedes (gewinnbringende) Erwerben ist ein Wagniß, keines ist ohne „Risiko" und nur der vorher charakterisirte „Takt" und „Geschäftsgeist" vermag alle Schwierigkeiten zu besiegen und das englische Sprüchwort wahr zu machen: Wo der Wille — ist auch ein Weg. Das ist so sehr richtig, daß selbst durch die scheinbar „unlukrativsten" Geschäfte große Vermögen erworben werden, bloße Bettler Reichthümer hinterlassen, und einfache Arbeiter sich zu Inhabern großartiger Unternehmungen emporschwingen können.

Fragen wir nun, ob denn die heutige ins Große getriebene Fabrikation diese allgemeinen Eigenschaften alles Erwerbs nicht gar

in noch gesteigertem Maße besitze, so wird man erfahrungsmäßig nicht umhin können, diese Frage zu bejahen: es ist bei ihr eine größere und schnellere Steigerung und ein eben solches Nachlassen der „Produktion" möglich wie bei keiner anderen Wirthschaftsweise und in keiner früheren Zeit. Es fehlt ihr mit Einem Worte die Stetigkeit in einem sonst niemals beobachteten Grade. Nach der maßlosesten Steigerung der Produktion findet man sich plötzlich einer Ueberproduktion gegenüber, der Absatz stockt, eine „Handels- und Gewerbskrisis" ist da. Dann wird die Fabrikation eingeschränkt oder gar ganz eingestellt und um so eher, je höher vorher die Arbeitslöhne und sonstige Unkosten geschroben waren.

Und die Arbeiter? Tausende und selbst zehntausende werden brotlos, brotlos im eigentlichsten Sinne, da doch, wenn die früher ausgedehnteste Produktion, die landwirthschaftliche, einmal keinen Absatz fand, es wenigstens an Brot nicht fehlte. Dazu ist diese Bevölkerungsklasse im Ganzen, als wesentlich durch Triebe beherrscht, völlig kurzsichtig und hat keinen Begriff von der Möglichkeit von Handels- und Gewerbs-Krisen, schiebt vielmehr deren Eintritt auf die Fabrik-Unternehmer, ja sie ist nicht einmal sparsam. Und doch wäre es für sie im höchsten Grade geboten gewesen, sich darauf einzurichten, durch die „guten" Zeiten die nicht ausbleibenden „schlechten" überstehen zu können. Gleich allen rohen und ungebildeten Menschen schenkt sie ohnehin Quacksalbern mehr Gehör als gediegenen Aerzten. Thut sie dies sogar schon bei „flottem Geschäft", wie erst wenn es stockt. Das ist unstreitig der Kern der socialen Frage! Ihre nächste Quelle liegt in dem größeren Mangel an Stetigkeit der durch die „Arbeitsfreiheit" hervorgerufenen Produktionsweise, ihre eigentliche Gefährlichkeit in der Rohheit und Kurzsichtigkeit der früher nie in diesem Umfange vorhanden gewesenen, aus der Hand in den Mund lebenden Arbeitermassen, die mehr geneigt sind von wirthschaftlichen Arzneien, als von strengster wirthschaftlicher Diät Heilung ihres Uebelbefindens zu hoffen. Eine Verschärfung der socialen Frage liegt jedenfalls noch in dem so lange Zeit nicht durch längeren Krieg und innere Unruhen gestörten Sicherheitsgefühl und den dadurch in allen Klassen maßlos gesteigerten Lebensansprüchen. Man meint dadurch, es liege an schlechter Organisation der Gesellschaft, daß sie nicht noch besser befriedigt würden und geräth so auf allerhand nirgendheimische Verkehrtheiten.

Alle diese Quacksalbereien aufzuzählen ist natürlich unmöglich [6]). (Näheres enthalten darüber die in der Anm. angeführten Schriften). Die bestechendste und darum die weitaus gefährlichste unter den bezüglichen Irrlehren dürfte die bereits berührte sein, daß man die Wirthschaftslehre für eine Verstandes-, eine sogen. inductive Wissenschaft erklärt; wenn hiernach also das Erwerben keine Sache des Takts, der persönlichen Geschicklichkeit, kein Risiko dabei ist, kann man sich da wundern, daß beschränkte Menschen, durch ein solches Irrlicht verleitet, es für möglich hielten, eine „Organisation der Arbeit" zu ersinnen oder auch nur, wie kürzlich versucht ward, eine Organisation des Arbeitstausches (des Handels) ins Leben zu rufen?

Eine kaum minder gefährliche Verkehrtheit ist die, einen Unterschied zwischen Unternehmer-Gewinn und Gewinn durch Arbeitslohn zu statuiren, als ob nicht auch der Lohnarbeiter ein Unternehmer wäre mit einem Kapital, dem Kapital seiner Arbeitskraft, die er vielleicht mit saurem Schweiß durch Erwerb einer besonderen Fachgeschicklichkeit gesteigert oder, wenn auch das nicht, seine bloße gute Körperkraft gegen Verlockungen zu ihrer Vergeudung durch Ausschweifung sich bewahrt hat. Dies ist bekanntlich der Punkt, von dessen Leugnung die heutigen Schreier über vermeintliche Kapitaltyrannei und Prediger von dessen Vernichtung, insbesondere der bekannte Marx, ausgehen. Diese Menschen sehen nicht nur die bemerkte Identität zwischen dem Kapital des Unternehmers (des Arbeitgebers) und des Arbeitnehmers nicht; sie sehen auch nicht, daß die ersparte Arbeitskraft großer Kapitale höhere Löhne möglich macht, indem dadurch selbst solche Unternehmungen, die nur geringeren Gewinn versprechen, doch zur Ausführung kommen, mithin dafür Menschenkräfte zu deren Vollführung stärker gesucht werden, so daß die Arbeitslöhne bei solchem Zufluß von großen Kapitalien, statt zu fallen, bekanntlich erfahrungsmäßig vielmehr steigen. Es ist eben wieder der Irrthum der Quacksalberei der vorigen Art, daß durch bloßen Kapitalbesitz schon „Gewinn" gemacht werde, anstatt durch Benutzung von Conjuncturen und des mit ihnen jedesmal verknüpften Wagnisses.

Eine noch krassere Verkehrtheit als die Marx'sche Unterscheidung zwischen Unternehmer- und Arbeiter-Gewinn predigt wohl die Behauptung, daß dem letzten Umgestalter eines Rohstoffes dieser gehöre, während ihm doch höchstens diejenige Erhöhung des Marktpreises des

Rohstoffs zukommen kann, welche durch seine Umgestaltung bewirkt ward. Offenbar entspringt diese Ansicht aus zu geringer Gewissenhaftigkeit.

Ebenso kraß ist der Irrthum, daß jede Produktion, jede Arbeit (und nicht bloß die, nach welcher Nachfrage ist) schon einen „Werth" habe. Diese Meinung scheint nichts davon zu wissen, daß es unter den Waaren sogenannte Ladenhüter giebt — immer wieder die gänzliche Außerachtlassung jenes Risikos der Absatzmöglichkeit und „Conjunctur".

Eine ähnliche Verkehrtheit wird durch die Predigt über Staatsunterstützung für die Arbeiter, um sie dadurch zu Fabrikanten zu erheben, angepriesen. Diese Ansicht fußt auf einem groben Materialismus, indem sie schon durch Hingabe einen Besitz erlangt zu haben wähnt, nichts von dem Worte weiß:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Bekanntlich zerfließen oft die größten ererbten Kapitale unter den Händen ungeschickter Söhne. Daß es auch ungeschickte Arbeiter geben könne mit gleichem Mißerfolg, scheint dieser Vornirtheit nicht in den Sinn zu kommen. Daß ein solcher Dünkel unfähig ist, zu begreifen, es sei und bleibe aller Erwerb ein psychisches Produkt, welches nur in der Hand der Psyche Existenz hat, die es zu beherrschen versteht, braucht kaum bemerkt zu werden.

Eine Quacksalberei, die aus ähnlichen Gründen wie die vorige entspringt, ist das Anpreisen von sogenannten Organisationen der Arbeit. Sie gehen alle von der verworrenen Idee aus, daß sich das Erwerben lediglich auf mechanischem Wege vollbringen lasse ohne jede Erforderlichkeit von geschäftlichem Takt.

Noch eine Stufe tiefer als diese Utopieen der Arbeitorganisationen steht die Anpreisung der Gütergemeinschaft, als ob der Erwerbtrieb auch dann seine höchste Energie entfalten würde, wenn er weiß, daß er das Produkt seiner Thätigkeit mit dem Erwerbtriebe Anderer zu theilen habe, von dem ihm nicht bekannt ist, daß er die gleiche Energie wie sein eigener entfalte. Schon die bloße Vermuthung einer derartigen Möglichkeit wird offenbar erschlaffend wirken und hat es erfahrungsmäßig auch stets gethan, so oft der Versuch gemacht ist. Diese Meinung treibt in ihrer Verwirklichung nicht nur die Kapitalien

aus dem Lande, sondern zerstört auch das noch weit bedeutendere Kapital „Kredit“ genannt; ja sie kommt schließlich beim Muthverlieren an, womit eben bekanntlich Alles verloren ist.

Doch hat eine derartige Meinung immerhin noch den Werth, daß sie die Nothwendigkeit einer Arbeitsthätigkeit anerkennt. Den reinen Raub predigt dagegen die Meinung, welche die Preise nach dem Belieben der Käufer für festsetzbar erklärt und den hiergegen sich Verfehlenden verfolgt und ihm seinen Besitz zerstört, wie wir es an dem Frankfurter Bierkravalle im Jahre 1873 erlebt haben.

Unter dieser Rohheit der socialen Beraubung steht nur noch diejenige der socialen Verwüstung, welche wir in der sogenannten Pariser Commune erlebt haben. Und doch findet auch noch diese Bestialität Anhänger, ja ein von Fabrikbevölkerung stark bewohnter Wahlbezirk des deutschen Reichs hat sogar einen Vertreter in den Reichstag gesandt, der dieselbe dort von der Rednerbühne gerühmt hat, ein Beweis, welcher finstere schreckliche Geist in dieser Bevölkerungklasse Wurzel fassen kann.

Besorgt kann man fragen, was sich gegen solches Uebermaß von Unverstand thun lasse. Durch Verbreitung besserer Einsicht wird ihm kaum genügend beizukommen sein, so sehr eine solche selbst einem sehr geringen Verstande wegen ihrer Einfachheit zugänglich zu sein scheint; denn rohe Menschen geben doch am liebsten ihren Leidenschaften und Quacksalbern, welche diese befriedigen zu können vorgeben, Gehör. Beweisen nicht wahrhaft ekelhafte religiöse Dogmen, welcher Unsinn großen Massen aufgebunden werden kann? Und jene socialen Verwüstungs-Dogmen sind doch von gleichem Kaliber. Mag deshalb auch der Versuch gemacht werden, bessere Einsichten zu verbreiten, es wird schließlich doch wohl zu drastischeren Mitteln, Bestrafung von schlechter Wirthschaft, Verschwendung, Unreinlichkeit ꝛc., geschritten werden müssen. Freilich gehört dazu, daß der heutzutage grassirende sentimental-anarchistische Doctrinarismus erst abgewirthschaftet habe und die Einsicht allgemeiner verbreitet sei, wie nöthig strengste Disciplin auch für unselbstständige Nichtmilitärs erscheine. Verdient es z. B. unbestraft zu bleiben, wenn ein Arbeiter in einem Wirthshause, wo sein Brotherr eintritt und sich ein Stück Kuchen für 1 Sgr. geben läßt, mit lauter Stimme eine Portion Braten für seinen Hund fordert?

Wenn nun auch durch die Wirthschaftslehre kein zuverlässiges Wissen über das Erwerben gegeben werden kann, so hat doch die Praxis darüber verschiedene Regeln aufgestellt, deren Kenntniß und Beachtung wenigstens den Erwerb des dazu erforderlichen Takts sehr zu erleichtern geeignet scheint, mag auch ihre Anwendung auf den gegebenen Fall immer noch schwierig bleiben. Leider ist jedoch von den Theoretikern diesen Regeln bis jetzt nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet. Es fehlt daher zur Zeit noch an einer genügenden Darstellung derselben. Einzelnes findet sich in dem oben (Anm. 5 zum allg. Theil) angeführten ausgezeichneten Werke von Smile, das in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet zu werden verdiente. Den einzigen mir bekannten Versuch einer eingehenderen Darstellung hat der scharfsinnige K. Sal. Zachariä gemacht. Sie findet sich in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete der Staatswirthschaftslehre (Heidelberg Oswald 1835) unter dem Titel: Wirthschaftspolitik oder das Büchlein vom Reichwerden. Leider hat er darin eine systematische Ordnung mit Absicht vermieden, „weil das Bunte auch sein Interesse habe". Vieles Vortreffliche läßt sich noch aus bekannt gewordenen Maximen bedeutender Geschäftsmänner abnehmen, z. B. den Grundsätzen eines Rothschild sen., Ricardo, Nathusius, Leinau (Hamburger Kaufmann), Girard, Barnum, Freeley &c. Die große Wichtigkeit der Sache mag die nachstehende Auswahl aus ihnen und Zachariä entschuldigen, um so mehr, als sie besser als langes Räsonnement beweisen, daß das „Wirthschaften" keine sogenannte exakte Wissenschaft, sondern eine Geschicklichkeit, eine Kunstfertigkeit, eine Sache des Takts ist.

a. Die Wahl des Berufs muß nach Barnum den Neigungen und Anlagen entsprechen; doch sei, meint er weiter, derjenige Beruf seltener dankbar, der sich mit Hervorbringung von weniger gesuchten, weniger gangbaren (also weniger tauschfähigen) Gütern beschäftige, z. B. mit Schaffung von Kunstwerken oder streng fachwissenschaftlichen Schriftwerken.

b. Die Kenntnisse, welche zu einem Berufe erfordert werden, sind immer Waaren- und Menschen-Kenntnisse; die letzteren sind für die Wirthschaft fast wichtiger als die ersteren, da sie allein lehren, was für Waaren gesucht werden. Zu ihnen gehören vom wirthschaftlichen Gesichtspuncte aus auch die Kenntnisse der menschlichen Sprachen als

Mittel sich mit den Menschen verschiedener Art zu verständigen. Das spezielle technische Geschick, die Kenntniß und Umwandlungskunst von Rohstoffen (und Halbfabrikaten), ist ebensosehr Sache der Anlage wie dessen Steigerung durch Uebung erfahrungsmäßig möglich ist. Jedoch ist dabei anfängliches Mißlingen nicht ausgeschlossen: Jeder muß Lehrgeld zahlen. Auch hat jeder Beruf seine besondere Praxis, und es ist deshalb die Vertauschung des einen mit einem anderen schwierig. In keinem läßt sich auslernen: bonus vir semper tiro. Keine Kenntniß kann schaden, oft jede nützen: Lerne daher was Dir keine Fenster einschlägt. Nur ist dem Körper auch Ruhe zu gönnen, denn frische Kräfte arbeiten doppelt. Bezüglich der Menschenkenntniß ist viel Verheimlichungssinn, sogenannte Discretion erforderlich; sie bildet ein wesentliches Element des Takts eines Geschäftmannes. Besonders religiösen Vorurtheilen gegenüber werden die Menschen vom Geschäftsmann wie frei herumgehende Wahnsinnige zu behandeln sein, aber auch ebensosehr in Bezug auf ihre aus Ehrgeiz entspringende starke Empfindlichkeit &c.

c. Bezüglich der zu einem Geschäftsmanne erforderlichen Temperaments-Eigenschaften ist vor Allem unermüdliche Rührigkeit, also sanguinisch-nervöses Temperament, sogen. Fleiß erforderlich. An Gemüths-Eigenschaften braucht er vor Allem: Erwerbstrieb in der besonderen Form der Sparsamkeit; aber nicht blos an Einschränkung in Vergnügungen, sondern auch in der Zeit; denn Zeit ist Geld. Eine Reihe von Regeln lassen sich über Sparsamkeit anführen: Hebauf hat was, Freßauf hat nichts; kaufe nicht was Du nicht brauchst, sonst wirst Du bald verkaufen müssen was Du brauchst; Ersparnisse sind Einnahmen; was besser ist als eine Laus, das nimm Du klüglich mit nach Haus; gieb auf den Pfennig Acht, der Louisd'or wird schon allein auf sich Acht geben; ein richtiger Kaufmann behandelt den Louisd'or wie einen Pfennig und den Pfennig wie einen Louisd'or. Ein zweites Gemüths-Erforderniß eines Geschäftsmanns ist Ordnungsliebe. Hierher gehört die Forderung streng geregelter Buchführung. Daß so Viele nicht nur wirthschaftlich, sondern auch sittlich zu Grunde gehen, liegt häufig am Mangel an Ueberblick über Einnahmen und Ausgaben, weil beide nicht gehörig aufgeschrieben wurden. Der Privatmann soll deshalb auch nach K. S. Zachariä beim Staatswirth in die Lehre gehen und einen

Voranschlag über Einnahmen und Ausgaben aufstellen, erstere eher zu niedrig, letztere eher zu hoch ansetzen. Weiter: Nüchternheit, nicht bloß im Genuß von Spirituosen, sondern auch Mäßigung und Kaltblütigkeit allen Leidenschaften gegenüber. Das: surtout point de zèle des Diplomaten Talleyrand gilt auch für den Wirthschafter. Doch darf er auch Kühnheit nicht außer Acht lassen; denn: wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Endlich (last but not least): Aufmerksamkeit; es darf nichts der Beobachtung für zu gering geachtet werden; Aufmerksamkeit ist nach Goethe die erste aller Tugenden; hingegen meint der Engländer: you all know, security is mortals chiefest ennemy.

d. Für den Beginn, die Begründung eines Geschäftszweiges kommt vor Allem die Oertlichkeit in Betracht; ein „stiller“ Ort, ein Mangel an „Lokalverkehr“ ist von selbst schon „unlukrativ“; daher die Besetzung nur nach genauer Kenntnißnahme von den örtlichen Verhältnissen rathsam erscheint. Sicherheit des Orts ist ebenfalls wesentlich; in unsicheren Ländern müssen hohe Prozente verdient werden, damit die hohen Gewinnste unausbleibliche Verluste decken, „die guten Geschäfte die schlechten übertragen“. Zu besorgende Arbeitseinstellungen ruiniren oft eine ganze Industrie, ebenso anderweite Bedrückungen, z. B. Progressivsteuern. Dergleichen lähmen durch die Betrachtung, daß das Endziel alles Fleißes dem Fleißigen nicht zu Gute komme und treiben bei zu großer Härte die Kapitalien aus dem Lande und zwar grade die größten, die sich mit billigerem „Profite“ genügen lassen, und also die höchsten Löhne zahlen können. Hiernach ist die größte Sicherheit des Privateigenthums die Grundlage aller guten Politik. Deshalb sind sogar scheinbar ferner liegende Dinge für den Geschäftsmann nicht gleichgültig, z. B. ob Religionsansichten, die sich für unfehlbar erklären, in einem Lande vorherrschen; denn daß Mangel an Zweifel hierin bald zu Unduldsamkeit und Verfolgung führen muß, deren Grad im Bereiche des „Zufalls“ liegt, ist dabei nur zu wahrscheinlich. Dagegen kommen alle Anstalten in Betracht, welche die Möglichkeit gewähren, sich vor Schäden aller Art zu sichern, eine Seite, die übrigens von unserer gewöhnlichen Wirthschaftslehre beachtet wird. Als Hauptregel für den Beginn eines Niederlassungs-Unternehmens gilt noch die Vorschrift, klein anzufangen; denn das

erleichtert nicht nur die Erlerung des Ueberblicks, sondern vermindert auch das zu zahlende „Lehrgeld".

e. Für die eigentliche Geschäftspraxis, die dauernde Ausübung eines geschäftlichen Berufs, giebt es zahllose Regeln. Rothschild sen. räth: 1. Treibe Tauschhandel, also nur Waare für Waare (im Gegensatz zu Waare für Geld und umgekehrt), weil dabei doppelt zu profitiren sei; 2. sei flott im Geschäft, handle nicht lange; 3. laß Dich nicht mit Menschen ein, die kein Glück haben (offenbar weil nur auf diesem Beobachtungswege ermittelt werden kann, ob die Menschen zum „Geschäft" untauglich machende Fehler haben, indem dergleichen sehr versteckt zu sein pflegen, z. B. oft mit der größten Sicherheit und Rednergewandtheit auftretende Menschen doch von Illusionen befangen und „leichtsinnig" sind ꝛc. Aus ähnlichen Erfahrungen empfiehlt sich das Vermeiden von Compagnie-Geschäften, auch deshalb, weil dabei sich Jeder auf den Anderen verläßt, keiner seine Kräfte auf's Aeußerste anspannt. Bei Aktien-Gesellschaften fehlt sogar „des Herrn Auge" und das „Selbst ist der Mann" noch mehr; daher nur bestimmte Geschäfte, solche die einen zum Mechanischen geneigten Verlauf haben oder als sehr große Kapitalien in sich bergend sich mit geringem Gewinn begnügen können, sich hierzu eignen werden. Auf die Hülfe oder gar Dankbarkeit Anderer soll man im Geschäft nicht rechnen. Doch ist anderseits ein guter Diener ein unbezahlbarer Schatz, da sich fremde Hülfe im Geschäft selten entbehren läßt. Endlich empfiehlt Rorthschild d. Aelt. noch: Vorsicht und Kühnheit. Einerseits geht in Gefahr unter, wer sich in sie begiebt, anderseits heißt es: Wer nichts wagt gewinnt nichts. Das Bankhaus Rothschild hat, wie es heißt, außerdem den Grundsatz, nicht zu viel Gewinn an Einem Geschäft machen zu wollen; denn ein oft gemachter kleiner Gewinn sei besser als ein einmaliger großer. — Ricardo empfiehlt als goldene drei Regeln: 1. Keine „chance" (günstige Conjunctur?), die sich bietet, auszuschlagen; 2. der erste Verlust sei der beste; 3. laß dem Gewinn seinen Lauf. — Ein bostoner sehr tüchtiger Kaufmann empfiehlt: 1. Man sei treu seinen Verpflichtungen, ein Grundsatz, der übrigens von vielen bedeutenden Geschäftsmännern, z. B. dem bekannten Barnum unter seinen zehn goldenen Regeln, in den Vordergrund gestellt wird, da Credit (Vertrauen) das beste aller Kapitalien ist; doch sei anderseits, wie

K. S. Zachariä räth, nicht vor dem Verfalltage zu zahlen, weil Vieles geschehen könne, die Verpflichtung aufzuheben. 2. Man führe seine Geschäfte gründlich durch, lasse sich also nicht auf zu vielerlei und auf Nebendinge ein, oder, wie Barnum es ausdrückt, man zersplittere seine Kräfte nicht. Deutsche Sprüchwörter sind unerschöpflich in Verspottung eines solchen falschen Verfahrens z. B.: 13 Handwerke 14 Unglücke; wer zwei Hasen auf einmal jagt kriegt keinen; gar oft verdirbt ein Handwerksmann, der viel Gewerk und Arbeit kann &c. Ein amerikanisches Sprüchwort in Bezug hierauf lautet: a rolling stone never gathers moss. Anderseits wird aber auch gerathen, nicht Alles an Einen Nagel zu hängen, da der brechen kann. — Verpflichtungen einzugehen gilt stets als bedenklich; man habe wohl seinen Kredit zu benutzen, aber nicht zu überspannen. Borgen mache Sorgen; es sei leichter Schulden zu machen, als sie zu bezahlen. Man kaufe baar, denn baar Geld lache. Vor Allem hüte man sich vor Verbürgungen, von denen schon Thales sagt, daß sie Leid bringen. Selbst Depositen-Annahme ist nicht ohne Gefahr. Man kaufe aber eine Sache wo möglich wenn sie angeboten werde, und fordere wo man fordern könne. Der mehrgenannte Barnum empfiehlt außerdem noch: man kündige sich an; dies sei gar nicht genug zu beherzigen, die meisten Leute beachteten erst die vierte bis fünfte Ankündigung.

Es liegt auf der Hand, daß sehr viele dieser Regeln sich widersprechen, und also nur der Takt die Diagonale zwischen ihnen zu ziehen vermag; über das Erwerben ist eben keine Wissenschaft, sondern nur eine Lehre möglich; ja es erfordert sogar „vernünftiges" Verhalten des ganzen Volks, wenn es der großen Masse wohl ergehen soll, und oft selbst mehrerer Völker. Hingegen ist es ein aussichtsloses Bemühen, eine bessere Vertheilung der Güter zu erstreben, wie sich manche heutige Volkswirthe in den Kopf gesetzt haben; das könnte nur im Falle der Beraubung, also der Unterdrückung der Resultate der auf das Erwerben verwendeten Thatkraft, geschehen. Diese Weisheit hat sich noch nicht in die Wahrheit hineingelebt, daß selbst ererbte Güter erst noch erworben werden müssen, ehe sie besessen werden, wie denn Lotteriegewinnste selten auf den dritten Erben gelangen. Die Amerikaner meinen sogar, es sei schwieriger „Geld" zu erhalten, als es zu erwerben (it is more hard to save money than to make money).

Tröstlich unter diesen Umständen ist nur, daß „$^9/_{10}$ aller reichen Leute aus armen Arbeitern hervorgegangen sind und ohne Kapital anfingen" (Smile), daß es freilich oft zweier bis dreier Generationen bedarf, ehe sich eine Familie zum Wohlstande emporarbeitet, daß er dann jedoch um so festeren Bestand hatte.

Was sich thun läßt, besteht demnach etwa nur in Innehaltung einer gesunden Wirthschaftspolitik, in möglichst pfleglicher Behandlung der Arbeitskräfte (Verbot von Kinderarbeit ꝛc. und Hinderung zu langdauernder Beschäftigung in einfachsten, durch die große Arbeitstheilung hervorgerufenen Arbeitsweisen) und Hülfe bei unverschuldeter Noth (Ueberschwemmungen ꝛc.) Alles in möglichst knappem Maße und bei strengster Bestrafung von Unwirthlichkeit.

Alles hierüber Hinausgehende dürften Illusionen sein, die nur die Uebel verschlimmern, statt sie zu bessern.

2. Sicherungslehren.

Man kann im weitesten Sinne beinahe alle Vernunftlehren, ja alle Verstandeswissenschaften als Sicherungslehren ansehen; denn alle bezwecken fast ohne Ausnahme unser größeres Wohlergehen durch Vorsorglichkeit gegen die ihm drohenden Gefahren. In einem engeren Sinne wird man dazu nur diejenigen Vernunftlehren zu zählen haben, welche direkt aus der Neigung des Menschengeistes, sich vor Gefahren zu hüten, entspringen. Es werden dahin gehören: die Rechtslehre, welche einerseits die Gefährdungen zu verhüten, beziehentlich wieder auszugleichen strebt, die unserem Leben, Eigenthum und Einrichtungen durch böswillige oder grob fahrlässige Menschen drohen, anderseits die Grenzen der Wirksamkeit von Personen gegenüber anderen vergleichen zu ziehen sucht; ferner die Beihülfslehre, die sogenannte Polizeiwissenschaft, welche zeigt, inwiefern wir in allerhand drohenden oder wirklich eingetretenen Bedrängnissen uns einer Unterstützung zur Ueberwindung derselben durch die Hülfe von Nebenmenschen versehen dürfen; weiter die Ausbildungslehre, welche zeigt, wie wir unsere Kräfte durch deren Ausbildung zu steigern vermögen; endlich die Staatslehre, welche zeigt, wie unsere Sicherheit gegenüber nicht mit

uns verbundenen Menschen (gegenüber dem „Auslande") sich erreichen lasse.

Alle diese Lehren setzen nur eine Bethätigung der Behutsamkeits-Neigung in verständiger Weise voraus. Nicht gehören hingegen zu den Sicherungslehren solche, die zwar auch der Sicherungs-Neigung sehr zu ihrer Förderung bedürfen, aber doch ihr Centrum in anderen Gemüthskräften besitzen. Dahin gehört die eben behandelte Wirthschaftslehre, welche wesentlich den Erwerbtrieb zu ihrer Quelle hat; ferner die Familienlehre, welche wesentlich in dem Geschlechtstriebe und der Kinderliebe begründet ist, so sehr auch durch die verschiedenen Kulturgrade ihre Formen verändert werden, indem z. B. wo noch keine Sklaverei besteht, die Frauen das Loos von Arbeitsthieren haben, wo dergleichen existirt, die Ehe Vielweiberei wird, und endlich, wo die Sklaverei aufgehoben ist, aber die erforderlichen Bedürfnisse des Lebens auch ohne sie zu befriedigen möglich ward, sich zur Monogamie erhebt. Geschichtlich tritt die Staatenbildung, wenn gleich in rohesten Formen, zuerst unter den Sicherungslehren auf. Am spätesten entwickelt sich die Ausbildungslehre als besondere Vernunftlehre.

Als besondere Vernunftlehre scheint sich in unseren Tagen von der Staatslehre noch diejenige über die bürgerliche Gesellschaft abzuzweigen, das Ansehen behandelnd, welches die durch die verschiedene Arbeitstheilung hervorgerufenen einzelnen Berufe, die sogen. Stände, unter den Menschen genießen, und wie die „Klassen-" und „Concurrenz-"Kämpfe unter ihnen sich behandeln ließen.

Im Nachstehenden soll zuerst die Ausbildungs-, dann die Rechts-, dann die Polizei-, endlich die Staatslehre behandelt, beziehentlich ihre Eigenschaft als Vernunftlehren und was daraus sich ergebe, nachgewiesen werden.

a. Die Ausbildungslehre.

Die Grundlagen dieser Lehre bilden die auf zahllosen Beobachtungen beruhenden Erfahrungen, daß Niemandem der Kampf ums Dasein erspart werden kann, daß aber derjenige ihn besser besteht, der ihn mit besseren Körper- und Geistes-Kräften ausgerüstet unternimmt und daß es möglich ist, diese Kräfte durch Uebung zu steigern; daß hingegen umgekehrt derjenige eher unterliegt, der „in den Tag

hinein lebt" und sich um Nichts Sorgen anwandeln läßt. Vor Allem also wird es hiernach nöthig sein, die Gemüthskraft der Achtsamkeit, der Sorglichkeit, der Behutsamkeit, der Neigung sich nie ganz sicher zu fühlen (oder wie man diese Neigung sonst benennen mag), in einem genügenden Grade zu besitzen und sie möglichst zu stärken; denn nach dem schon oben citirten englichen Sprüchwort ist security mortals chiefest ennemy, oder, wie Goethe es in dem ebenfalls bereits oben citirten Worte ausgedrückt hat, Aufmerksamkeit ist das Höchste aller Tugenden und Fertigkeiten. Ebenso wie diese Gemüthskraft selbst wäre dann weiter deren möglichste Durchleuchtung durch einen scharfen und geschärften Verstand nöthig, damit sie sich nicht in unverständiges Grübeln, in sinnloses (philiströses) Sorgen, Fürchten, Bangen, Schwarzsehen und Mißtrauen verliere. Und da aller Verstand die beiden Elemente reicher Kenntnisse und gut erwägender Reflexion (Nachdenken) in sich begreift, so würde jene Durchleuchtung näher darin bestehen, daß diese beiden Elemente gleichmäßig gut entwickelt seien, um so jene Sicherungsneigung zu verständiger Achtsamkeit, zur Vorsicht zu steigern.

Fragt man nun, auf welche Weise sich jene Sorglichkeit und diese Verstandes-Elemente am entschiedensten wecken lassen, so ist diese Frage wohl kaum je besser und bewundernswürdiger beantwortet worden als durch Goethe. Seine Prinzipien dürften sich folgendermaßen kurz zusammenfassen lassen:

1. Möglichst vollständige Umgebung;
2. Nichtbewahrung vor Irrthum;
3. Vermeidung der Ueberanstrengung der Kräfte und Beschränkung der Ausbildung auf Tüchtigkeit in einem Fache mit Weglassung alles dazu Nutzlosen;
4. verschiedene Behandlung der Gemüthskräfte und der Talente;
5. Anschluß an Meister.

Alle diese Forderungen lassen sich vielleicht in die eine zusammendrängen: reichlichste Anregung aller Geisteskräfte mit Concentrirung auf ein bestimmtes Ziel, beziehentlich wäre so Goethe's etwas zu allgemein gehaltener Ausspruch näher zu präzisiren, erziehen heiße, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existiren kann.

Die erste der Forderungen ist bekanntlich in seinem näher ausgeführten prächtigen Ausspruche über die Erziehung der Hydrioten als die beste von allen und ebenso in seiner schönen Entwicklung der Ausbildung Berengers durch dessen reiche und geschmackvolle pariser Umgebung ausgedrückt (zu vgl. Sprüche in Prosa Ethisches III. Nr. 306 der Löperschen Ausgabe und Eckermann Gespräche 3. Bd. S. 161 ff. der 1. Ausg.). Etwas nebelhaft und phantastisch ist die Forderung auch in den Kapiteln über die pädagogische Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren ausgedrückt. In diesem Grundsatze liegt sowohl eine Anerkennung des Werths, welchen das „Dienen von der Pike auf" und das Treiben eines Faches von Jugend an besitzt, wie daß man nur durch eine einseitige Beschränkung auf ein solches Fach und unterstützt von täglicher reichlichster Anregung darin es zur Meisterschaft bringe. Es ist mithin auch jene Erziehung hinter dem Ladentische, hinter dem Pfluge ꝛc. darunter begriffen, von der man gesagt hat, sie sei besser als die hinter dem Büchertisch und auf der Schulbank. Ebenso liegt darin eine Verwerfung jedes zu langen Theoretisirens, jeder zu lang das Leben, d. h. den speziellen Beruf nicht ins Auge fassenden Ausbildung, woran unser Bildungswesen so sehr krankt und das offenbar den Kern der Klagen über sogenannten Bureaukratismus ausmacht. Unsere Pädagogik hat aus der Forderung vollständiger Umgebung unter Anderem entnommen, daß Unterricht in einer zu erlernenden Sprache mit möglichst zahlreichen Stunden zu beginnen habe, und daß polytechnische und Handels-Anstalten möglichst an Orten mit der am weitesten entwickelten bezüglichen Gewerbsthätigkeit zu errichten seien; ferner, daß wo möglich für jeden einzelnen Beruf eine besondere Erziehung und besonderer Unterricht wünschenswerth sei ꝛc.

Die zweite Forderung hat Goethe in die interessante Form gekleidet, daß er sie Erziehung durch den Irrthum nennt. Sie ist aber bekanntlich nicht so neu, wie sie hiernach aussieht, sondern schon in den Aussprüchen enthalten, daß das Handeln in schwierigen Fällen die beste Schule sei, daß man durch Schaden klug werde, die Noth die Mutter der Erfindungen, und vor alles Vortreffliche der Schweiß gestellt sei. Auch die Römer wußten bereits: per aspera ad astra und dat intellectum vexatio. Hierin liegt es, daß oft unter scheinbar sehr ungünstigen Verhältnissen sich die tüchtigsten Kräfte heran-

bilden; denn sie wecken bei einigermaßen zur Sorglichkeit angelegten Charakteren die Furcht — als der Weisheit Anfang. Es liegt aber in der Natur dieser Forderung, daß sie sich nicht genauer präzisiren läßt; es kann eben nur eine Reihe von gelungenen und mißlungenen Versuchen Virtuosität und Takt im Handeln geben.

Bezüglich der dritten Forderung hat Goethe bekanntlich gemeint, unsere heutige Erziehung sei ins Uebertreiben („Transcendiren") gerathen; wir lernten viel zu viel und viel zu viel Unnützes; wir behielten aber von unseren Studien nur, was wir praktisch anwendeten; ja die Praxis gäbe erst die eigentliche Vollendung der Theorie; denn kein Meister könnte seinen Schülern durch Unterricht Erfahrung und Fertigkeit mittheilen; diese Eigenschaften lernten sich eben nur durch Handeln in schwierigen Fällen. Auch jedes Zuschwer (für ein gewisses Lebensalter 2c.) gehört offenbar unter das Zuviel. Was Goethe zu den jetzigen erschreckenden Klagen über heutigen Gymnasial-Unterricht und zu den wahrhaft fürchterlichen statistischen Resultaten über die Untauglichkeit von „Abiturienten" zum Militärdienst gesagt haben würde, läßt sich hieraus abnehmen [7]).

Die vierte Forderung ist in dem bekannten Verse seines Tasso enthalten:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Nur hat der Dichter diesem Ausspruche in dem ersten Verse seines Künstlerliedes: „Zu erfinden, zu beschließen 2c." die ihm offenbar erforderliche Ergänzung gegeben, daß Messung „mit dem Nachbar" dem Charakter Festigkeit und dem Talent Klarheit bringen werde.

Die fünfte Forderung endlich, den Anschluß an Meister, präzisirt Goethe in bekannten Xenien dahin, daß er meint, sogar mit einem Meister zu irren bringe Gewinn, hingegen ohne Schule sein zu wollen, heiße Narr auf eigene Hand sein. Eine köstliche Ergänzung und Ausführung hierzu enthält das Kapitel über Bildung durch Muster in Thibauts berühmter Schrift über die Reinheit der Tonkunst (Heidelberg, Mohr) und ebenso die kleine Schrift von Semler über die ästhetische Erziehung (Dresden, Ehlermann). Thibauts Aeußerungen passen für alle Vernunftlehren. Sie und die Semler'sche Schrift sollte Jedermann kennen, der sich mit einer Vernunftlehre theoretisch oder praktisch zu beschäftigen hat. Wenn man gar diesen Werth der

Muster mit Demjenigen zusammenhält, was von Helmholtz über das Kennen geltend gemacht ist (cf. allgemeinen Theil Kap. 1 S. 12 dieser Schrift) so thuen sich ganz eigenthümliche Lichter über Ausbildung in und Handhabung von Vernunftlehren auf, die mehr als Ein noch nicht geschriebenes Kapitel über Pädagogik liefern dürften.

Schon diese Grundlagen aller Ausbildungslehre zeigen aber, daß man in ihr nicht einer sogenannten Erfahrungs- oder Verstandes-Wissenschaft gegenüber steht, in der sich mit sicheren Experimenten und genauen Beobachtungen operiren ließe, sondern daß alle Ausbildung wesentlich eine Kunst, eine Sache des virtuosen Takts sowohl für den Pädagogen wie für den Auszubildenden sei, und daß ihre Aufgaben eben so sich nur durch solche Virtuosität lösen lassen, daß freilich aber auch deshalb den Pädagogen von Fach, da sie meist einseitigen Richtungen huldigen, in der Regel die Final-Entscheidungen hierin nicht oder nicht ausschließlich einzuräumen seien; und daß man in der Ueberzeugung über diese Natur der Ausbildungslehre nur um so mehr bestärkt wird, je mehr man in Einzelnes eingeht.

Fragt man insbesondere, wie die Unterrichtsanstalten eigentlich einzutheilen seien, so scheint bei dem schwankenden Boden, auf dem man sich hierin bewegt, nach den obigen goetheschen Grundsätzen nur etwa soviel klar zu sein, daß man auf die bestehenden Berufe Rücksicht zu nehmen und daß, da diese Berufe von der Ausbildung abhängig sind, zu der die Arbeitstheilung in einer Nation vorgeschritten ist, diese letztere dabei den Ausschlag zu geben habe. Nun aber wird man für unsere heutige Arbeitstheilung es wohl als genügend ansehen dürfen, wenn man die Berufe vor Allem in privatnützige, gemeinnützige und veredelnde eintheilt, beziehentlich so die Eintheilung Luthers in Nähr-, Wehr- und Lehr-Stand für unsere Zeit generalisirt, theilweise auch sublimirt, für jede der drei Klassen aber wieder drei Stufen annimmt: eine elementare, eine mittlere und eine höchste, welche von der größeren oder geringeren Ausbildung des für sie erforderlichen Verstandes abhängen; hiernach würde man etwa z. B. für Bauten die Arbeiten der bloßen Handlanger, dann die rein reproduzirenden von subalternen Bauarbeitern und endlich die eigentlich produzirenden des Baukünstlers zu unterscheiden haben. Für jede der drei generellen Klassen von Berufen wären nach anderer Richtung hin weitere Spezialklassen nach der Beobachtung darüber zu sondern, etwa

bei den privatnützigen Berufen: Ackerbauer, Fabrikunternehmer und Handeltreibende ꝛc. Allein festere Grenzen bestehen offenbar hierin nicht, und so schwankt denn auch das Urtheil hierüber wieder und es läßt sich nur eine Entscheidung nach Taktgefühl treffen, wie die Unterrichts-Anstalten abzugrenzen seien. Nur diejenigen Abgrenzungs-Grundsätze, welche den Charakter der Ausbildungslehre verkennend, diese letztere für eine Verstandes-Wissenschaft (anstatt für eine bloße Vernunftlehre) ausgeben und danach behandeln, so wie die auf ganz ungenügender psychologischer Grundlage statuirten Eintheilungs-Prinzipien für Ausbildungs-Anstalten würden entschieden zu verwerfen sein. Zu der letzteren Klasse gehören z. B. die von Schleiermacher und Spilleke. Ersterer meint, es gebe eine vorwiegend metaphysische und eine mathematische Anlage, jene der ethischen, diese der Naturwissenschaft sich zuneigend. Da liegt denn vor Allem die Frage nahe, ob denn etwa die Naturwissenschafter oder die, welche nicht einmal Naturwissenschaft als solche, sondern nur Erwerb zum Ausgangspunkte ihres Berufs machen, zu den ethischen Menschen nicht gehören? Man sollte doch meinen, alle „metaphysischen" Talente nützten blutwenig, wenn es nicht „auch solche Käuze" gebe, die nicht blos tausenden von Arbeitern Brot durch ihren sinnreichen Unternehmungsgeist verschafften, sondern auch unserer Nation durch Wohlstand die Mittel gewährten, ihre Selbstständigkeit gegen reichere Nachbarn zu behaupten. Es sind eben alle Berufe „ethisch", wenn sie im Schweiße des Angesichts Brot verdienen, und es giebt auch Naturwissenschafter, die keine mathematischen Anlagen nöthig haben; daß sie alle aber ihre Wissenschaften metaphysisch, d. h. mit tiefsinniger Reflexion anzufassen haben, wenn sie Großes leisten wollen, lehrt ein Gauß, Laplace ꝛc. Was hingegen Künstler, ja rein gemeinnützige Berufe betreibende Personen werth sind, die nur „metaphysisch" sein wollen, lehrt die Erfahrung ebenfalls. Wo möglich noch verkehrter ist die Ansicht Spillekes. Er nimmt an, es gebe ein Talent für vorwiegend wissenschaftlichen Sinn mit dem Streben, alles Einzelne auf ein Allgemeines zurückzuführen und dessen inneren Zusammenhang zu erforschen, und ein Talent für praktischen Sinn, bestrebt das Allgemeine auf die besonderen Fälle anzuwenden. Daß der Mensch auch Gemüthskräfte besitze und daß diese zur Ergreifung von Berufen sogar regelmäßig veranlassen, scheint der Stockfischnatur Spillekes nicht begreiflich gewesen zu sein. Er

weiß nur, daß es reflektive und perzeptive Naturen gebe, nicht wie ihre Neigungen durch Kunst auszugleichen seien, noch weniger, wie diese Verstandes-Elemente sich zu den Gemüthskräften zu verhalten haben. Die Spilleke'sche Ansicht soll in Preußen den Grund für Scheidung der Unterrichts-Anstalten in Gymnasien und Realschulen abgegeben haben. Danach bedürften also Juristen, Staatsmänner ꝛc. eigentlich nur der Theorie, und die Kenntniß des täglichen Lebens wäre für sie ein kleinliches Beiwerk. Anstatt mithin den jetzigen Uebelstand, daß diese Berufe nicht von der Pike an getrieben werden können ꝛc., als solchen anzuerkennen, wird er hiernach sogar zur Methode erhoben! Das ist wie wenn ein Sänger, in dessen Stimme bestimmte Töne nicht gut ansprechen, diese lieber unterdrücken, als sie durch Kunst verbessern wollte. Da könnte man sich denn nicht wundern, wenn in jenen Kreisen Mangel an Kenntniß des täglichen Lebens und Ungelenkigkeit, Prinzipienreiterei und Consequenzmacherei, ja Dünkel, Rechthaberei und Mangel an gesundem Menschenverstande, kurz alle die Uebel sich eingefunden hätten, welche man als Büreaukratismus, Doktrinarismus ꝛc. zusammenzufassen pflegt.

Schleiermacher's und Spilleke's Psychologie ist offenbar eine ärmliche; auch wissen sie beide nicht, daß es eine Wissenschaft, Nationalökonomie genannt, giebt und welche Rolle die Arbeitstheilung in ihr spielt, und daß diese letztere die Eintheilung der Berufe regelt, die Unterrichtsanstalten aber von ihr abzuhängen haben.

Ebenso wie das Urtheil über die Eintheilung der Unterrichtsanstalten schwankt, thut es dies auch bezüglich der Unterrichtsgegenstände und der Behandlung derselben. Hinsichtlich der Gymnasien, also der Vorschulen für die gemeinnützigen und die veredelnden Berufe höherer Art, hat man sich in neueren Zeiten bekanntlich für ein Uebergewicht des Sprachunterrichts über die Realien entschieden. Für diese Entscheidung läßt sich nun in der That Vieles geltend machen: nicht blos dies, daß die Geometrie, wie schon Voltaire gemeint hat, den Geist da lasse, wo sie ihn finde und daß, wie Goethe hinzufügt, die Kultur, welche die Mathematik giebt, äußerst einseitig und diese Wissenschaft nur als Priesterin der Astronomie zu verehren und zu lieben sei; auch nicht blos weil die Sprache nach dem früher angeführten schönen Ausspruche von Helmholtz das vorzüglichste Mittel zur Ueberlieferung von Erfahrungen bilde, sondern vor Allem, weil

nach einem anderen goetheschen Worte das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch ist, und daß ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken könne, mehr leiste, als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefere, während wiederum (nach einem Ausspruche Schillers im Briefwechsel mit Goethe) das Gemüth eigentlich die Menschheit im Menschen macht; für den Ausdruck dieses letzteren aber existirt kein besseres Mittel als die Sprache: weder Plastik, noch Malerei, noch selbst die Tonkunst vermögen sich auch nur annähernd mit der Sprache in Wiedergabe von Gemüthsbewegungen zu messen. Es beruht hiernach die Bevorzugung der Sprache als Unterrichtsgegenstand in der Vorschule für die gemeinnützigen und veredelnden Berufe gewiß auf sehr beachtenswerthen Verstandeserwägungen.

Nun aber entstehen sogleich eine ganze Reihe weiterer Fragen. Vor Allem: ob man nur in den scharf ausgeprägten Formen und Constructionen und deren Reichthum, oder im Inhalte der Sprachen ihren Werth für die Ausbildung zu suchen habe, ob somit wesentlich nur technische Fertigkeit in ihnen zu erstreben sei [8])? Der perzeptive Verstand wird einer Bejahung dieser letzteren Ansicht entgegensetzen, daß man dann lieber etwa polnisch und baskisch, als griechisch und lateinisch treiben möge, da jene Sprachen noch mannigfaltigere Formen ꝛc. besitzen, als diese; da könne man dann ja den „Verstand" noch besser „wecken". Die unterscheidende Reflexion wird einwenden, daß man sicherlich die Lebensperiode des jugendlichen Menschen, wo die Elemente der Sprachen dem Gedächtniß einzuprägen sind (das „Lernalter") von derjenigen zu sondern habe, wo in Worten geschilderte Bewegungen und Erregungen des Menschengemüths gewürdigt zu werden vermögen; nur für die erstere Lebensperiode könne vielleicht ein solcher Formalismus ausreichen, hingegen bloße technische Fertigkeit zu erstreben sei grade, als ob man das technische Geschick eines Seemanns durch dessen Ausbildung in der Reitkunst herbeiführen wolle; die kausalistische Reflexion ferner wird sogar gradezu sagen, die Erlernung von Sprachen sei nur für Sprachmeister und Dolmetscher Zweck, für alle übrigen Menschenkinder aber blos Mittel zum Zweck; die vergleichende Reflexion endlich wird entgegnen, was man wohl von Jemandem sagen werde, der behaupte, beim Erlernen des Spielens

eines musikalischen Instruments habe man sich darauf zu beschränken, Fingerübungen zu machen, das sei der Geist aller dafür geschriebenen Tonstücke! Es ist gewiß begreiflich, daß, wie oft behauptet worden ist, eine solche geschmacklose Einschränkung auf die technische Fertigkeit die Schüler mit Haß gegen die bezüglichen Sprachen erfüllt und daß sie nach ihrem Abgange vom Gymnasium keinen alten Schriftsteller wieder ansehen; der Schüler fühlt eben instinktiv die dadurch getriebene Vergeudung seiner schönen Jugendkraft heraus.

Fragt man weiter, wie viele Sprachen denn gründlicher, also bis zur Fertigkeit, die besten der darin verfaßten Schriften mit Leichtigkeit zu verstehen und auf diese Weise zu genießen, getrieben werden dürfen, so wird man die Zahl dieser Sprachen auf höchstens drei derselben auszudehnen haben. Selbst ein Alexander v. Humboldt, bekanntlich ein sehr großes Sprachtalent, meinte, daß es nur möglich sei, drei Sprachen in dieser Weise zu beherrschen. Herder hält es sogar nur für eine möglich. Da die Durchschnittszahl der Menschen keine Mezzofantis sind, so wird man sich jedenfalls innerhalb der von A. v. Humboldt gesteckten Grenzen zu halten haben, mag auch daneben noch eine oder die andere Sprache für rein praktischen Bedarf (peripherisch) getrieben werden, etwa wie zur Zeit z. B. englisch auf einzelnen Gymnasien gelernt wird. Für eine derartige Einschränkung spricht noch, daß wir in Bezug auf Spracherlernung gegen das Alterthum ohnehin sehr ungünstig gestellt sind. Die Vorzüge griechischer Kultur gegen die unsrige, ihre Frische und Ungebrochenheit, ihre Richtung auf das Leben und die Gegenwart 2c., beruhen allem Anscheine nach darauf, daß die Griechen für ihre Ausbildung des Studiums fremder Sprachen ganz überhoben waren. Denn man mag den Sprachunterricht drehen und wenden wie man will, immer wird dessen formelle Seite einen furchtbaren Zeitaufwand erfordern Von diesem Gesichtspunkte aus kann man die Völker, welche nur gering an Zahl sind, z. B. Dänen, Holländer, Magyaren, Tschechen, nur bedauern und ihnen wünschen, daß sie ihre Sprachen sobald als möglich gegen eine benachbarte weitverbreitete Kultursprache aufgeben, während man ihnen sonst das unschuldige Vergnügen, sich einzubilden, daß sie durch den Besitz einer besonderen Sprache eine Nation seien, wohl gönnen könnte.

Fragt man weiter, welche Sprachen ferner als jene drei Haupt-

sprachen auszuwählen seien, so würde man nach allem Bisherigen zunächst im Allgemeinen zu antworten haben: drei Kultursprachen ersten Ranges. Daß zu ihnen vor Allem die Sprache Homer's, so wie der Tragiker, Geschichtsschreiber und Redner unter seinen Landsgenossen, für ein späteres Lebensalter auch des unvergleichlichen Denkers Aristoteles gehöre, welcher Gebildete wagte dies heutzutage wohl zu bestreiten? Für die zweite derartige Kultursprache müßte das Englische erklärt werden. Zwar hat vor einiger Zeit der neuerlichst viel genannte Philosoph des Unbewußten E. v. Hartmann in einer berliner Zeitschrift hiergegen einen lebhaften Angriff vom Stapel laufen lassen, indem er insbesondere geltend gemacht hat, daß das Englische an einem verfallenen grammatischen Bau leide und daß es schwer sei, darin einen eigenthümlichen Stil zu schreiben. Es scheint jedoch v. Hartmann ganz unbekannt geblieben zu sein, welche Autoritäten er gegen sich hat; wenigstens sollte man meinen, er würde sich sonst zweimal besonnen haben, ehe er mit seiner wegwerfenden Ansicht vor die Oeffentlichkeit getreten wäre. Diese Autoritäten sind aber keine geringeren als J. Grimm und Goethe. Ersterer sagt (in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache): Keine unter allen neuern Sprachen hat grade durch das Aufgeben aller Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer anderen menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europa, der germanischen und romanischen und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, erzeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Rechte eine Weltsprache heißen.... Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst

zerrissen sind". Goethe's unzählige Lobsprüche des Englischen und englischer Schriftsteller kann ich hier unmöglich auch nur einigermaßen vollständig anführen. Vor Allem hat er dessen Kenntniß seinem Eckermann als Sprache eines tüchtigen Volks und sogar als Surrogat für klassische Bildung empfohlen; von Shakespeare speziell meint er bekanntlich, seine Dramen seien eigentlich gar keine Dramen, sondern wie die großen aufgeschlagenen Bücher des Schicksals selbst, in denen der Sturmwind hin und wieder blättere; von einer Sammlung Gedichte lebender englischer Schriftsteller sagt er, der geringste habe Shakespeare zum Ahnherrn und den Ozean zu seinen Füßen. Lessing hat bekanntlich von Shakespeare gesagt, er getraue sich für jeden seiner Fehler einen guten Grund anzuführen. Jedenfalls ist Shakespeare im A und O aller Kunst, in der Zeichnung von Charakteren, einer der größten, vielleicht sogar der größte Meister. Für uns Deutsche kommt noch hinzu, daß die englische Schriftsprache gegen unsern aufgedröselten, durch zu vieles Lateintreiben schwerfällig, und durch philosophische Reflexion abstrakt gewordenen Stil ein heilsames Gegengewicht bietet, indem es sich der mündlichen Rede so eng anschließt. Es ist für uns Muster von Schlichtheit, Bündigkeit, Klarheit und echter Männlichkeit. Aus diesen Gründen wird denn wohl die Sprache Ol. Goldsmiths, Sternes, Fieldings, Walter Scotts, W. Irwings Dickens, Thackerays, Macaulays, Byrons und wie die vielen Trefflichen außer Shakespeare noch heißen mögen, die größte Pflege verdienen, und wir werden den angeführten Zeugnissen ohne Bedenken den Vorzug vor demjenigen E. v. Hartmanns geben dürfen, um so mehr als wir es doch wahrlich den Engländern selbst überlassen können, ihren Stil individuell zu gestalten, und ganz davon zu geschweigen, daß denn doch individuelle Charaktere, woran die englische Literatur so überreich ist, unendlich mehr werth sind, als individueller Stil. Ob es aber überhaupt möglich sei, individuelle Charaktere ohne einen entsprechenden Stil zu schaffen, auf diese Frage wird wohl eine überzeugende bejahende Antwort recht schwer sein. H. scheint durch seinen Haß gegen alle Klarheit zu seiner merkwürdigen Ansicht fortgerissen zu sein. Freilich ist das Englische hierin sein entschiedener Antipode.

Für die dritte zu erlernende Kultursprache kann man zwischen dem Lateinischen und Französischen schwanken. Beide haben keinen

dem Griechischen und Englischen nur annähernd gleichkommenden Kulturwerth. Hegel nennt sogar die Römer ein ödes Volk. Wie kühl Goethe sich zu ihnen, abgesehen von der Rücksicht auf seinen Freund Knebel, stellt, mag man aus: Oldenburg, Grundlinien der Pädagogik Goethes (Zittau, Pahl 1858) des Weiteren entnehmen. Selbst von Horaz meint er, er sei ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden. Von dem horazischen ästhetischen Hauptsatz: aut prodesse volunt aut delectare poetae, der der Höhe entspricht, welche ein R. Benedix kürzlich in seinem Werke über Shakespeare bekundet hat, läßt sich auch offenbar nichts Besseres erwarten. Die anderen römischen Poeten sind vom nämlichen Kaliber, bald ein wenig mehr delectare wie Ovid, bald mehr fürledernes prodesse wie Virgil. Daß die Reden und die Philosophie Ciceros gegenüber den griechischen Originalen Demosthenes, beziehentlich Aristoteles nur den Werth mittelmäßiger Lithographieen besitzen, kann nur große Befangenheit bestreiten und wird auch gegenwärtig immer mehr anerkannt. Von gleichem Werth ist die römische Geschichtschreibung gegenüber der eines Herodot, Thukydides und Polybius. Um aber die wenigen wirklich werthvollen Schriftsteller Roms in der Ursprache lesen zu lernen, braucht nicht wöchentlich zehn bis zwölf Stunden Unterricht durch alle Gymnasialklassen ertheilt zu werden, wie es jetzt bei uns leider geschieht. Dazu kommt, daß das Latein in seinem Satzbau unserem Sprachgenius gänzlich zuwider ist; die Bestimmtheit seiner Flexionen macht einen Satzbau möglich, der für uns nur Ungeheuerlichkeiten zu Wege bringt. Von vier unserer besten Prosaisten: Goethe, Schopenhauer, Börne und Heine ist es bekannt, daß die beiden ersteren, ebenso wie der ihnen nahezu ebenbürtige G. Forster mit Unterricht in alten Sprachen keineswegs sehr behelligt sind und daß Börne und Heine sich hierzu nicht haben anhalten lassen; es wird daher kaum zu bezweifeln sein, daß sie grade durch diesen Umstand, sowie vielleicht auch noch durch ihre überwiegende Beschäftigung mit neueren Sprachen, den Grund zu ihrem herrlichen Stil gelegt haben. Der Bildungsgang eines fünften und meiner (vielleicht zu individuellen) Meinung nach ersten aller deutschen Prosaiker, des Juristen v. Savigny, ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur, daß er „die Welt bereits in seinem 22. Lebensjahre mit einem zum ersten Male in klassischem Deutsch geschriebenen juristischen Buche (über den

Besitz) überraschte", wie sich einst sein genialer Gegner Gans über ihn äußerte. Sollte aber auch v. Savigny einen zu weit ausgedehnten Unterricht in den alten Sprachen genossen und dadurch dennoch an seinem deutschen Sprachgefühl, gegenüber anderen unzähligen Tausenden, nichts eingebüßt haben, so dürfte eine solche seltene Ausnahme doch nichts beweisen; denn es ist das Vorrecht des Genius, daß er die gefährlichsten Geistesordalien bestehen kann ohne sich die Geistesfittige zu versengen. Selbst einem Lessing ist dies aber nicht gelungen: sein Stil trägt auch noch im späteren Lebensalter die Spuren fünfzehnstündigen wöchentlichen lateinischen Unterrichts an sich. (In einer seiner Schriften wider Götze (Folge 1) lautet z. B. ein Satz: Welche (qui) mit den Alten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten). Deshalb hat auch Goethe nicht von ihm, trotz alles seines Kerngehalts gesagt, daß wir ihm unseren Stil verdankten, sondern von dem sich mehr an die Franzosen anlehnenden Wieland [9]). Wer übrigens Gelegenheit gehabt hat, unzählige Schriftstücke einzusehen sowohl von „Studirten", die einen Gymnasial-Kursus durchgemacht haben, wie von gebildeten „Nichtstudirten", denen ein solcher fehlte, wird gewiß überrascht worden sein, wie selten sich unter den ersteren ein leichter „vom Dämon des Details und des Kleinkrams freier" und wie selten unter den letzteren ein schwerfälliger, unsachlicher Stil findet. — Nach diesen und ähnlichen Autoritäten und Erfahrungen sollte man in der That glauben, daß eine sehr große Einschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen insbesondere desjenigen im Lateinischen längst als ein Bedürfniß erkannt wäre. Aber es haben dies bekanntlich bis jetzt nur wenige auch nur auszusprechen gewagt [10]). Vor Allem wird das beati possidentes sein Bleigewicht dafür geltend machen, daß man am Bisherigen festhält. Der frühere Grund für Bevorzugung des Latein, daß es Diplomaten- und Kirchen-Sprache war, ist bekanntlich theils ganz fortgefallen, theils gilt er nur noch für eine Confession, deren Kulturwerth solche Rücksicht keineswegs erheischt. Die Schmach ferner, wonach die Justinianischen Gesetzbücher für einen großen Theil Deutschlands das Privatrecht so gut wie ganz enthalten, wird nun endlich auch von uns genommen werden, und so wird sich auch dieser Umstand nicht ferner für das maßlose Lateintreiben geltend machen lassen. Vollends die wunderliche Ansicht, daß das lateinische (und griechische) Exercitium „das beste Mittel zur Bildung des Willens"

sei, wird wohl eher in ihrem Gegentheil als richtig anzusehen sein, daß es eines der besten zu dessen Verbildung abgiebt, umsomehr, als es „erfahrungsmäßig die Schüler in der Befähigung nicht fördert, klassische Schriftsteller in diesen Sprachen ohne größere Anstrengung und längere Vorbereitung zu lesen und mit der Neigung nicht erfüllt, diese Lektüre im späteren Leben fortzusetzen, im Gegentheil durch die Gewohnheit, Phrasen zusammenzustellen und diejenige Lektüre vorzuziehen, durch welche dies am besten erreicht wird, den schädlichsten Einfluß ausübt"[11]). Wie kann man sich da wundern, daß die große Mehrzahl der Abiturienten sofort nach der Abiturienten-Prüfung solcher Beschäftigung den Rücken kehrt und meint, daß sie nur im Interesse jener „Schulmeister-Marotte der sogenannten klassischen Bildung erfolge, welche die schönsten Jahre des Lebens zur Erlernung einer todten, fast völlig nutzlosen Sprache verwendet wissen wolle"?

Sprechen alle diese Gründe wider die Beibehaltung des Latein als eines Hauptgegenstandes des sprachlichen Gymnasial-Unterrichts, so läßt sich umgekehrt in diesen Hinsichten für das Französische anführen, daß es nicht nur eine große Zahl von Schriftwerken besitzt, deren Kenntniß sich kein Gebildeter entziehen darf, sondern auch, daß die Prosa desselben „durchgängig schön und klar ist" (Löher), und wir so in ihm ein für uns gradezu unschätzbares Muster hierin besitzen. Es ist oft bemerkt worden, daß es einen Maßstab für die Schönheit unserer Prosa abgebe, wenn sie sich leicht in das Französische (und Englische) übersetzen lasse; daß aber diese Eigenschaft bei uns nicht allzuhäufig sei, weiß jeder, der darauf überhaupt seine Aufmerksamkeit gerichtet hat. Das Französische hat daher in dieser Hinsicht gegen das Lateinische eine grade entgegengesetzte Bedeutung für uns: während letzteres unsere Redeweise schwerfällig macht, giebt ersteres ihr Leichtigkeit. Dazu kommt, daß das Französische nicht nur praktisch unentbehrliche Welt- und Diplomaten-Sprache ist, sondern auch, daß wir seiner schon unserer Nachbarschaft zu Frankreich wegen nicht entrathen können. Was es unserem Heere im Kriege 1870—71 genützt hat, daß die Kenntniß des Französischen in ihm weit verbreitet war, ist noch in der Erinnerung aller Zeitgenossen, und nur ein Wunsch bestand damals, daß diese Kenntniß noch verbreiteter gewesen sein möge. Man wird sich hiernach ohne Bedenken entschließen können, den Unterricht im Lateinischen auf ein Minimum einzuschränken, etwa

so weit als es nöthig ist, um ein Verständniß für die aus demselben in die Sprache der allgemeinen Bildung übergegangenen sogenannten geflügelten Worte zu ermöglichen.

Was weiter die Frage anlangt, mit welcher Sprache der Sprachunterricht zu beginnen habe, so wird man sich nach K. Schmidt's Gymnasial-Pädagogik urd nach Ostendorf's gediegenen Ausführungen für eine neuere Sprache zu entscheiden haben. Nach Goethe's genialer Bemerkung sind uns die Elemente, auf denen die Sprachen der Alten ruhen, Boden, Klima, Lebensart, Sitten, Verfassung ꝛc. entrückt. Schopenhauer meint sogar, das blöde Aussehen unserer Gelehrten rühre von ihrer zu frühen Beschäftigung mit der lateinischen Grammatik her. Da man außerdem im Unterricht überall vom Leichteren zum Schweren, vom Einfachen zum Entwickelten fortzuschreiten hat, so wird man ferner K. Schmidt beizustimmen haben, der das Englische für den Anfang bestimmt. Die Gründe, welche Ostendorf in seiner Schrift über Beginn des Sprachunterrichts (Düsseldorf Voß) für das Französische geltend macht, dürften theils seinen eigenen Gesichtspunkten widersprechen, theils aber auch auf den bemerkten pädagogischen Grundsatz immer noch nicht genug Rücksicht nehmen.

Die Frage endlich, wie weit man es in den drei Sprachen im Gymnasial-Unterricht bringen solle, dürfte dahin zu beantworten sein, daß man im Griechischen fließendes Uebersetzen der Schriftsteller mit Ausnahme der schwierigsten (Aristoteles, Aristophenes ꝛc.), in den beiden modernen Kultursprachen fließenden mündlichen Ausdruck in ihnen zu erreichen suchen müsse.

Keineswegs darf aber der Unterricht in fremden Sprachen dazu führen, das Sprachgefühl in der Muttersprache zu schädigen; der Unterricht in dieser muß vielmehr vom Anbeginn der Lernzeit an die Hauptsache sein. Wie leicht jenes sei, läßt sich aus einer Aeußerung Schillers gegen Crabb Robinson entnehmen. Schiller meinte, er hüte sich vor zu vielem Lesen von Englisch aus Besorgniß vor Einbuße an seinem deutschen Sprachgefühl, obgleich man meinen könnte, es werde ein Lesen grade in dieser Sprache wie im Französischen eher sogar wohlthätig wirken. Wie arg aber unsere Muttersprache von antiken Philologen noch immer gemißhandelt wird, dafür ließen sich zahllose gedruckte Belege beibringen [12]); die betreffenden Schriftsteller

müssen eben jedes Gefühl über ihre Mißhandlungen der Muttersprache verloren haben, weil sie sonst dergleichen nicht würden haben drucken lassen. Wie man sich vollends im Hauskleide des mündlichen Uebersetzens in den Schulen gehen läßt ist allbekannt. Es scheint, als ob man dabei mit größter Energie das Ziel verfolge, die Schüler an lüderliches Deutsch zu gewöhnen.

Selbstverständlich besitzen diese Ausführungen ohne Ausnahme oder höchstens mit kaum nenneswerthen Ausnahmen nicht die Zuverlässigkeit verstandeswissenschaftlicher Erfahrungen; die Ausbildungslehre ist eben keine Verstandeswissenschaft. Anderseits wird aber nicht zu übersehen sein, einestheils daß eine bessere Evidenz hierin überhaupt nicht möglich ist, und anderntheils daß eine möglichst gute Entscheidung über die vorgetragenen und alle anderen Fragen ein höchst dringendes Bedürfniß ist. Es kann dies daher in letzter Instanz nicht anders befriedigt werden, als durch Autoritäten; das war denn auch der Grund, weshalb in vorstehenden Ausführungen überall so sehr auf dergleichen Bedacht genommen worden ist. Für die Praxis aber wird man unter diesen Umständen nach dem Auskunftsmittel der Jurisprudenz zu greifen haben, eine aus Männern der gemeinnützigen und veredelnden Berufe zusammengesetzte Jury zur Entscheidung zu berufen. Für die Frage z. B. wie weit der Unterricht im Lateinischen auf Gymnasien beizubehalten wäre, würden daher klassisch gebildete Philologen von der Entscheidung auszuschließen sein, und zwar deshalb, weil sie einerseits das Leben, beziehentlich die Berufe, für welche sie ja nur die V o r bildung geben sollen, gar nicht kennen, und weil anderseits von ihnen kein unintereſſirtes Urtheil in einer Frage vorausgesetzt werden darf, wo es sich um Entwerthung eines Stücks ihres geistigen Eigenthums handelt. Dergleichen Philologen zur Mitentscheidung oder gar zur alleinigen Entscheidung zuzulassen, wäre das Nämliche, wie wenn man verlangen wollte, daß man die Entscheidung über die heutigen Anmaßungen der römisch-papistischen Hierarchie bei Mitgliedern derselben, wo möglich Infallibilisten de la veille suchen solle. Die vom Minister Dr. Falk Ende 1873 veranstaltete bezügliche Enquête leidet deshalb an einem Grundgebrechen, weil sie dies nicht beachtete, wenn auch in ihr keine Abstimmungen stattfanden. Das Gebrechen dürfte wesentlich aus der nicht genug gewürdigten Eigenschaft der Ausbildungslehre als einer Vernunftlehre

hervorgegangen sein und so einen bemerkenswerthen Beleg dazu geben, wie sehr es nöthig ist, diese Eigenschaft der Lehre fest ins Auge zu fassen. Es ist hiernach zu besorgen, daß trotz der großen Energie und des durchdringenden Scharfsinns, welche man an dem derzeitigen Leiter des preußischen Unterrichtswesens bewundert, die Reform der höheren Schulanstalten dennoch im Sande verlaufen werde. Ein Vorzeichen hiervon ist, daß die betreffenden Mitglieder den Ostendorfschen wichtigen Vorschlag, den Sprachunterricht mit einer neueren Sprache zu beginnen, nicht einmal einer Erörterung werth fanden, ohne daß die Conferenz deshalb geschlossen wäre.

Ueber die Frage des Religions-Unterrichts, welche ein so großes Kreuz für die heutige Pädagogik bildet, wird sich erst nach Besprechung der Religions- und Moral-Lehre zu einem festeren Ergebniß gelangen lassen, weshalb sie bis dahin ausgesetzt bleibt.

b. Die Rechtslehre.

Wohl kaum um etwas Anderes haben sich die Denker von jeher mehr bemüht, als um die Frage, ob und auf welche Weise sich eine zweifellos sichere Gerechtigkeit üben lasse. Alle fühlten, daß es sehr schwer sei, das „materiell-"wahre Recht zu ermitteln, und muhamedanische Richtersprüche schließen deshalb sehr sachgemäß mit der Formel: Allah weiß es besser! Aber viele Denker haben trotzdem gemeint, es ließen sich diese Schwierigkeiten durch eifriges Nachdenken lösen, es ließe sich das Recht, das unbedingt wahre Recht in Gesetzgebung und Rechtsprechung herstellen, und es sei nicht wahr, daß blos eine mehr oder minder verständig erwogene, keinesfalls von subjektiven Elementen ganz reine Lösung oder Vorbeugung von Widerstreit zwischen „Rechtssphären" verschiedener Personen erreichbar erscheine. Indessen mag man die Rechtspflege anfassen wie man will, mag man von den allgemeinen Ursachen ausgehen, welche die Conflikte zwischen Menschen hervorrufen, deren Lösung ihre Aufgabe bildet, oder mag man die einzelnen Rechtszweige und Rechtssphären betrachten, immer wird man darauf geführt, daß man es mit einer Vernunftlehre und mit keiner Verstandeswissenschaft zu thun hat. Ist die wesentlichste Ursache von Collisionen unter Menschen die unter ihnen bestehende Arbeitstheilung, so läßt sich bei deren beständigen Fluctuationen schon

kein sie vollständig umfassendes Gesetzbuch geben, und ein Richter befindet sich deshalb fortwährend vor Umständen, auf welche das Gesetz nicht recht paßt. Wenn daher auch die Form eines Gesetzes, die Sprache, vollkommener wäre als sie ist, so wäre schon durch ein solches stetes Gewoge der Umstände die Rechtsfindung Sache des Takts. Betrachtet man weiter die einzelnen Rechtssphären, so giebt es deren bekanntlich viererlei Art:

a. die Strafrechtssphäre, entstehend dadurch, daß von einer der dabei betheiligten beiden Parteien ganz „willkürlich", ganz „gewissenlos" gehandelt, in die Handlungsspäre der anderen Partei lediglich nach subjektivem Belieben mit der Absicht, diese Sphäre nicht zu respektiren, eingegriffen worden ist;

b. die Privatrechtssphäre, wo zwar beide Parteien in Bezug auf „Mein und Dein" gewissenhaft zu sein vorgeben, aber der Streit zwischen ihnen über die Grenzen der Handlungssphäre besteht;

c. die Sphäre der politischen Rechte, wo der Streit sich darum dreht, bei der Ordnung des gemeinen Besten mit zu rathen und zu thaten, jede Partei aber behauptet, daß die höchste Gewissenhaftigkeit ihr als Richtschnur ihres Handelns diene;

d. die Völkerrechtssphäre, vermöge deren auch unter unabhängigen Nationen doch gewisse Handlungen gegen Genossen von ihnen überhaupt und selbst im Falle eines Krieges zwischen ihnen nicht erlaubt sind.

Es liegt auf der Hand, daß es ganz unmöglich ist, für alle diese Sphären Festsetzungen von der Sicherheit der Naturgesetze aufzufinden.

Faßt man z. B. die Verbrechenssphäre näher in's Auge, so entstehen dabei sogleich eine Menge Fragen, für die sich eine Antwort nur auf psychologischem Wege und nur im Allgemeinen geben läßt, höchstens gestützt auf statistische Daten. Dahin gehört die Frage, wie die Befugniß, zu strafen, zu rechtfertigen sei. Es existiren bekanntlich eine ganze Reihe von Strafrechts-Theorieen. Vom psychologischen Standpunkte aus läßt sich hier nur sagen, daß einerseits durch das Bedürfniß der Sicherung, welches in der menschlichen Psyche so stark besteht, und anderseits durch die Erfahrung, daß bei überhandnehmenden Willküracten durch strenge Strafen (Verkündigung von „Standrecht" 2c.) eine wesentliche Verminderung derselben erreicht

werde, das „Strafen“ gerechtfertigt erscheine. Würde jenem Bedürfniß der „Sicherung“ nicht Rechnung getragen, so würde es erfahrungsmäßig zu einem Kriege Aller gegen Alle, zur „Nothwehr“ kommen; und werden die Strafen zu gelind bemessen, so achten gewaltthätige Menschen ebenso das Uebel für nicht genügend, um sich dadurch von „Verbrechen“ abhalten zu lassen. Vollends wenn ihnen gar Verbrechen als Heldenthaten erscheinen, wie etwa den Wilden und den Sizilianern Raub und Diebstahl, oder den Franzosen der Mord deutscher Soldaten, oder den nämlichen Gaunerei und Mißbrauch amtlicher Stellung (wie in dem vor einiger Zeit Aufsehen erregenden Falle Janvier), so ist es nicht zu verwundern, wenn die Selbsthülfe hervorgerufen wird. Wenn dagegen Schopenhauer geltend macht, es enthalte jede Strafe selbst ein Verbrechen gegen Kultur und Humanität, weil das Verbrechen nicht vom „Willen“ des Verbrechers abhinge, so wird nach der Erfahrung, daß denn doch bei Verkündigung von „Standrecht“ und durch Strafverschärfungen sich die Verbrechen mindern, anzunehmen sein, es existire auch in Verbrecherköpfen oft genug noch so viele Sorge um die eigene Sicherheit und so viel den „Willen“ beherrschender Verstand, um sie (aus Furcht vor Strafe) vor Verbrechen zurückschrecken zu lassen. Und ebenso wird man sich zu berechnen haben, daß, wenn in Folge von solcher energischen Justiz etwa binnen Jahresfrist hunderte von Mordthaten unterblieben, wie dies in Constantinopel, San Francisco und Rom beobachtet worden ist — über letzteres cf. Ad. Stahr: Ein Jahr in Italien — man sogar Vollstreckung von Todesstrafen als völlig gerechtfertigt anzusehen habe, indem man dadurch vielen Unschuldigen das Leben rettet. Die Schopenhauer’sche Ansicht führt daher dazu, mit Verbrechern mehr Mitleid zu haben, als mit schuldlosen Ermordeten und Beschädigten; das „Strafen“ überhaupt läßt sich somit durch solche „überstudirten“ Erwägungen nicht als ungerechtfertigt ansehen, mag auch nur durch die Praxis auszuprobiren sein, ob die Strafen zu streng, oder zu gelinde für die Kulturstufe des Volks bemessen wurden, und mag daher auch das „Strafmaß“ im einzelnen Falle der „Exactheit“ entbehren, ja mag es selbst nicht festzustellen sein, welche Handlungen als gefährdend für strafbar anzusehen sind. Man muß sich eben mit Erfahrungen begnügen, wie die oben bemerkten, oder wie die jetzt aus England berichteten, daß die Verbrechen dort ganz auffallend abnähmen,

seit man zwar kurz dauernde, aber mit größter Strenge in Zwangsarbeit, Diät und Discplin vollstreckte Strafen erkenne und für Rückfälle besonders stark verschärfte Strafen anwende, während umgekehrt bei uns (und auch sonst noch) durch Milderung der Strafen seit Einführung des deutschen Strafgesetzbuches die Gefängnisse sich überfüllten und so die Berechnung, daß durch diese Milderung jährlich auf 10000 bis 12000 Jahre Gefängniß weniger erkannt und die Gefängnißlokale geleert werden müßten, gänzlich täuschten. Man muß insbesondere solche Erfahrungen für ausreichend erklären, um von dem hartnäckig gehegten Irrthum zurückzukommen, daß bei civilisirteren Nationen eine Erhöhung des Kulturniveaus für alle ihre Genossen stattfinde, während doch so viele Thatsachen dafür sprechen, daß deren Pöbel nur noch frecher und abgefeimter ist, als derjenige von weniger civilisirten Nationen, ja daß es sogar einen gebildeten Pöbel giebt.

Eine besonders weit verbreitete Straftheorie ist die, daß durch Strafen die Besserung von Verbrechern bewirkt werden müsse. Versteht man unter Besserung eine Stärkung der Gewissenhaftigkeit (der Neigung nicht in die befugte Handlungssphäre Anderer überzugreifen), oder gar eine Stärkung der Barmherzigkeit, so lehren leider tausendfache Erfahrungen, daß die Strafen die Verbrecher nur noch gewaltthätiger und grausamer, nur noch „verstockter“ zu machen pflegen. Eine physiologische Psychologie muß dies dadurch erklären, daß die Gehirntheile, welche als Organe der Gewissenhaftigkeit und Barmherzigkeit dienen, bei Verbrechern von Haus aus sehr schwach entwickelt waren, und ebensowenig wie man einen Menschen mit von Haus aus schwacher Muskulatur zu einem sehr muskelkräftigen umzuwandeln vermag, selbst wenn man von Jugend auf die Erziehung hierauf richtet, ebensowenig gelinge dies bei Gemüthsneigungen; vollends also bereits ältere Verbrecher, die über das Knabenalter hinaus sind, ließen sich nicht mehr zu gewissenhaften und „gutherzigen“ Menschen umwandeln. Die Besserung der Verbrecher durch Strafen kann deshalb nur darauf gerichtet werden, ihre Furcht, d. h. ihre Sorglichkeit zu schärfen; freche müssen daher bedeutend härter bestraft werden, als durch Uebereilung zu Verbrechen getriebene; die ganze Besserungstheorie aber ist hiernach eine unklare, ja physiologisch unrichtige.

Auch das Verfahren in Rechtssachen läßt sich nach psychologischen Gesichtspunkten nur annähernd zweckmäßig ordnen: zu viele „Formalitäten" heben einestheils das Gefühl der Sicherung auf, welches durch die Rechtspflege vor Allem erweckt werden soll, und haben anderseits doch sogenannte Justizmorde nicht zu hindern vermocht; aber auch umgekehrt hat zu leichtsinniges Aburtheilen die Zahl der letzteren zu sehr vermehrt. Zu leichte Absetzbarkeit der Richter ferner ist ein Uebelstand, und politische Leidenschaft untergräbt in sogenannten Republiken dadurch am meisten die Festigkeit der ganzen Staatsverfassung. Anderseits aber macht gar zu große Sicherheit im Amtsbesitz die Richter erfahrungsmäßig schlaff, pedantisch und schwerfällig. Mag daher einerseits das Volkssprüchwort richtig sein, daß das Recht eine wächserne Nase habe und mag auch die Einheit des Rechts sich nur schwer wahren lassen (wie denn z. B. der deutsche Handelsstand die Erfahrung machen mußte, daß durch ungefähr ein Dutzend oberste Gerichtshöfe ihm sein einheitliches Handelsrecht unter den Händen zerfloß), so läßt sich doch trotz aller dieser und sonstiger Mängel nicht auf das Rechtsprechen verzichten, so weit es überhaupt möglich ist. Möglich ist es freilich nicht in Kämpfen großer politischen und religiösen Parteien; es setzt voraus, daß eine gewisse Stärke der „Gewissenhaftigkeit" unter der Zahl oder dem Ansehen nach das Uebergewicht in einem Staate besitzenden Menschen besteht; diese Stärke, nicht aber die „Gründung eines Rechtsstaats" ist seine Garantie. Wo sie fehlt, helfen alle besten Gesetze nichts. Im Gegentheil kann darin auch zu weit gegangen, das Handeln, besonders das politische, durch Rechtspedanten in zu enge Fesseln eingeschnürt werden, wie die Erfahrung genugsam gelehrt hat.

Geschichtlich pflegt zuerst das s. g. „Strafrecht" gesetzlich geordnet zu werden; im deutschen Reich kümmerten sich die Kaiser um das Privatrecht lange Zeit gar nicht. Mag dies auch daran gelegen haben, daß das Sondereigenthum bei den vielen Gemeindeländereien damals noch nicht die Breite und Wichtigkeit hatte wie jetzt, so ergiebt sich doch hieraus, für wie vor Allem nöthig man die Zähmung „der Bestien in Menschengestalt" hielt, um den Krieg Aller gegen Alle zu endigen.

Diese Ausführungen dürften hinreichen, um die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Rechtslehre durchaus nur als eine Vernunft=

lehre anzusehen und zu handhaben sei, daß es somit selbst der raffinirtesten Ausbildung derselben niemals gelingen wird, sie auch nur zur Sicherheit einer beschreibenden, geschweige zu derjenigen einer experimentellen Verstandes-Wissenschaft zu erheben, daß sie vielmehr stets nur eine Sache des Takts, der (durch natürliche Anlagen dazu und deren Uebung erlangten) Fertigkeit darin bleiben wird, höchstens in ihrem Knochengerüst stabilirt durch eine den beschreibenden Verstandes-Wissenschaften beizuzählende Psychologie und verständige Erwägungung statistischer Daten. Kurz, man wird sich bequemen müssen, die Existenz des Rechts für eine Chimäre und blos die Existenz verständig-gewissenhafter Richter (und Gesetzgeber) für eine Realität zu halten, wie denn erfahrungsmäßig „gute" Richter schlechten Gesetzen oft noch eine verständig-gewissenhafte Wendung zu geben wissen und umgekehrt „schlechte" Richter selbst die besten Gesetze zu Grunde zu richten vermögen. Gesetze sind eben, gleich allen anderen Schriftwerken, todte, vergrabene Schätze, deren Hebung und lebendige Wirkung durch kluge Schatzgräber erfolgen muß. Da es hiernach ein sicheres Merkmal für ein unfehlbar wahres Recht nicht giebt, Recht vielmehr nur durch den ihm aufgedrückten Stempel der „Rechtskraft", den Stempel des Rechtsspruchs einer letzten oder höchsten Instanz, seine Zuverlässigkeit empfängt, so wird man sich bei allen Rechtssprüchen und Gesetzen daran genügen zu lassen haben, daß man herausfühlt, es habe ein verständig-gewissenhafter Sinn sich bemüht, seine Entscheidungen und beziehentlich Rechtsvorschriften mit möglichster Gewissenhaftigkeit und möglichstem Verstande zu geben und zu fällen und daß diese Entscheidungen nach dem Erachten eben solcher Personen einen derartigen Charakter besitzen.

Es wird daher nur zu erreichen sein, daß in den Augen solcher Personen:

1. im Strafrecht die Entscheidungen weder für zu gelinde noch für zu hart gelten; nicht für zu gelinde, um selbst sehr frechen Personen noch für ihre Sicherheit Sorge zu machen, und Verletzte von der Neigung zu selbsthelfender Rache abzubringen (Goethe: Wer die Todesstrafe abschafft, führt die Blutrache wieder herbei); nicht für zu hart, um nicht über diesen Strafgrund und Strafzweck hinauszugehen und so ein verständiges Erbarmen nicht zu befriedigen. Die Entscheidungen werden daher in dieser Handlungssphäre nach

dem durchschnittlichen, durch Beobachtungen kennen gelernten Charakter und Kulturgrad der Verbrecher und der von ihnen Verletzten taktvoll zu bemessen sein; ebenso

2. müssen im Civilrecht die Entscheidungen sich als Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide erfolgt ansehen lassen;

3. im Staats- und Völker-Recht endlich müssen die Austräge wo möglich einen ausgleichenden Charakter besitzen, da es sich hierbei, namentlich bei völkerrechtlichen Streitigkeiten, regelmäßig um Machtfragen handelt, welche am Besten auf diese Weise entschieden werden, jedenfalls keine Rechtsentscheidung jemals *das* Recht, sondern nur *Recht* (ein von dem individuellen Gewissenhaftigkeits- und Verstandes-Maß abhängiges Recht) zu verwirklichen vermag.

Aus der ganzen Erörterung aber ist zu entnehmen, daß unsere Jurisprudenz um so mehr in Wortklauberei und Rechtspedanterie versinken und bei englischer silbenstecherischer Gesetzesauslegung ankommen müßte, je mehr sie fortführe, ihre Wissenschaft für eine Verstandes-Wissenschaft anstatt für eine Vernunftlehre anzusehen und danach Gesetzgebung und Rechtsprechung zu behandeln.

c. Die Polizeilehre.

Die Wirthschaftlehre endigte mit der Erfahrung, daß der Mensch wesentlich auf die eigene Kraft im Kampfe um das Dasein sich zu verlassen habe; die Ausbildungslehre zeigte, daß man nur einseitig, nur für einen bestimmten „Beruf" seine Kraft als zu den größten Leistungen führend auszubilden vermöge; sie wies so auf die Arbeitstheilungslehre hin. Diese aber führte zu der Erfahrung, daß dabei Klassenkampf und Concurrenz-Collistonen der Berufsgenossen unvermeidlich und deren Schlichtung eine wesentliche Nothwendigkeit sei. Die Rechtslehre endlich, durch welche die Möglichkeit dieser Schlichtung gezeigt werden sollte, mündete in der Erfahrung, daß ihre Collisionslösungen „vernünftigen" Menschen oft sogar als Unrecht erschienen (summum jus summa injuria), jedenfalls sich nie von ihnen erweisen ließ, daß sie unbedingt „wahr", unbedingt richtig seien, vor Allem aber, daß sie zur *Vorbeugung* wider Collisionen und Nothstände blutwenig leisteten; denn die Rechtssprüche haben immer nur einen pathologischen und therapeutischen Charakter; höchstens hat die

Hülfe des Rechts in der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit &c. einen diätetischen Charakter, indem den Parteien dadurch in der Ordnung von Rechtsverhältnissen Mittel und Wege an die Hand gegeben werden sollen, um künftigem Streit darüber vorzubeugen.

Dies führt zu Erwägungen, ob sich denn nicht durch Mitmenschen vorbeugend Hülfe gegen drohende und lindernd gegen wirklich eingetretene Nothstände gewähren lasse. Dies nun bildet die Aufgabe der Polizeilehre. Sie hat auf Grund von Erfahrungen zu erörtern, ob eine solche Möglichkeit bestehe und wie weit; sie hat nachzuweisen, daß und wie weit eine Beihülfe gegen Naturelemente, wie gegen Ungebührlichkeiten von Mitmenschen, über welche die Polizei Macht hat, wie endlich in Noth, welche ohne Verschulden der Mitmenschen eintrat, sich lindernd, bezw. vorbeugend oder mindestens schleuniger als im Rechtswege schadlos haltend gewähren lasse.

Daß nun hierbei tausendfache Modifikationen möglich, ja jeder einzelne Fall seine besondere Behandlung verlange, daß somit die Polizeilehre keine „exacte", keine Verstandes-Wissenschaft sei, dürfte sich auch für sehr wenig Nachdenkende als zweifellos ergeben. Ohnehin wird dies allgemeiner anerkannt als für irgend eine andere Vernunftlehre: während in der Rechtslehre man noch sehr allgemein der Illusion huldigt, daß es ein „objektives" Recht gebe, nimmt man in der Polizeilehre ebenso allgemein an, daß Alles auf die Geschicklichkeit der Polizeibeamten ankomme. Es wird daher von einem weiteren Eingehen hierauf abgesehen werden können. Im Gegentheil dürfte nur hervorzuheben sein, daß von polizeilicher Hülfe nicht zu viel gehofft und verlangt werden kann, da sie, wenn sie über das Maß der auch hier waltenden Arbeitstheilung und über Abhülfe von unverschuldeter, augenblicklicher Noth hinausgehend gewährt wird, leicht zu einer Erschlaffung der eigenen Kraft der Unterstützten in sehr bedenklicher Weise zu führen und so, anstatt deren Sicherung zu erhöhen, ihnen sogar zu schaden vermag.

Nur eine Frage dürfte noch der Berührung werth sein, weil sie nicht nur die Natur der polizeilichen Hülfe als „Aushülfe", als Beihülfe sehr deutlich illustrirt, sondern auch in das über sie zunächst hinausliegende Geistesgebiet, in dasjenige des Staats, einen vorzüglichen Einblick gewähren möchte, die Frage nämlich, ob auch in sehr primitiven Zuständen der menschlichen Vergesellschaftung bereits

polizeiliche Hülfe existire, da es dort doch noch gar keine besonderen Organe dafür giebt? Die Beobachtung muß nun diese Frage dennoch bejahen: in solchen primitiven Zuständen wird sie durch die Nachbarhülfe repräsentirt, wie sie z. B. die neuen Ansiedler des nordamerikanischen Westens einander besonders bei Bauten, Urbarmachung von Wäldern rc. in sehr ausgedehnter Weise leisten und wie dies auch die dünne Bevölkerung dieses Landes selbst dort noch fortsetzt, wo schon eine völlige Besiedelung desselben stattgefunden hat. Eine derartige Unterstützung wird offenbar nicht aus bloßer Menschenfreundlichkeit gewährt, sondern in der Erwartung der Gegenseitigkeit, also der gegenseitigen Sicherung. Zwischen dieser primitiven Gestalt der nachbarlichen Aushülfe und derjenigen der polizeilichen Hülfe etwa in einer europäischen Großstadt, wo die Polizei nicht nur gesonderte Organe bekommen hat, sondern auch diesen Organen eine vielgegliederte, hierarchische Abstufung gegeben worden ist, liegt allerdings eine sehr weite Kulturstrecke. Das Bedürfniß der Arbeitstheilung hat offenbar zunächst dazu geführt, für die nachbarliche Beihülfe besondere Organe zu schaffen, und sodann diese Organe immer weiter zu gliedern, bis wir sie endlich in derartigen Großstädten zu einem förmlichen Schutzheer angewachsen sehen.

d. Die Staatslehre.

Wenn auch die nachbarliche Hülfsleistung noch so weit ausgedehnt wird, so tritt doch endlich ein Verhältniß ein, daß die in der Peripherie eines Centralpunkts wohnenden Nachbarn gegen diesen Centralpunkt gleichgültiger werden und entweder selbst einen neuen Centralpunkt bilden, oder es vorziehen, sich an einen schon vorhandenen ihnen näher liegenden anzuschließen. Von der Gleichgültigkeit zur Verschiedenheit, ja Feindseligkeit der Interessen dieser mehreren Genossenschaften ist offenbar nur ein Schritt. Dieselben fangen an sich von einander auszuschließen und eine Nichteinmischung der „Fremden" in ihre Interessen nicht weiter zu dulden: die Jäger- und Hirten-Horden und -Schwärme leiden schließlich nicht die Theilnahme „Fremder" an der Benutzung eines Jagd- oder Weide-Grundes u. dgl. Hiermit ist die primitivste Art derjenigen Verbindungen unter Menschen gegeben, welche man einen Staat zu nennen haben würde; sie

zielt darauf ab, sich gegen andere nicht zu ihr gehörige Menschen abzusondern und zu sichern, diesen letzteren gegenüber ihre volle Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, ihre „Freiheit“ zu beanspruchen und wahren. Für das erste und unerläßlichste Erforderniß eines Staats wird darum sehr allgemein eine derartige Selbstbestimmung gehalten; er muß, wie der bekannte technische Ausdruck lautet, souverain sein. Wo die Souveränetät fehlt, wo die einer anderen Staatsgenossenschaft angehörigen Nachbarn die Kraft haben sich einzumischen, ohne daß diese Einmischer für ihre Angelegenheiten auf gleichem Fuße behandelt werden dürfen, da ist der Staat, welcher Derartiges dulden muß, nur süzerain, nur ein Vasallenstaat oder wie man dies sonst nennen mag. Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Schrift, die weiteren Modificationen der Staatsverhältnisse, Bundesstaat, Staatenbund zc. zu verfolgen. Es genügt zu bemerken, daß erfahrungsmäßig alle Staaten mit größter Eifersucht auf ihre Souveränetät halten, ja daß einige bis zu gänzlicher Verschließung ihres Gebiets gegen „Fremde“ zu gehen für angemessen erachtet haben. Auch läßt das Beispiel der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft, die von einer bloßen sehr selbstständig gestellten Handelsfaktorei aus ein großes Reich gegründet hat, es ersehen, wie gefährlich der bloße Aufenthalt Fremder in einem Lande für Einheimische werden kann.

Wenn aber die Souveränetät kein bloßes Schaugepränge bleiben soll, das bei der ersten ernstlichen Probe seine Nichtigkeit herausstellt, so wird sie durch die gehörige Kraft und Stärke unterstützt sein müssen. Es ist, mit anderen Worten, nach dem treffenden Ausdrucke von Aristoteles für einen Staat Autarkie, Selbsthinlänglichkeit, unerläßliches Erforderniß: es muß der Neigung zur Selbstbestimmung auch die gehörige Kraft zu deren Aufrechterhaltung entsprechen. Staatsfragen sind insofern stets Machtfragen. Die beanspruchte ungeschmälerte Selbstbestimmung findet eben nur dann statt, wenn sie durch die gehörige Kraft gestützt erscheint. Souveränetät und Autarkie sind daher die Angelpunkte, um welche sich Alles in einem Staate zu drehen hat. Unerläßlich hierfür ist freilich, daß die Staatsgenossen von der höchsten bis tief in die unteren „Volksschichten“ hierüber ein Bewußtsein haben. Die staatlichen Verbindungen lockern sich erfahrungsmäßig, wo es fehlt oder geschwächt wird, und festigen sich, wo es erhöht wird. Daher wird es durch äußeren Druck, wo die Hand der

Fremden schwer auf den Einheimischen lastet, sogar mehr gekräftigt, als durch glückliche Abwehr. Der furchtbare Druck, welcher 1806 bis 1813 auf einem großen Theile Deutschlands lastete und dem Spießbürger so empfindlich an den Geldbeutel ging, weckte daher das „Nationalbewußtsein“ mehr, als der glückliche Krieg von 1870 mit Frankreich; solch sinnloses Gewäsch wie jetzt von manchen beschränkten Köpfen über unangemessene Behandlung Frankreichs im Frieden von 1871 vollführt wird, hätte 1814 vor der allgemeinen Entrüstung verstummen müssen.

Die Verhältnisse einer staatlichen Verbindung zu ihren Nachbarn entscheiden wesentlich auch über Grund und Grad der Machtbefugnisse ihrer Organe, ihrer Lenker. Ueber die sogenannten Staatsformen ist bekanntlich von Alters her viel geschrieben worden. Es scheint dabei von vornherein darin gefehlt zu sein, daß man dergleichen Formen lediglich als innere Angelegenheiten der Staaten aufgefaßt und meist übersehen hat, daß der Staat vor Allem eine die Sicherheit nach außen bezweckende Verbindung bildet: ein Staat, umgeben von anderen mächtigen einmischungs-, eroberungs- und beraubungs-süchtigen „Reichen“, bedarf einer ganz anderen strafferen „Organisation“, als unter umgekehrten Verhältnissen; eine so schlotterige Staatsorganisation mit so mangelhafter Unterordnung aller Personen und Körperschaften wie sie z. B. die nordamerikanischen Vereinigten Staaten vertragen, genügt nur vermöge ihrer Nachbarschaften. Was hingegen uns Deutschen der Mangel kraftvoller Staatsorgane gegenüber Frankreich gekostet hat, steht auf den Blättern unserer Geschichte mit blutigen Lettern geschrieben. Das mag der Grund sein, weshalb alle Völker mit Abscheu an die Perioden ihrer Geschichte denken, wo ihr Staat ein Wahlreich war. Schopenhauer hat das Richtige hierin geahnt, wenn er den Staat eine Versicherungsanstalt nennt; er hätte ihn nur nicht so, sondern gradezu als eine Sicherungsanstalt bezeichnen sollen, mit dem besonderen Charakter (gegenüber Sicherungseinrichtungen von anderer Art), daß er gegen äußere Feinde zu sichern bestimmt ist; denn dies ist das Centrum und der Kern der Verbindung. Stammesverwandtschaften, Heimathsliebe, Verehrung für die Staatslenker oder deren Familien, Stolz auf die rühmliche Geschichte zc. bilden nur Zweige am großen Sicherheitsstamm, die verdorren, wenn der Stamm ertödtet worden ist.

Der Kampf um die Selbstständigkeit wird erfahrungsmäßig durch kriegerische Tüchtigkeit zu glücklichem Ende geführt; diese bedingt, daß man sich Führern streng unterordne, da, wie schon die Alten bemerkten, ein Heer von Hirschen, von einem Löwen geführt, stärker ist, als ein Heer von Löwen mit einem Hirsch als Anführer, oder, wie Sallust es ausdrückt: mihi multa agitanti mox constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta paravisse. Darum hat denn stets Feldherrngröße als Grund der Uebertragung der Staatslenkung gegolten. Nur in Handels- und geistlichen Staaten ist Reichthum, beziehentlich Prophetenthum Grund zur Machterlangung gewesen; am seltensten hat Ruf der Gerechtigkeit solches Ansehen verschafft; denn dieser Ruf wird selten von beiden streitenden Parteien anerkannt.

Das Ringen der Staaten um ihre Selbstständigkeit hat ebenso auch den Umfang und die Dauer der ihren Lenkern ertheilten Machtbefugnisse bestimmt. Man dürfte deshalb erfahrungsmäßig die alte Eintheilung der Staaten in Demokratien, Aristokratien und Monarchien aufzugeben und dafür diejenige der Staaten mit unbefestigtem und genügend befestigtem Herrschaftsbesitz anzunehmen haben: unbefestigter Herrschaftsbesitz findet statt, so lange die Staaten Wahlreiche sind, befestigter wenn er auf eine Zahl von Familien, oder endlich selbst auf Eine Familie erblich concentrirt ist; diejenigen Staaten, welche nicht bis zu dieser höchsten Entwicklungsstufe gediehen sind, sondern im Stadium des befestigten Herrschaftsbesitzes mehrerer Familien stecken blieben (wie Rom und Venedig) erhoben sich zu jener Höhe deshalb nicht, weil die gehörige äußere Noth hierzu nicht zwang. Die Schwärmerei, welche heutzutage der Name Republik besonders in seiner gedankenlosen Uebersetzung durch das Wort Freistaat bei unklaren Köpfen erregt, zeigt sich sofort in ihrer Werthlosigkeit, wenn statt dessen die erfahrungsmäßig richtigere Bezeichnung als anarchische, tumultuarische, leidenschaftliche, zu Gewaltthätigkeit, Parteihader und Streit neigende, bestenfalls gedankenlose Mehrheits-Entscheidungen bringende Staatsform gewählt, hingegen den Staaten mit befestigtem Herrschaftsbesitz der Name Mäßigungs- und Besonnenheits-, Ordnungs- und Gerechtigkeits-Staaten (oder ähnlich) beigelegt wird. Daß die Staaten letzterer Art auch nicht unbedingt das Paradies auf Erden bringen müssen, vielmehr ihre eigenen Uebel-

stände haben, liegt freilich nahe. Es handelt sich aber auch nur darum, bei welcher „Staatsform" dergleichen bessere Zustände wenigstens eher möglich sind.

Die einrahmende Abschließung, welche in jeder staatlichen Verbindung liegt, bringt es mit sich, daß diejenigen Lebenssphären, welche auch ohne eine dergleichen Verbindung möglich sind, wie Nahrungserwerb, körperliche und geistige Kräftigung, Arbeitstheilung, Nachbarhülfe und schmückende, religiöse und humanitäre Bestrebungen, zwar in diesem zunächst zur Sicherung gegen auswärtige Feinde bestimmten Rahmen des Staats Platz finden, aber durch diesen Sicherungszweck eigenthümlichen Modifikationen unterliegen, ja in dessen Dienst zu treten haben. Die Kraft des Staats gegen Auswärtige erfordert vor Allem Ruhe und Sicherheit im Innern; daher tritt der Zweck der Strafen, Entschädigungen (Bußen) für Verletzte zu sein, hinter dieses „öffentliche Interesse" zurück, und die Bestrafungen werden öffentliche Angelegenheiten. Der Staat braucht ferner kräftige Krieger für seine Zwecke, und da sie regelmäßig nur unter den eigenen Unterthanen zu finden sind, so wird es für die Ausbildungslehre im Staatsverbande zur ersten Aufgabe, solche wehrtüchtige Krieger heranzubilden. Bezüglich der Nahrungserwerbssphäre hat man weiter stets deren Beziehung zur Wehrkraft des Staats bemerkt: der Stärkste sei, wer den letzten Thaler besitze; zum Kriegführen gehöre Geld nnd abermals Geld und nochmals Geld (Montecuculi); Finanzen und Militärsachen bildeten eine untrennbare Einheit (Friedrich der Große) ꝛc. Aus gleichen Rücksichten ist ferner die Sicherung „wohlerworbener Rechte" eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten: schon der bloße Besitz von Sachen ist deshalb zu schützen, und „Selbsthülfe" im Staate nicht zu gestatten. Der Staat hat zur Förderung des Erwerbs eine besondere „Wirthschaftspolitik" einzuschlagen. Der Zollverein hat bekanntlich den festesten Kitt der deutschen Einheit gebildet ꝛc. Unter besonderen Umständen (bei „ehrlichem" Erwerb) erhält der bloße Besitz den Stempel des „Eigenthums" und gilt, mit dieser Marke versehen, als ganz besonders unantastbar, so daß im öffentlichen „Interesse" nothwendige Enteignungen nur gegen volle Entschädigung erfolgen dürfen. Ebenso schützt der Staat eingegangene Verabredungen über Erwerbs-Ueberlassungen gegen Vertragsbruch, ordnet den „Erbgang" von Vermögensobjekten ꝛc., und stellt zu allen

diesen Zwecken öffentliche Richter an. Er ertheilt gewissen Verbindungen Behufs der Verwaltung ihres Vermögens das Recht der Persönlichkeit. Ja man versucht sogar die Streitigkeiten von staatlichen Parteien durch Gerichte entscheiden zu lassen, was natürlich nur gelingt, wenn die Parteien nicht zu stark sind; denn dann gehorsamt man nur so weit es den Parteien paßt und beachtet ergangene Rechtssprüche nicht, umsoweniger, als diese oft den Parteistempel an der Stirn tragen [13]).

Auf das Ständewesen, wie es durch die jeweilige Arbeitstheilung bestimmt ist und besondere Sitten gebildet hat, haben die Staatslenker stets ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Sie haben oft empfinden müssen, daß „Geld (Besitz) die Obrigkeit paralysirt“ (Byron). Die Staatslenker haben auch aus diesem Grunde (und nicht blos im Interesse der Staatskraft) gegen Reichthum immer besondere Schonung gezeigt; namentlich ihre ehemaligen „Pairs“ haben die zur höchsten Gewalt im Staate Gelangten stets mit Vorsicht zu behandeln gehabt, damit diese Pairs nicht im Vertrauen auf ihre Macht sich empören und den Gehorsam verweigern.

Unter den Veredlungssphären hat die religiöse stets das Kreuz der Staaten gebildet. Die Priester glauben meist, daß sie eine zweifellos sichere Kenntniß des Willens übermenschlicher, die menschlichen Schicksale beherrschender Wesen besitzen; und von hier aus ist es nur Ein Schritt, daß dieser Wille als dem blos menschlichen vorgehend anzusehen und dessen Dolmetschern die höchste Gewalt einzuräumen sei, vollends anderen Religionsgenossenschaften gegenüber, deren Anhänger meist als Ungläubige, als „Ketzer“ angesehen werden. Ist unter solchen Umständen selbst der innere staatliche Friede unter verschiedenen Religionsgesellschaften nur schwer aufrecht zu erhalten, so wird nicht minder auch die Selbstbestimmung der Staaten durch religiöse Ansichten gefährdet; denn wenn etwa das Oberhaupt einer Religionsgenossenschaft außerhalb des Staats wohnt, wohl gar selbst ein weltlicher Fürst ist, seine Anhänger ihn überdies nicht blos als geistliches Oberhaupt, sondern sogar als unfehlbaren Verkündiger des göttlichen Willens verehren, so ist gewiß die allgemeine Stimme (mit Ausnahme natürlich seiner ihm blindlings ergebenen Anhänger) der Ansicht, daß schon hiermit jede staatliche Selbstbestimmung in Frage gestellt erscheint; es braucht nicht noch hinzuzukommen, daß die

Hierarchie einer derartigen Religionsgenossenschaft die gräßlichsten Verfolgungen Andersgläubiger angestiftet oder wenigstens hinterher gebilligt hat, sowie daß sie den weltlichen Staat für eine Teufels-Erfindung, dagegen ihren (theokratischen) Staat für den eigentlichen Staat, die weltlichen Staaten hingegen nur für Verwaltungsbezirke ihres Staats, oder auch alle Verträge zwischen den weltlichen Staaten, auf denen ihr Völkerrecht ruht, nicht als bestehend anerkennt, die Existenzberechtigung Andersgläubiger wohl gar überhaupt läugnet und deren Verfolgung als religiöse Pflicht ansieht. Wenn weltliche Staaten gegen Religionsgenossenschaften von derartigem oder ähnlichem Zuschnitt mit strengen Gesetzen vorgehen, so wird dies wohl so ziemlich die Billigung aller derjenigen finden, die nicht zu den fanatischen Anhängern einer solchen Religionsgenossenschaft gehören und die wissen, daß erfahrungsmäßig wider Gewalt und besonders wohlorganisirte Gewalt nur mit gleichen Mitteln der Kampf geführt werden kann. Wenn dem gegenüber Anhänger solcher religiösen Genossenschaften über Bedrückung, Gewissenszwang, oder wie sonst die Redensarten lauten mögen, klagen, so wird Manchem eine Variation zu jenem quis tulerit Gracchos de seditione querentes gewiß sehr nahe liegen und er wird sich eher über zu große Duldung der weltlichen Staaten gegen solche Genossenschaften wundern, als in das Geschrei über Verfolgung einstimmen. Mancher wird auch meinen, es gelte vor Allem für religiöse Parteien der goethesche Ausspruch: „Man hört niemals mehr von Freiheit reden, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere übergehen sollen; Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworener, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst" zc. Schon im dreißigjährigen Kriege hieß es, er sei nicht ein Kampf de religione, sondern de regione. Unter Freiheitsaposteln sucht eben jeder nach Goethes Worten am Ende Willkür für sich. Gegenüber solchem Gebahren werden die Staatsregierungen, welche von bigottem Wahn frei sind und sich wider ihn stark genug fühlen, nicht umhin können, die großen Grundsätze der wissenschaftlichen Entscheidung über Alles (also auch über religiöse Fragen) und der Duldung aller religiösen Ueberzeugungen, welche mit dem öffentlichen Frieden vereinbar sind, mit Entschiedenheit durchzusetzen und

insbesondere diese Grundsätze schon der Jugend fest einprägen zu lassen. In ersterer Hinsicht wird gegenüber dem Wahn von anmaßenden oder mindestens beschränkten und meistens auch pöbelhaften religiösen Fanatikern, als ob Wissenschaft und Religion streng auseinanderzuhalten seien, diese über jener stehe und in ihr nichts drein zu reden habe, von Jugend auf einzuschärfen sein, daß unter der Maske vorgeblicher Offenbarungen und Vorschriften göttlicher Wesen die ärgsten Greuel gepriesen und ausgeführt seien: Menschenopfer und Menschen-Martern; und daß man über solchen bigotten Wahn nur hinwegkomme, wenn man mit unwankbarer Strenge des großen Wortes eingedenk bleibe: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, Des Menschen allerhöchste Kraft, Laß nur in Blend- und Zauberwerken Dich von dem Lügengeist bestärken! . . . Und hättest Du Dich auch nicht dem Teufel übergeben, Du müßtest doch zu Grunde gehen! In Rücksicht auf Duldung religiöser Vorstellungen würden schon der Jugend die in der gegenwärtigen Schrift bereits mehrfach so wie noch weiter unten, besonders in den Kapiteln über Religionslehre und Moral, geltend gemachten Gesichtspunkte einzuschärfen sein. Jeder minder entschiedene Jugendunterricht als der angedeutete ist gewiß ungenügend und bietet religiösen Fanatikern Ausflüchte.

Ein ziemlich geringes Interesse haben die Staaten an der Schönheitssphäre. Sakuntala, die den Himmel, die Erde in Einem Worte begreift, hat Indien, und die herrliche griechische Kunst Griechenland nicht vor Ueberfluthung durch barbarische Fremdherrschaft zu bewahren vermocht: denn die Muse versteht nach des Dichters Wort nur zu begleiten, nicht zu leiten. Von Preußen hat man umgekehrt gesagt, es habe sich müssen zur Großmacht emporhungern und deshalb die Schönheitspflege ohne Schaden vernachlässigen können. Diese hat auch wohl für die Staaten nur insofern Werth, als sie Begeisterung dafür (durch Denkmäler, Kriegslieder ꝛc.) erweckt. Oft wird sie durch die Ueberfeinerung, zu der sie so leicht verführt, sogar gefährlich, und sind die mehrfach geäußerten Ansichten über diese Gefährlichkeit wohl keineswegs ganz grundlos.

Weit größeres Interesse haben die Staaten an der Pflege der Wissenschaften, da Wissen Kraft und Macht giebt, so wie an der Geschichte, besonders an ihrer Spezialgeschichte. Die Begeisterung, welche diese zu erregen vermag, ist eine von derjenigen Art, deren Pflege

durch die Staatsregierungen am meisten geboten erscheint, und wenn die guten „Vorbilder“, welche sie bietet, dem eigenen Staate angehört haben, auch eine der würdigsten unter den Veredlungssphären.

Alle diese und noch andere Gebiete der menschlichen Geistesbethätigung erhalten weitere Abwandlungen (Modifikationen) je nachdem die Staatslenkung sich im Stadium des unbefestigten, oder des bereits befestigtigtern Herrschaftsbesitzes befindet, oder in den ersteren zurückzufallen droht. Zu letzterem Zustande bietet bekanntlich die neuere und neueste Geschichte viele Belege, z. B. die „Charte Amadeo“ in Spanien. Im Stadium des unbefestigten Herrschaftsbesitzes, mag er noch die Form einer sogenannten Republik haben, oder sei er bereits zu der Conzentration einer sogenannten Tyrannis fortgeschritten, werden alle Parteiunterschiede immer schroffer, bis es endlich zum Bürgerkriege kommt. Von uninteressirter (sogenannter unparteiischer) Rechtspflege ist, wie alle Erfahrungen bestätigen, unter diesen Umständen wenig zu spüren. Die Richter sind entweder absetzbar, und in den sogenannten Republiken meist sogar nur auf kurze Zeit gewählt; sie müssen ihrer Partei dienen, wie anderseits die Staatslenker sie nur unter Parteigenossen wählen, um ihrer Anhänglichkeit versichert zu sein. Bestechungen der Richter und Veruntreuungen der Beamten überhaupt bilden die Regel. „Jedermann hat seinen Preis“ (Walpole), oder, wie Napoleon I. es ausdrückte, es wird die republikanische Toga durch Besetzung mit goldenen Franzen in ein Hofkleid verwandelt.

Alle Gewalt gelangt schließlich in den Besitz von technisch-geübten Waffenträgerschaaren. Hat der Herrschaftsbesitz sich soweit befestigt, daß eine Anzahl von Familien ihn dauernd an sich gerissen hat, so herrscht zwar nicht mehr die tumultuarische und freche Leidenschaftlichkeit des ersten Stadiums in dem Kampfe hierum. Dagegen wuchert der Argwohn der herrschenden Familien gegen einander um so üppiger; eine Spionage der ärgsten Art findet gegen einander statt, damit sich nicht eine der herrschenden Familien über die anderen erhebe, worüber bekanntlich die Geschichte Venedigs sehr lehrreich ist. Gelingt es endlich Einer Familie zu dauerndem Herrschaftsbesitze zu gelangen, so treten mit diesem Stadium der concentrirtesten Aristokratie wieder andere Uebelstände ein, besonders die, daß der Herrschaftsbesitzer in seiner Energie erschlafft und Veziere die Herrschaft

an sich reißen, oder daß nach Willkür und Laune eines Einzigen regiert wird, und Schmeichler ihn umstricken. In neueren Zeiten hat man hiergegen bekanntlich in sogenannten Parlamenten und in der Selbstverwaltung kleinerer Kreise des Staats die Panacee finden wollen. Beide haben aber wieder ihre eigenen Schattenseiten. Durch Parlamente entbrennt eine der schlimmsten Staatskrankheiten, der Klassenhaß, wie man sie auch zusammensetzen möge. Gehen sie nur aus der wohlhabenderen Klasse hervor, so behaupten die ärmeren stets, daß ihre Interessen durch sie nicht gewahrt würden, und sie kommen nicht eher zur Ruhe, bis sie zur Herbeiführung einer Gleichheit selbst des Vermögens, jede Art von Bedrückung der Wohlhabenderen ins Werk gesetzt haben, sei es unter der Maske von Besteuerung, sei es durch offene Vermögens-Wegnahme. Gehen umgekehrt die Parlamente von vornherein aus Wahlen „auf breitester Grundlage" hervor, so wird der vorher geschilderte Prozeß um so mehr beschleunigt. Es herrscht bei Wahlen nur die Phrase oder der Name; denn was sehr Vielen und von sehr geringem Bildungsgrade einleuchten soll, kann nur etwas sehr Triviales und Plattes sein, und so schweigt der Verstand bei dergleichen Wahlen schließlich ganz und sie sinken zu reinen Gemüths- und Leidenschafts-Wahlen herab, so daß sie einer Ergänzung durch solche dringend bedürfen, bei denen auch der Verstand zu seinem Rechte kommt. Alle redlichen talentvollen Männer ziehen sich dabei von öffentlichen Angelegenheiten zurück und überlassen das Feld Demagogen von Fach. Nordamerika bietet bekanntlich hierzu Belege; der Name Politiker ist dort bereits ein Schimpfname. Wir in Deutschland sind in Gefahr, ähnliche Erfahrungen zu machen, seitdem (durch einen Fehler unseres sonst so großen Staatsmanns) das Wahlrecht auf breitester Grundlage für die Reichstagswahlen eingeführt ist. Der englische Radikale Stuart Mill mußte es erleben, daß die erste Folge des von ihm durchgesetzten erweiterten Wahlrechts seine eigene Nichtwiedererwählung war. Die parlamentarische Beredsamkeit sinkt, und die weitere Entwicklung solcher Zustände besteht eben wieder in Einführung sogenannter Progressivsteuern und mehr oder weniger maskirten Vermögens-Beraubungen. Der Ausbruch von Bürgerkriegen ist nur noch eine Zeitfrage [14]). Alle parlamentarischen Einrichtungen bergen eben die Gefahr in sich, daß Perioden unbefestigten Herrschaftsbesitzes in Staaten wieder eintreten, die über dergleichen bereits hinaus

waren. Bei Ueberlassung der Herrschaft lediglich an die ungebildetsten Staatselemente ist überhaupt wirthschaftliche, religiöse, politische rc. Pöbelhaftigkeit unvermeidlich. — Alle solche lediglich aus Gemüths- und Leidenschafts-Wahlen hervorgegangenen Parlamente neigen überdies stets zu Kurzsichtigkeit und Knauserei; in letzterer Hinsicht suchen sie stets das Gehässige der Auferlegung von Steuern von sich abzuwälzen. Bei allen denkfähigen Zeitgenossen lebt wohl noch die preußische Confliktszeit in schaudernder Erinnerung, wo ohne die ungeheuerste Energie unseres großen Kaisers und seines gewaltigen Ministers die deutsche Einheit durch Knauserei Schiffbruch gelitten haben würde. Es kann keine vernichtendere Kritik eines solchen Leidenschafts-Parlamentarismus geben, als daß die Wahl Moltkes, eines Mannes, der allein so viel werth ist wie ganze Reichstage zusammengenommen, im gegenwärtigen deutschen Reichstage beinahe für ungültig erklärt werden mußte. Nichts kann mehr darauf hinweisen, daß das gegenwärtige Leidenschafts-Wahlsystem einer Ergänzung durch ein zweites die verständige Ueberlegung ermöglichendes bedarf, mittelst dessen intelligenten fachkundigen Körperschaften (Handels- und Gewerbekammern, der höheren Generalität, den höchsten Gerichtshöfen und Unterrichts-Anstalten rc.) ein Recht zur Absendung von Abgeordneten aus ihrer Mitte einzuräumen wäre [15]). Jene preußischen Conflikts-Doctrinäre und -Philister folgten und folgen bekanntlich noch der Theorie von spießbürgerlichen Juristen, deren Weltweisheit sich nicht träumen läßt, daß es etwas Höheres gebe, als ihre bornirten Rechtsdüfteleien; für sie ist daher der Staat nichts weiter als eine Rechtsinstitution, in die auch auswärtige Verhältnisse etwas hineinragen; natürlich läßt sich das „wahre" Recht und der „wahre" Sinn eines Gesetzes ihrer Meinung nach zweifellos feststellen und sie pochen deshalb z. B. shylockmäßig auf den Schein des vollen Budgetrechts und schwärmen für diese und ähnliche Abstraktionen. Sie werden wohl über ihre Bornirtheiten gründlich erst hinauskommen, wenn sie einsehen, daß Rechts- und Staats-Lehre zu den Geisteswissenschaften gehören, in denen kein Wissen stattfindet, sondern die Entscheidungen auf Takt beruhen, und daß man daher für die Praxis des Vertrauens und der Autorität darin nicht entbehren kann und sie solchen Persönlichkeiten in ausgedehntester Weise zu schenken hat, die in schwierigen Fällen dergleichen Takt bereits gezeigt haben, hingegen wo dieses

Vertrauen gänzlich verloren ist, nur übrig bleibt, das Staatsruder anderen Händen zu übergeben; daß ferner der Staat am wenigsten eine innere Angelegenheit, sondern eine ihre Spitze gegen Auswärtige kehrende ist, und die inneren Fragen nur Appendix der äußeren Politik sind, nicht aber es sich umgekehrt verhält. Mit Recht hat Treitschke hervorgehoben, daß „die unterirdischen Arbeiten", welche zur Herstellung des Zollvereins führten, einem Parlamente gegenüber schwerlich durchzuführen gewesen wären und daß ebenso die großen Lasten und Opfer, welche die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht erforderte, von einem solchen kaum erlangt sein würden [16]. Besonders gegen den Zollverein, der in Jahrzehnten anfänglich keine Fortschritte machte, würde man sicherlich des Tadelns kein Ende gefunden haben, und die Zeitgenossen erinnern sich wohl noch der Afterweisheit, welche die Welcker und Consorten dawider in süddeutschen Kammern debitirten, als es schon verhältnißmäßig leicht war, seinen Werth zu begreifen.

Die vielgerühmte Selbstverwaltung ferner erzieht das „Volk" ebenfalls erfahrungsmäßig nicht zur Mäßigung. Es ist bemerkt worden, daß seit 1808 in Preußen für die Städte eine sehr ausgedehnte Selbstverwaltung bestehe und dennoch grade hier die tollsten Radikalen in die Parlamente gewählt würden. Diese Erfahrung spricht sonach dagegen, daß sich mit der Zeit eine Einsicht in die Schwierigkeiten der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten allgemeiner verbreiten werde, sowie daß man hierin mit mäßigen Erfolgen schon zufrieden zu sein und viel Vertrauen walten zu lassen habe. Es ist dies auch allen erwägenden Beobachtungen nach kaum anders zu erwarten: bei noch so weit ausgedehnter Selbstverwaltung kommt doch, wie man bemerkt hat, immer erst auf Hunderte von dazu Berechtigten und Wählenden ein Aemtchen. Zudem wird bei der so sehr vorgeschrittenen Arbeitstheilung selbst das müheloseste, als am Privaterwerb hinderlich, verschmäht und gemieden. Man wählt meist sogenannte Arbeitsinvaliden (Rentiers ꝛc.) dazu. Die Mehrzahl der Menschen bleibt daher stets in öffentlichen Dingen ungebildet. Dazu kommt, daß dieselbe eigentlich nur von wirthschaftlichen und religiös-fanatischen Interessen erregt wird. Die ersteren aber gestalten sich in großen Städten oft recht schwierig, und die politische Unbildung folgt dann in ihrem Unmuthe den die unsinnigsten Freiheits-Versprechungen machenden Demagogen.

Um den Uebelständen einer Herrschaftsweise mit parlamentarischen Einrichtungen zu entgehen, ist man bemüht gewesen, Staatsgerichtshöfe zur Entscheidung von Staatsconflikten zu construiren. Daß, wie bereits oben bei Anm. 13 hervorgehoben ward, Rechtssprüche solcher Gerichtshöfe nur soweit beachtet werden, wie sie den Parteien passen und die Macht zu deren Ausführung hinter ihnen steht, ist noch ihr geringerer Uebelstand; der größere ist, daß es bei politischen Fragen sich in der Regel nicht darum handelt, was Rechtens ist und wie dasselbe sich ermitteln lasse, als was zweckmäßig ist, ein Gerichtshof aber immer nur auf Ersteres sein Augenmerk zu richten hat, die Zerwürfnisse also durch ihn eigentlich so gut wie niemals sich gründlich genug austragen lassen.

Man hat von solchen Gesichtspunkten aus die Frage aufgeworfen, ob man nicht den Staat überhaupt als ein Uebel anzusehen habe, da er derartige und andere Zwangslagen herbeiführe. Allein die Erwägung, zu welchem noch viel stärkeren Drucke Isolirungen von Menschen für sie führen und daß sie solchem Drucke nur durch „Zusammenstehen“ mit anderen wenigstens insoweit zu entgehen vermögen, als sie dadurch Gelegenheit erhalten, nach Einrichtungen zu leben, die ihrem Charakter und demjenigen der ihnen ähnlichen Nachbarn entsprechen, wird doch immer wieder dazu nöthigen, die Staatsverbindung dem „Kriege Aller gegen Alle“ vorzuziehen und sie, selbst wenn als ein unvermeidliches Uebel, so doch nur als das kleinere von zweien anzusehen. Demokratische Phantasten sind aus ähnlichen Gesichtspunkten bekanntlich heutzutage darauf verfallen, daß man alle großen Staaten zu zerschlagen und sogenannte Kantönlis für die einzig angemessenen Staaten zu erklären habe, weil nur in ihnen Jedermann wirklich mitentscheide, nur in ihnen der wahre „Volkswille“ zur Geltung komme. Dergleichen Phantasten beweisen dadurch nur, daß sie jedes Bewußtseins über den Grund der Staatsverbindung, Schutz gegen Auswärtige zu gewähren, ermangeln, ja daß sie weder wissen, es komme auf das bloße „Wollen“ gar nicht an, sondern nur auf das vom Verstande durchleuchtete, noch auch daß ein solches eminent verständiges Wollen immer nur die Eigenschaft einzelner vorzüglichen Köpfe bilde — sowohl nach dem bereits oben citirten sallustischen Ausspruch, wie nach demjenigen Schillers: Mehrheit ist Unsinn, Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen, wie endlich nach

dem Goetheschen, daß die Mehrheit stets aus wenigen entschiedenen Vorgängern bestehe, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren und aus der Masse, die nachtrolle, ohne nur im Mindesten zu wissen was sie wolle, die Menge nie für sich wollen könne und ihr nur gelinge, miserable Urtheile zu fällen.

Uebrigens beweisen die zwei leuchtenden Beispiele Oesterreichs und Brasiliens, obgleich sie nur durch ihre Dynastieen zusammengehalten werden und sonst Ausstellungen genug gegen sie sich vorbringen lassen, wie werthvoll dennoch oft große Staaten sind: ohne ersteres wäre sicherlich die Ueberfluthung Europas durch die Türkenhorden bis in dessen Herz erfolgt, während letzteres offenbar nur durch seine Dynastie vor den Zuständen des spanischen Amerika bewahrt geblieben ist.

Besitzt von allen bisher erörterten Grund- und sogenannten Verfassungs-Fragen der Staatslehre höchstens diejenige, daß die Staatsverbindung eine gegen außer ihr stehende Menschen gerichtete Bedeutung habe, den Werth einer Wahrheit von der Art der beschreibenden Verstandeswissenschaften und ist diese Lehre im Uebrigen schon nach deren bisher betrachteten Elementen in ganz eminentem Sinne eine Vernunftlehre, ihre Praxis, die Staatskunst, daher Sache des Takts und der feinsten Virtuosität Seitens der Leitenden und des Vertrauens zu diesem Takte Seitens der Geleiteten, so sind leider noch nicht einmal hiermit deren schwierig zu behandelnde Elemente erschöpft: es treten unter Anderem noch hinzu die verschiedene Ernährungsweise und der sich in der Arbeitstheilung ausdrückende Kulturgrad des Volks, die Neigungen einzelner Provinzen und Bevölkerungstheile zur Trennung von der Staatsverbindung und die Einmischungsgelüste Auswärtiger, ferner die durch die menschliche Charakteranlage im Allgemeinen gesetzten Partei-Unterschiede und der besondere Charakter eines Volkes selbst; ja sogar die Dauer gesicherter friedlicher Zustände birgt ihre Gefahren. — Die Ernährungsweise eines Jäger- und Hirten-Volks ist offenbar eine ganz verschiedene von der der Ackerbau-Völker und diejenige der letzteren wieder von der von Fabrik-Völkern mit ihren zusammengedrängten tumultuarischen Massen und ihrer schauderhaft unstetigen Ernährungsweise bei fast gänzlich fehlender Einsicht über deren Ursachen und daher ohne jede Vorkehrung dawider. Ebenso verlangt eine weit vorgeschrittene Arbeitstheilung eine ganz andere

Behandlung als einfache Zustände ꝛc. — Die sehr großen Reiche leiden besonders an der Neigung einzelner ihrer Provinzen zur Losreißung. — Die Einmischung Auswärtiger hat sogar schon die Römer zur Erfindung ihrer Regel: divide et impera veranlaßt. Sie verstanden es schon, sich als Beschützer der „Freiheit" in Nachbarländern zu geriren, wie Frankreich seit 1552 als Beschützer der sogenannten deutschen Libertät. Das metternichsche Oesterreich verwerthete das divide et impera bekanntlich in der raffinirten Weise gegen Deutschland, daß es den deutschen Fürsten auf alle Weise die Meinung von ihrer Souvränetät beizubringen versuchte, um sie so von fester Verbindung unter einander abzuhalten und zu gelegentlichem Verspeisen, sowie zu „Compensationsobjekten" geeigneter zu machen. — Ihren Gemüthsanlagen nach zerfallen die Menschen erfahrungsmäßig in die Klassen der Conservativen, Liberalen und Radikalen mit noch vielen Unter-Schattirungen und zwar haben dabei die Klassen von centrifugaler Art, die Liberalen und Radikalen, meist das Uebergewicht. Auch ihrem Verstande nach zerfallen die Menschen in verschiedene Klassen, die man als Doctrinäre (als Prinzipreiter), Tendenzbären und Realpolitiker bezeichnen könnte: die ersteren Alles ohne Unterschied nach der Elle eines ausgeklügelten obersten politischen Grundsatzes bemessend, etwa, daß der Staat ein Vertrag, oder die „Staatsform" der Republik oder Monarchie allen übrigen vorzuziehen sei ꝛc.; die Tendenzbären, um diesen von Heine aufgebrachten Ausdruck zu gebrauchen, sind mehr kleinlicher Art; sie haben ihre nicht das Ganze umfassenden politischen Lieblingsgedanken, an denen sie zäh festhalten, etwa heutzutage volles Budgetrecht oder einzelne sogen. Grundrechte; wie Bären nur nach bestimmten Melodien zu tanzen gelernt haben, so werden sie durch diese „Grundrechte" aufgeregt. Die Realpolitiker neigen dagegen zu Compromissen, zu gegenseitigen Zugeständnissen, zum Abbrechen der Spitzen von schroffen Parteigegensätzen, wodurch sie besonders den fanatisch-bornirten Prinzipreitern zuwider werden. — Der besondere Volkscharakter verlangt noch wieder ganz spezielle Rücksichten: ein leidenschaftliches, aufbrausendes Volk will anders regiert werden, als ein phlegmatisches ꝛc. — Und daß sogar durch den Staat erlangte lang dauernde friedliche Zustände nicht ohne Gefahren sind, ist eine ziemlich bekannte Thatsache, die besonders von Goethe (in Dichtung und Wahrheit) und Hegel (in der Rechtsphilosophie) fein

charakterisirt worden sind. Ersterer bemerkt, daß langer Friede leidenschaftliche sogen. Freiheitsbestrebungen hervorrufe; im Kriege ertrage man die rohe Gewalt so gut man könne.... Im Frieden hingegen thue sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man sei, desto freier wolle man sein &c....— Nimmt man zu allem Diesen noch das Treiben und Wühlen habgierig- und religiös-fanatischer, herrschsüchtiger, ehrgeiziger, gewaltthätiger, verbrecherischer Menschen, die sich zahlreich in jeder Staatsverbindung finden, so erhellt, wie sehr man hier mit mäßigen Erfolgen zufrieden zu sein habe, ja wie in ihr fast unausbleiblich anarchische mit diktatorischen Epochen wechseln werden, und zwar um so schneller, je roher, gewaltthätiger und zu gegenseitiger Duldung und Nachgiebigkeit ungeneigter die darin verbundenen Menschen sind. Vielleicht nur durch eine weit verbreitete, zur „öffentlichen Meinung" gewordene Einsicht über die Natur der Staatslehre als einer bloßen Vernunftlehre und die sich daraus ergebenden, zu maßvollem Verhalten bestimmenden Consequenzen wird sich eine Milderung dieser Gegensätze erhoffen lassen. Es lehrt alle Erfahrung hiernach, daß „keine Staatsform für die „Freiheit" eine absolute Garantie gewährt und kein Verfassungs-Mechanismus ein Volk vor den Folgen seiner eigenen Verderbtheit schützt" (Hundeshagen). Nur das wird sich kaum verkennen lassen, daß alle Völker auf die Länge der Zeit der ihrem Charakter entsprechenden Staatsform nicht zu entgehen vermögen und jede blos ausgeklügelte, aber unangemessene ein Stück Papier bleibt vom Winde verweht: die Franzosen bedürfen Despotismus gepfeffert durch lettres de cachet, Cayenne und jetzt Neukaledonieen, und gemildert durch Chauvinismus und gloire; die Polen offenes, die Deutschen latent bleibendes nie poz volam, orientalische Nationen als magna charta despotisme tempéré par l'assassinat &c.

Trotzdem es hiernach ein Wissen im Sinne der Verstandes-Wissenschaften über politisches Handeln so gut wie gar nicht giebt, wird man sich doch zu entschließen haben, eine Staatslehre aufzustellen; nicht sowohl um davon eine unbedingte, exacte Anwendung zu machen, als sie taktvoll abgewandelt nach den Umständen zu verwenden. Zweierlei wird darin als zweifellos anzusehen und daher in allen seinen Folgerungen festzuhalten sein: einerseits daß die Staatslehre zu den Vernunftlehren gehört, und anderseits, daß die Staats-

verbindung ein Schutzwall gegen das „Ausland“ ist. Durch die Eigenschaft der Staatslehre als einer bloßen Vernunftlehre erscheint jeder Doctrinarismus darin unmöglich: es giebt keine absolut beste Staatsform im Ganzen, keine unverbrüchlichen Staatsprinzipien, sog. Volksrechte u. dergl., im Einzelnen. Die Doctrinärs en gros und en detail, die Prinzipienreiter wie die Tendenzbären, sind unklare Köpfe, die sich die Stellung der Staatslehre im Kreise der Wissenschaften nicht zum Bewußtsein gebracht haben. Alle, selbst die scheinbar sichersten und ausgemachtesten politischen „Wahrheiten“ sind eben nur Regeln, deren Anwendung auf den Einzelfall immer nur Sache des Takts, der virtuosen Geschicklichkeit sein darf. Praktisch stellt sich daher, wie schon oben bemerkt ward, die Sache so, daß man zu Demjenigen, dem man die Staatslenkung in die Hände giebt, Vertrauen haben muß und zwar ein sehr weitgehendes und nicht leicht zu entziehendes und um so mehr, als es durch Erfolge gerechtfertigt erscheint, daß hingegen, wo dieses Vertrauen gänzlich verloren gegangen ist, nur übrig bleibt, sie anderen Händen zu übergeben. Je nach dem Gesittungsgrade der Nationen werden hierin bekanntlich verschiedene Mittel und Wege eingeschlagen: bei roheren Völkern wird die Sache meistens durch Kriegenschaaren (Prätorianer, Janitschaaren 2c.) mehr und minder tumultuarisch entschieden. Ein schon vorgerückteres Gesittungsstadium bekundet es, wenn die Sache im Kreise der herrschenden Familie durch sog. Palastrevolutionen ohne oder mit möglichst geringem „Eklat“ abgemacht wird. Den höchsten Grad von Gesittung bekundet es, wenn man den Staatslenker nur zu nöthigen braucht, sich mit anderen Rathgebern zu umgeben. Hingegen das Mißtrauen wider die Staatslenker zum Staatsprinzip zu erheben, darin die eigentliche Staatsweisheit zu finden und deshalb die Staatslenkung so einzuengen, daß sie sich nicht mehr zu rühren und zu regen vermag, ist eine an Verwirrtheit grenzende Verkehrtheit, der nur Menschen huldigen können, welche keine Ahnung von der Natur der Staatslehre als einer Vernunftlehre besitzen. Viel, ja eigentlich Alles hat zu dieser Verkehrtheit beigetragen, daß man das „Recht“ für etwas durchaus Objektives und sicher Festzustellendes hielt, daher in eine maßlose Ueberschätzung des sogen. Rechtsbodens sich hineinphantasirte, eine Zeitkrankheit, deren Natur jedem Denkfähigen bei Auslegung des ersten besten Gesetzes einleuchten sollte. Weil ferner die

Anwendung aller politischen Regeln und Doctrinen auf den Einzelfall immer nur mittelst politischen Takts erfolgen kann, so verbietet sich damit auch von selbst jedes rücksichtslose Festhalten daran und empfiehlt sich stets ein kompromissarisches Handeln, das deshalb allen Doctrinärs so sehr zuwider ist; es bekundet das eben wieder ihre Unwissenschaftlichkeit, während es ein Kennzeichen des echten Staatsmanns bildet, daß er es verschmäht, extremen Parteien zu huldigen und daß er sich zu sogen. Compromissen herbeiläßt.

Der zweite unverrückbar festzuhaltende Gesichtspunkt aller Staatslehre, daß der Staat der eigentliche Schutzwall gegen das Ausland ist, beruht auf der bisherigen entschiedenen Erfahrung über die Unmöglichkeit und Unthunlichkeit, alle Menschen mit einander zu verbinden und Ein sogen. Weltreich oder auch nur zu große Reiche herzustellen, wie umgekehrt, daß die Staaten erst entstehen oder sich mindestens fester gestalten durch Abwehr oder Angriffe gegen das Ausland. In letzterer Hinsicht beweisen besonders die Beobachtungen von rohen Stämmen, die so gut wie staatlos waren, daß der Krieg fast unausbleiblich zur Entstehung von Staaten führt [17]). Das mag denn auch der Grund sein, weshalb so viele der wichtigsten Regeln der Staatsklugheit auf das Verhältniß zum Ausland Bezug haben, z. B.: si vis pacem para bellum; ab hoste doceri, divide et impera ꝛc. Die Alten hatten es leicht, diese Bedeutung des Staats zu begreifen; bei ihnen wartete des Besiegten regelmäßig Tod oder Sklaverei. Den römischen Heeren folgte stets eine Schaar von Sklavenhändlern; selbst nach völliger Besiegung des macedonischen Königs Perseus trug diese staatskluge Nation z. B. kein Bedenken, um jedem künftigen Aufstande gründlich vorzubeugen, 97 Städte in Epyrus zu zerstören und 150000 Einwohner derselben als Sklaven zu verkaufen; und so ähnlich verfuhr sie überall. Die Reflexion der Alten: homini ex homine plurima sunt mala, mag aus diesem Zustande hervorgegangen sein. Unter den modernen Völkern ist dagegen diese wesentliche Bedeutung des Staats, Schutzwall gegen das Ausland zu sein, durch das mildere Völkerrecht verwischt und unklar gemacht, und es werden dadurch bei ihnen viele schiefe Maßnahmen herbeigeführt. Wir z. B. werden durch die milde Behandlung, welche wir Frankreich nach dem letzten Kriege haben angedeihen lassen, schwerlich etwas Anderes erreichen, als daß es den „Revanchekrieg“ viele Jahre früher

beginnen kann und wird; nicht einmal die Sympathie der Neutralen hat sie uns eingebracht, im Gegentheil, nach Pöbels Art, der stets die Partei des Schwächeren nimmt, mag er auch noch so strafbar sein, haßt man uns nur um so gründlicher, je weniger wir ein Exempel statuirt haben.

Aus der gegen das Ausland gerichteten Bedeutung des Staats ergiebt sich als oberste Regel aller Staatsklugheit, daß er die Wahrung seiner vollen Selbstbestimmung (seiner „Souveränetät") seine erste Sorge sein zu lassen hat, und daß, wenn er hierzu die nöthige Kraft nicht besitzt, er mit seinen Nachbaren sich möglichst eng verbünden muß. Ja, man wird schwerlich irren, wenn man meint, alle innere Politik habe ein Anhängsel der äußeren zu bilden, nicht aber lasse sich, wie die Meinung so vieler Prinzipreiter will, die innere mit völligem Absehen von der äußeren gestalten. Sehr treffend hat deshalb Treitschke gemeint, „wo wäre Reich und Reichstag ohne unser Heer!" Die Thoren, die es gelüstet, daß wir einmal wieder nicht nur Kriegsgreuel erdulden, sondern auch Contributionen in Höhe von 1345 Millionen Francs auf 4 Millionen armer Einwohner zahlen, wie Preußen 1807 bis 1812, mögen anders denken. Jeder Verständige hingegen würde sich freuen, wenn Doktrinärs auf das Schärfste entgegengetreten würde, die sich an der Kriegstüchtigkeit unseres Heeres vergreifen wollten. Männern von der Größe unseres Kaisers oder Moltkes hierin entgegenzutreten ist Ueberhebung.

Durch die Rücksicht auf das Ausland gebietet sich einerseits Pflege der Wehrkraft, anderseits Friede und Ruhe im Innern für jeden Staat umsomehr, je mehr er von mächtigen Nachbarn umgeben ist, besonders wenn sie nach seinem Gebiete Verlangen tragen. Wesentlich aus Rücksicht auf die Stärkung der Wehrkraft ist daher Volkswohlstand, Volksbildung und gerechte Rechtspflege zu fördern; denn alle menschlichen Interessen werden durch die oberste Rücksicht der Erhaltung der Staatskraft beeinflußt. Deshalb wird aber auch der Staat gebieterisch darauf hingewiesen, alle Elemente in seinem Innern, die es auf Unruhen abgesehen haben, oder die gar mit dem Auslande conspiriren und seine ganze Existenz in Frage stellen, mit eiserner Hand zu brechen. Jede Schwachmüthigkeit hierin macht das Uebel nur ärger.

Im Allgemeinen dürften sich zweierlei Klassen von Revolutionen

unterscheiden lassen: Revolutionen aus Zuständen unbefestigten Herrschaftsbesitzes hervorgehend, welche lediglich diesen selbst betreffen, und eigentliche Volksrevolutionen. Die Kämpfe um den Herrschaftsbesitz sind erfahrungsmäßig ein so großes Uebel, daß jedes Mittel, ihr Ende herbeizuführen, immer noch besser erscheint, als ihre Fortdauer. Hier wird übrigens als Regel aufgestellt, daß der Herrscher stets des Grundes seiner Herrschaft eingedenk zu sein habe: er wird die Partei zu begünstigen selten vermeiden können, der er seine Herrschaft verdankt. — Die eigentlichen Volksrevolutionen haben erfahrungsmäßig wohl kaum andere Ursachen als entweder ungünstige Ernährungs-Verhältnisse oder religiösen Fanatismus. Diese beiden Arten pflegen übrigens in Kämpfe um den Herrschaftsbesitz sehr leicht umzuschlagen. Gegen beide giebt es eigentlich nur Ein Mittel: bessere Einsicht; diese lehrt, daß ungünstige Erwerbszustände durch Revolutionen nur verschlimmert werden, und daß der Dünkel irgend einer Religions-Genossenschaft, sich im Besitze der alleinwahren Religion zu wähnen, auf Beschränktheit des Verstandes beruhe. Da aber dergleichen von sich zu sehr eingenommene Sekten für die friedlichen Zustände der Staaten sehr gefährlich sind, und anderseits sich das Aufkommen immer neuer Religionsmeinungen nur mit Mitteln hindern läßt, die schlimmer sind als dieses vermeintliche Uebel, so wird sich die Aufgabe der Staatsmänner stets darauf zu beschränken haben, einerseits jene Einsicht über die Unerweisbarkeit einer alleinwahren Religion zu verbreiten und anderseits die schlimmsten Auswüchse religiösen Wahns rücksichtslos zu unterdrücken; also z. B. Verbrechen unter der Maske der Religion begangen, Verweigerung der Beitragspflichten zum Schutze des Staats 2c. streng zu bestrafen; ebenso den Religionsformen, welche die Existenz von Andersgläubigen als eine Pest, und deren Verfolgung mit Strafen als eine Pflicht ihrer Religion ansehen, in jeder Weise entgegenzutreten: ihrer Hierarchie keine Ansammlung von Reichthümern zu gestatten, ihnen jeden Einfluß auf Unterrichts-Anstalten zu benehmen, ihren Anhängern keine Staatsämter zu verleihen, keine Ansammlung von geistlichen Garnisonen und Errichtung von geistlichen Kadettenhäusern zu gestatten, überhaupt religiöse Aufhetzereien als nicht nur von grundlosester, sondern auch von höchst gefährlicher Art strenger entgegenzutreten, als irgend einer von anderer Art, daher wider dergleichen Hetzer als Verbrecher, ja selbst mit

förmlicher Bekriegung vorzugehen 2c. Denn es bleibt dem Staate gegenüber unduldsamen religiösen Sekten nur die Wahl, sich ihnen gänzlich zu unterwerfen, oder einen Kampf auf Tod und Leben mit ihnen einzugehen; jede solcher Sekten ist eben stets bemüht, alle Lebensgebiete nach ihrem Prokrustesbette zuzustutzen, alles Weltliche in ihre geistliche Tracht zu kleiden.

Bei günstigen Ernährungsverhältnissen werden umgekehrt oft haarsträubende staatliche Zustände ertragen; denn der Spießbürger findet es dabei vortheilhafter, sich mit den Machthabern unter der Hand abzufinden, als sich um unparteiische Rechtspflege und redliche Staatsverwaltung zu bemühen; es läßt sich dies heutzutage besonders aus der Corruption abnehmen, die er in den vereinigten Staaten Nordamerikas duldet. Erst sehr großer Reichthum pflegt auch Theil an der Herrschaft zu verlangen, oder sie sogar, wie die Medizeer in Florenz, an sich zu reißen. Wohlstand macht daher einerseits gegen den Mangel einer geordneten Obrigkeit unempfindlich, wie er anderseits eine solche oft paralysirt und beseitigt, „Rebellen erzieht" (Goethe im Faust).

Diese Skizze dürfte genügen, um die tiefgehende Umwandlung erkennbar zu machen, welcher die Staatslehre dadurch unterliegt, daß man sie einerseits als eine bloße Vernunftlehre auffaßt, und daß man anderseits das menschliche Bedürfniß im Erfahrungswege festzustellen sucht, zu dessen Befriedigung die Einrichtung von Staaten dient und wie sehr in Folge dessen die politische Praxis zu einer Sache des Takts werden muß, bei der man nichts mehr zu vermeiden hätte, als Doctrinarismus jeder Art und nichts mehr zu erstreben, als den Umständen die beste Seite abzugewinnen.

Wohl kaum einer andern Nation möchte es so schwer gemacht sein, das Wesen der staatlichen Verbindung und die Eigenschaft der Staatslehre als einer bloßen Vernunftlehre einzusehen, wie uns Deutschen. Vor Allem fehlte uns die durch nichts zu ersetzende lebendige Erfahrung, einem großen, gefürchteten Gemeinwesen anzugehören, jenes stolze Bewußtsein des civis romanus sum. Selbst einem so klaren Kopfe wie Goethe ward es in Folge dessen schwer, zu erkennen, wo bei uns der Mangel stecke und wodurch z. B. „die Engländer vor

so vielen Anderen etwas voraus zu haben schienen"; er räth auf Abstammung, Boden, freie Verfassung als Ursachen und nur nebenbei kommt er darauf, daß das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohne, seinen Antheil dabei haben möge. Und doch weiß er recht gut, daß wir Deutsche eigentlich nur Privatleute seien, d. h. Menschen von der Sorte, welche ein anderer Dichter durch das Wort charakterisirt: Ein kluger Kopf, ein edler Sinn, ein klarer Blick, drei gute Dinge; doch bringen sie Dir nur Gewinn, führst auch zugleich Du gute Klinge. Erst seit gestern, kann man sagen, seit die Namen unseres Heldenkaisers und seiner Paladine bis in die fernsten Winkel der Erde gedrungen sind, versteht es die Welt, daß die Deutschen auch eine gute Klinge zu führen wissen, daß sie keine bloßen Privatleute sind — und beginnt auch ihnen selbst ein Bewußtsein über den Werth eines solchen Zustandes aufzugehen. Bisher konnte man selbst sehr tüchtige Köpfe ohne Ahnung darüber sehen, daß Macht und Kraft die einzigen wesentlichen Eigenschaften des Staats seien. So berichtet ein Biograph L. Feuerbachs, daß sogar dieser hochbegabte Mensch der Meinung gewesen sei, wir hätten sollen nach Sedan mit den Franzosen nach einer Art höflicher Verbeugung, daß wird so frei gewesen wären, zu siegen, uns vor ihnen auf unser Gebiet zurückziehen. Es war also die einfache Reflexion, daß Straßburg ein Glacis zum Einfall von 100,000 Mann auf unser Gebiet, Metz eine Lanzenspitze stets erhoben, in unsere Flanke gestoßen werden, nicht in seinen klugen Kopf gegangen; es war für ihn das Wort Prinz Eugens eine leerer Schall geblieben, daß Straßburg in den Händen der Franzosen sie stets zu Angriffskriegen reizen werde, und ebenso dasjenige Gneisenaus, es werde die Wiedererwerbung des Elsaß noch Ströme Bluts kosten. Ja selbst der in zwanzig Angriffskriegen wider uns während der letzten drei Jahrhunderte ausgedrückte chauvinistische Charakter der Franzosen und ihre Begehrlichkeit nach dem linken Rheinufer hat ihn von seinen politischen Phantastereien nicht abzubringen vermocht. Warum war er wohl mit so gänzlicher Blindheit für die Existenz eines so gefährlichen Feindes und unsere exponirte Lage ihm gegenüber geschlagen, als weil ihm jede lebendige Anschauung über die Bedeutung eines mächtigen Staats auch für den einzelnen seiner Bürger gefehlt hat und er so in seine Humanitätsduseleien ganz versinken konnte?

Freilich mußte es ihm ganz besonders schwer werden wegen seines Lebens in Baiern; denn grade hier erscheint es schwieriger als in ganz kleinen Staaten, über die Bedeutung des Staats zur Klarheit zu kommen: jener Staat war bekanntlich in seiner vormaligen partikularistischen Stellung nicht groß und nicht klein, nicht stark nicht schwach, nicht selbsthinlänglich, aber mit „Air und Allüren“ von Autarkie, daneben noch mit dem hölzernen Eisen patriotischen Ultramontismus reichlichst verquickt; wie doppelt schwer wird es grade in einem solchem Staate gewesen sein, sich ein gesundes politisches Urtheil zu eigen zu machen! Es bewährte sich auch hier wieder jenes goethesche Wort von der größeren Schwierigkeit, halbe und Viertels-Irrthümer als solche zu erkennen, als ganze und völlige.

Auch die Wissenschaft vom Staat bewährte bei uns recht eigentlich das goethesche Wort, daß sie nur des Lebens Kraft sei, nicht das Leben schaffe, sondern es erst von ihm empfange: selbst ein Spittler versinkt bald von seiner ersten gar nicht übeln Staatsdefinition, daß der Staat permanente Defensiv-Allianz sei, in das Gedüftel über Theilung der Gewalten, beste Staatsverfassung, Justiz- und Sanitäts-Pflege 2c. und nur ganz hinterdrein kommt er auch ein wenig auf die Sorge für den Schutz gegen Auswärtige zu sprechen, anstatt daß man hätte meinen sollen, nach seiner Definition müsse dies Allem vorangehen. Der sonst so klare K. S. Zachariä gründet sogar den Staat auf das Recht, ohne eine Ahnung, daß dieses ihm nur als Vehikel zur Entfaltung größerer Kraft zu dienen habe; und Dahlmann weiß nur zu orakeln, wie die Staatsraupe in idyllischer Friedfertigkeit zum Schmetterling heranwächst, der dann erst bei seinem Fluge zu seiner Ueberraschung merke, daß es noch mehrere seines Gleichen gebe, ohne zu ahnen, daß diesem Schmetterling eben nur im Kampfe mit anderen die Schwingen wachsen, ja sie ihm erst dadurch zu entstehen pflegen. Und was soll man gar zu der folgenden Definition des Staats sagen, die R. v. Mohl noch nach 1871 hat vom Stapel laufen lassen: „Der Staat ist ein dauernder Organismus derjenigen Einrichtungen, welche, geleitet durch einen Gesammtwillen, die Aufgabe haben, die jeweiligen erlaubten Lebenszwecke eines bestimmten und räumlich abgeschlossenen Volkes, und zwar vom Einzelnen bis zur Gesellschaft, zu fördern, soweit von dem Betreffenden dieselben nicht mit eigenen Kräften befriedigt werden können und sie Gegenstand

eines gemeinsamen Bedürfnisses sind"! Wer vermag aus dieser langathmigen Definition auch bei noch so sorgsamem Nachdenken zu entnehmen, welche Bedeutung die Attribute der Souveränetät und Autarkie für den Staat haben? Was für ein unklares Staatsbild muß in der Seele eines jungen Mannes entstehen, der aus den vielgerühmten Mohl'schen Werken seine Staatsweisheit schöpfen wollte! Wahrlich, wenn diese Definition nicht nach der Studirlampe riecht, nicht aus Staatskrähwinkelei entsprungen ist, so existirt nichts Derartiges. Rund, klar und nett nach 1870, wir bitten dringend darum!

Das gewöhnliche Bierpolitikerthum pflegt sich an Rousseau's Gesellschafts-Vertrag und die darin erwähnte volonté de tous zu halten; daß selbst ein Rousseau aber von der volonté de tous noch eine volonté générale unterscheidet und bemerkt, es sei das Regieren eine nicht leichte Kunst, die sehr disparate Elemente auszugleichen habe, das existirt für diese Weisheit nicht. Sie glaubt etwas Außerordentliches zu leisten, wenn sie vom Rechtsstaat ein breites Gerede vollführt, als ob die Verkümmerung jedes selbstständigen Ermessens und Handelns der Staatsexecutive durch gelegte Gesetzes-Fußangeln und haarspalterisches Rechtsprechen die einzige Staatsfunktion wäre. Freilich, wenn man meint, das Recht sei die Verwirklichung der sittlichen Freiheit, wenn man nicht bemerkt, daß nicht blos durch die es beherrschenden Wortklaubereien und das Stolpern über Strohhalme, sonderne auch durch das Jagen nach dem Phantom des unbedingt wahren Rechts sehr oft die unsittlichste Unfreiheit, jene summa injuria in Form des summum jus darin und dabei verwirklicht werde, so kann man sich über solche Spiegelfechtereien nicht weiter wundern. Da giebt es nur noch Eines, das schlimmer ist als dieser Irrthum, die Meinung nämlich, daß man gegen Regierungen niemals genug Mißtrauen hegen könne und deren selbstständiges Handeln bis zur Strangulirung desselben einzuengen habe und daß dies die wahre Staatsweisheit sei. Das mochte sich hören lassen gegen partikularistisches Gebahren. Wider eine Reichsregierung und Männer von der Größe an deren Spitze, wie wir sie jetzt besitzen, ist es widersinnig. Treffend bemerkt Holtzendorff (Prinzipien der Politik S. 67), es sei immer ein Irrthum, wenn man übersehe, daß das Gelingen der Staatshandlungen von der persönlichen Freiheit und Einsicht der leitenden Staatsmänner mindestens in demselben Maße abhänge wie von der

objektiven Richtigkeit der Entwürfe. (Vergl. auch noch ibid. S. 77 und 78).

Der einzige, der unter den Früheren die nach außen gerichtete Bedeutung des Staats unter uns theoretisch unbedingt anerkannt hat, dürfte Goethe sein (in der Note zum westöstlichen Divan mit der Ueberschrift: Regiment). Leider ist dies jedoch viel zu sehr gelegentlich geschehen, als daß man davon hätte Einfluß erwarten können. Unter den Neueren verdient Holtzendorff Erwähnung. Er hebt (a. a. O. S. 223 ff.) sehr gut als Zweck des Staats hervor, daß er bestimmt sei, die nationale Existenz der Völker nach außen zu garantiren, was in den letzten Jahrhunderten in den Lehrbüchern gänzlich übersehen sei. Während man aber hiernach meinen sollte, Holtzendorff werde deshalb die Selbstbestimmung des Staats, dessen Souveränetät, als dessen einzigen oder wenigstens wesentlichen Zweck, und die Macht und Kraft hierzu, seine Selbsthinlänglichkeit, als unentbehrlichstes Mittel zu diesem Zwecke ansehen, verfällt er, man sieht nicht weshalb, darauf, von einem besondern Machtzweck des Staats zu reden und daneben sogar noch andere Zwecke anzunehmen, die an sich mit der Existenz des Staats nichts zu schaffen haben und für denselben nur zur besseren Erreichung seines eigentlichen Zwecks der Selbstbestimmung gegenüber Auswärtigen in Betracht kommen. Holtzendorffs bezügliche Darstellung wird dadurch leider im Ganzen unangemessen und enthält nur im Einzelnen zutreffende Gedanken. Richtige Ansichten über den Zweck des Staats haben dagegen auch unter uns stets die praktischen Staatsmänner gehabt; so neuestens wieder Bismarck in dem großen Worte der Thronrede bei Eröffnung des Reichstags 1874: „Die Regelung der Wehrkraft und Wehrverfassung ist durch die erste Pflicht eines staatlichen Gemeinwesens, Unabhängigkeit seines Gebiets und Beschützung seiner wirthschaftlichen und geistigen Kraft, geboten" — ein Wort, das ebenso kernig den Zweck des Staats wie das Mittel zu dessen Erreichung bezeichnet und für vieles widerliche Gefasel schadlos hält, welches unklare Köpfe über Volks- und Freiheits-Rechte meist mit dem Hintergedanken vollführen, den beendigt gewesenen Kampf um den Herrschaftsbesitz von Neuem zu eröffnen.

3. Veredlungslehren.

a. Die Schönheitslehre.

Am Schönen läßt sich vielleicht am Allgemeinverständlichsten klar machen, daß bei allem Wissen, allem Handeln das schaffende, forschende Subjekt als die Hauptsache, und die aus Natur- und Menschengeschichte entlehnten „Stoffe“ nur als Nebensache anzusehen seien. Während für die Verstandeswissenschaften und ebenso für die Wirthschaftslehre selbst weniger beschränkte Köpfe sich schwer von der Vorstellung losreißen werden, es seien die Produkte der Verstandeswissenschaften und der materiellen Arbeit etwas vom schaffenden Subjekt ganz Unabhängiges, während ferner für die meisten der übrigen Lehren und Handlungen, deren Inhalt lediglich dem Geiste des Menschen sein Dasein verdankt, die substantielle Existenz dieses Inhalts, als sogenannter Ideen (des Rechts, des Staats 2c.) in seiner völligen Unabhängigkeit von dem ihn schaffenden Subjekte beinahe keinem Zweifel unterworfen wird, giebt die Schöpfung von Schönem, besonders demjenigen von plastischer Art, um eine zwar etwas grobe, aber bezeichnende Redensart zu gebrauchen, selbst ungeübten Denkern den Glauben in die Hand, daß das sinnfällige schöne Produkt ohne den hineingelegten Geist des Produzenten ein nonens und nonsens und daß es ganz wesentlich individuell sei, mag auch der Einfluß von Meistern, Schulen, Nationalität und Zeit auf dasselbe erkennbar bleiben; ja daß ein Künstler erst, wenn er gegenüber diesen Potenzen bis zu eigenartigem Schaffen durchgedrungen sei, den Namen eines solchen mit Recht verdiene; daß somit er es erst ist, der dem Stoffe „Gehalt“ giebt, mag auch mitunter in diesem Stoffe schon ein solcher Gehalt liegen und er dadurch „dankbarer“ sein. Treffend sind deshalb die Worte Grillparzers: „Kunst ist die Hervorbringung einer anderen Natur als die, welche uns umgiebt, einer Natur, die mehr mit den Forderungen unseres Verstandes, unserer Empfindungen, unseres Schönheitsideals, unseres Strebens nach Einheit übereinstimmt. Wenn wir dabei die äußere Natur nachahmen, *so geschieht es nur, weil wir unserer Schöpfung auch eine Existenz geben* und sie von einem leeren Traumbild unterscheiden wollen. Selbst die größte Schärfe und Treue in der

Auffassung der Wirklichkeit bringt daher nicht die Wirkung des Kunstwerks hervor, sondern eben die individuelle Kraft, welche der Künstler durch diese Schärfe und Treue dokumentirt". Hiermit wesentlich übereinstimmend äußerte Goethe gegen den Engländer Crabb Robinson auf dessen Lob seiner Beschreibung des römischen Karnevals: „Wir Poeten sind weit mehr Leute der Thatsache als diejenigen, welche nicht Poeten sind, es sich vorstellen. Grade die Wahrheit und Wirklichkeit ist es, welche die Schrift über den römischen Karneval, wo ich Alles, was ich von meinem Balkon aus sah, sofort auf das Papier warf, so populär macht. Unter uns gesagt ist nichts langweiliger als dieser Karneval". Und ebenso äußerte Goethe gegen Eckermann: „Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich".

Fast unwillkürlich wird daher der Betrachter von Schönem darauf hingeführt, die Kräfte (die Neigungen und Anlagen) des Menschengeistes zu erforschen, mittelst deren die Hervorbringung von Schönem bewirkt wird.

Erfahrungsmäßig regen nun zunächst unter den Gemüthskräften (oder wenn man diese Ausdrücke vorzieht: Gemüths-Vermögen oder -Neigungen) eigentlich nur zwei derselben zum Schaffen von Schönem an: der Hang zur Nachahmung und die Neigung für das Ungemeine, das Erlesene und Seltene, die sogenannte Idealitäts-Neigung. Die Nachahmungs-Neigung hat bekanntlich schon Aristoteles als sehr wesentlich für Schaffung des Schönen erkannt oder vielmehr nur herausgefühlt. Die Neigung zur Idealität ist diejenige, welche sich besonders zu allem Neuen und Ungewöhnlichen hingezogen fühlt, dadurch aber auch sehr oft zur Vorliebe für Abstruses, Barokkes à la Pallagonia ꝛc. verführt wird, wenn sie nicht von gut entwickeltem Verstande unterstützt erscheint. Da nun diese Gemüths-Neigungen, wie die tägliche Erfahrung zeigt, bei verschiedenen Menschen verschieden stark entwickelt zu sein pflegen, so entsteht für das Schöne von vornherein ein unendliches Gerede, ob das „Charakteristische" oder das „Ideale" die eigentliche Gemüthsgrundlage des Schönen zu bilden

habe. Dieses Gerede kann natürlich niemals durch bloße Erwägungen („auf dem Deductions= und Constructions=Wege") zu einem Endergebniß gebracht werden, da eben beide „Richtungen" im menschlichen Gemüthe existiren und daher bloße Räsonnementsgründe niemals ausreichen, die eine oder die andere zu beseitigen. So wird denn unendlich hin und her geschwankt, ob das Charakteristische oder das nur Andeutende (bei Goethe oft das Symbolische genannt), das Individuelle und Originelle oder das Typische, der Stoff und Gehalt oder die Form den Vorzug verdiene, letztere beide wiederum mit einer Reihe von Spielarten und Schattirungen: einerseits Romantizismus, Germanismus, Innigkeit, Gemüthstiefe, Buntheit, Mannigfaltigkeit ꝛc., anderseits Klassizismus, Romanismus, Akademismus, Form=Correctheit und =Glätte, Grazie und Anmuth, Einheitlichkeit und Einfachheit ꝛc. Die Charakteristiker klagen die Idealistiker der Schemenhaftigkeit, der Abwendung vom Leben und von der Geschichte, der Naturwidrigkeit, Blutleere, Saft= und Kraftlosigkeit, Magerkeit und Mattherzigkeit, Symbolisirerei und Allegoristerei, der Marmorglätte nnd Marmorkälte, ja der Verschrobenheit, Geziertheit, Geheimnißkrämerei und Unverständlichkeit an und wie sonst noch die Wendungen lauten mögen. Dagegen werfen die Idealistiker den Charakteristikern vor: Alltäglichkeit und Skizzismus, Incorrectheit, Unproportionalität, Mangel an Uebersichtlichkeit und Einfachheit, Sentimentalität, ja Effekthascherei, Rohheit, Plumpheit, Schwulst ꝛc. Kurz der Charakteristiker dringt mehr auf durch Beobachtungen erreichbare „Naturwahrheit", der Idealistiker mehr auf „Apartheit". Selbst in die einzelnen Künste hinein setzt sich dieser Streit fort: in der Plastik der Streit um Vorzug der ganzen Figuren gegen das Relief, des Haut=Reliefs gegen das Bas=Relief, in der Malerei der Streit um Vorzug von Kolorit oder Umriß, in der Musik von Melodie oder Harmonie ꝛc. Und dies wird dann wieder theilweis auf die Dichtkunst im uneigentlichen Sinne angewendet, so daß man auch hier fragt, ob in ihr Umriß oder Colorit das Bessere sei. Ja selbst andere der Schönheitslehre scheinbar ganz fern liegende Lehren werden dadurch in Mitleidenheit gezogen, z. B. hat man den Unterricht in modernen Sprachen für zu wenig „ideal" ausgegeben.

Der ganze Streit läßt sich natürlich nur auf dem Beobachtungswege entscheiden, und zwar hiernach dahin, daß der menschliche Geist

eben beide Vermögen oder Neigungen besitzt und beide deshalb angemessen zu befriedigen sind, eine Diagonale zwischen beiden als Richtschnur zu gelten haben wird: das idealisirte Individuelle und das geläuterte Nachgeahmte, wie Goethe es in dem Gespräch „der Sammler und die Seinigen", wo er dieses Thema abhandelt, ausgedrückt hat, würden als das Endurtheil im Streit zu verkünden sein. Das ist denn auch der Grund, weshalb sich die bedeutendsten Künstler weder bei den Realisten, noch bei den Idealisten ganz unterbringen lassen. Schon Aristoteles bemerkt daher tiefsinnig, die Kunst sei philosophischer und vollkommener (so oder durch die Umschreibung: „folgerechter durchgeführt" dürfte das bezügliche Wort σπουδαῖος vielleicht zu übersetzen sein) als die Geschichte; denn hier waltet der Zufall und läßt z. B. einen Helden nicht an das Ziel seines Strebens gelangen, während sich im Kunstwerke eine folgerechte, vollständige Entwicklung geben läßt. Aus gleichem Gesichtspunkte verlangt Goethe, daß alle Gedichte Gelegenheitsgedichte sein sollten, d. h. angeregt durch ein Wirkliches und es nachahmend, aber ein vervollständigtes und verbessertes Abbild des letzteren. Darin liegt auch die Möglichkeit, daß Künstler so oft den nämlichen Stoff behandeln können, ohne ihre Originalität dabei einzubüßen, vielmehr sogar dadurch, daß sie z. B. die Fabeln ihrer Dramen mitunter selbst wortgetreu aus Denkwürdigkeiten und Novellen entlehnen, die größten Wirkungen erzielen und ihren Darstellungen jenen „Erdgeruch" geben, den kaum die größten Künstler durch ihre Phantasie zu ergänzen vermögen.

In unserer Literatur nimmt bekanntlich der Streit über die Lösung des Gegensatzes von Realismus und Idealismus eine große Breite ein, bereits von Winkemann anhebend, hindurch zu Lessing, Schiller, Goethe, W. v. Humboldt. Ja selbst in unseren Tagen hört er noch nicht auf. Lessing als Idealist meinte, es wäre vielleicht besser gewesen, die Oelmalerei sei nicht erfunden, und Goethe und Schiller haben nach H. Hettners meisterhafter Darstellung in ihren späteren Werken einem antikisirenden Idealismus entschieden zu mißbilligende Zugeständnisse gemacht. Noch verzerrter trat die Geringschätzung der Wirklichkeit in der sogenannten romantischen Schule hervor. Nicht blos jede Wirklichkeit galt ihr als unideal, sondern sie verwarf sogar jede Regel, jeden Unterschied der Künste, jede scharfe Charakter-Zeichnung, jede Bestimmtheit der Composition und ließ nur das

freie Spiel der Phantasie, d. h. die reine Willkür des Subjekts gelten, so daß jede Begeisterung für irgend etwas allemal durch deren Verhöhnung à la Heine wieder aufzuheben als geboten erschien — die berüchtigte romantische Ironie. Nur die unklare Sehnsucht und Stimmung blieb übrig, weshalb denn auch die nebelhaftesten Perioden der Geschichte, das Mittelalter und Indiens Vorzeit, sie so sehr anzogen. Es ist ebenso gewiß nicht zufällig, daß seitdem die reine Instrumentalmusik und die Landschaftsmalerei ein solches Uebergewicht erlangt haben [18]).

Sehen wir nun weiter zu, wie Nachahmungs- und Idealitäts-Neigung sich zu verwirklichen suchen, so wird auch hier zunächst im Allgemeinen zu betonen sein, daß diese beiden Gemüthskräfte die Gestalt der Vernunft erst unter dem erhellenden Lichte des Verstandes erlangen können. Da aber, was zunächst den Verstand anlangt, dieser die beiden Elemente der Wahrnehmungs- und Reflexionskräfte in sich schließt, so wird die Verwirklichung jener beiden Gemüthskräfte auch nur durch starke Verstandeskräfte von beiderlei Art befriedigend erfolgen können. Und zwar läßt sich bezüglich der Wahrnehmungskräfte durch Beobachtung leicht bemerken, daß die Künstler je nach ihren Wahrnehmungs-Anlagen die „Gegenstände" ihrer Kunstwerke wählen: der vorzugsweise mit Formensinn begabte wird Kunstwerke schaffen, bei denen er ihn geltend machen kann; er wird sich als Bildhauer vorzugsweise in seinem Elemente fühlen; wird er dennoch Maler, so wird er das Kolorit über den Umrissen zu vernachlässigen geneigt sein, hingegen der mit Farbensinn vorzugsweise begabte wird sich als Kolorist mehr hervorthun, denn als Zeichner ꝛc.; die Künstler werden überhaupt der Natur ihres Kunstmaterials ihr Recht um so mehr widerfahren lassen, je mehr sie von Haus aus mit bezüglichen guten Anlagen ausgestattet sind oder diese letzteren durch Uebung gesteigert haben. Die Wahl der Kunstmittel hängt daher mehr vom Künstler ab, als umgekehrt, und das Subjekt bildet auch hier die Hauptsache.

Die Gemüthsneigungen des Nachahmungs- und Idealitäts-Hanges in Verbindung mit den Wahrnehmungskräften des Verstandes bewirken nun zwar die Sonderung der Künste in bildnerische und musische und die Mischung beider, die mimischen, d. h. in solche die Raum- und solche die Zeit-Wahrnehmungs-Kräfte, oder endlich solche

die beiderlei Arten von diesen niedrigeren Verstandeskräften zu ihrer Voraussetzung haben. Aber eine einseitige Entwicklung nur dieser Wahrnehmungskräfte in Verbindung mit einer der beiden gedachten Gemüthskräfte kann doch immer nur die Schöpfung von Kunstwerken untergeordneten Werths möglich machen; es läßt sich z. B. bemerken, daß sich Künstler durch große Naturtreue und virtuose Technik auszeichnen; sie lieben es deshalb, in der Plastik schwierige Stellungen und Verkürzungen, in der Malerei desgl. täuschend ähnliche Seidenstoffe, sehr naturwahres Fleisch (z. B. frisch geschlachteter Thiere), oder Miniaturmalereien darzustellen, in der Musik in verwickelten Harmonieen und Fugen sich zu ergehen 2c. Es existirt für solche Künstler eigentlich kein Unterschied von schön und häßlich; sie wollen eben nur ihren Nachahmungstrieb in Verbindung mit ihren gut geschulten Wahrnehmungskräften befriedigen, es fehlt ihnen dagegen an Tiefe des Gemüths und der Reflexion. Anderseits läßt sich beobachten, daß es Künstler giebt, die sich in das Saubere, Graziöse und Zierliche, ja in das Geleckte, Gezierte und ganz Erlesene und Aparte verlieren und dergleichen als höchste Kunst preisen. Die Plastik, Malerei, Literatur und das Kunsthandwerk der Franzosen bietet hierzu überreiche Belege. Sie vermeinen deshalb allein im Besitze von Geschmack und Geist (esprit) zu sein, ohne eine Ahnung, daß ihrem Geiste das Wesentliche, das „Schwergewicht" fehlt, so daß er nur Feingeisterei liefert. Es wird sich daher diese Kunstrichtung für die genauere Beobachtung als beruhend auf einer einseitigen Entwicklung der Idealitäts-Neigung verbunden mit gut entwickelten Wahrnehmungskräften ergeben. Endlich wenn auch beide Gemüths-Neigungen für Nachahmung und Idealität gut entwickelt und beide durch gut entwickelte Wahrnehmungskräfte unterstützt werden, kommt doch dabei nur ein Gemisch von Virtuosität und Apartheit heraus; die betreffenden Künstler werden Manieristen, wenn sie sich mehr an Darstellung der Natur halten, oder Akademisten, wenn sie mehr die Kunstwerke großer Künstler zu Vorbildern nehmen. Kurz, es kommt hierbei heraus, daß „die Sorgfalt sich nach der Natur und großen Meistern zu bilden ohne Genie nur zu einer ermatteten Aengstlichkeit führt, obwohl diese Sorgfalt es doch auch wieder allein ist, welche Anlagen zu größten Fähigkeiten so steigert, daß sie den Weg zur Unsterblichkeit mit Sicherheit ebnen" [19]).

Fragen wir nun, was denn eigentlich zu gut ausgebildeten Nachahmungs-, Idealitäts- und Wahrnehmungs-Kräften noch für andere Geisteskräfte hinzutreten müssen, um den Kunstwerken jenes schon bemerkte Schwergewicht zu geben und den Künstler zu einem wahrhaft großen Künstler zu erheben, so dürfte die Beobachtung zunächst ergeben, daß das eigentliche Centrum aller Kunst die Darstellung von Charakteren, und daß das Thun und Treiben der letzteren in bewegten, erregten Gemüthszuständen, in Aeußerungen ihrer Leidenschaften bestehe. Daher meint denn Goethe (bei Eckermann), es sei dem Dichter angeboren, die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zustände der Seele alle heißen, zu zeichnen, und ihre Darstellung gelinge ihm. Das mag ebenso auch der Grund sein, weshalb jüngere Künstler, ja selbst ganze jugendliche Kunstepochen diese Darstellung von Leidenschaften so sehr zum Hauptgegenstand machen und die „Besonnenheits-Elemente" (der Composition 2c.) darüber zu kurz kommen lassen. So singt denn schon der alte Homer seine Ilias über den Zorn des Peliden; so finden sich heftige Leidenschaften bei Aeschylus, bei Shakespeare in dessen Jugenddramen. So tadelt es Lessing an Corneille, daß er seine Personen wie Furien rasen lasse. Ja eine verzerrte Kunstauffassung hat vor noch nicht zu langer Zeit unter uns alle Compositionsgesetze über Bord werfen und nur für die Darstellung von Leidenschaften allein Platz lassen zu müssen geglaubt. (Grabbe ist bekanntlich ihr Hauptrepräsentant).

Durch ein solches Extrem aber dürfte sich endlich herausstellen, daß es noch eines weiteren Elements bedarf, um Kunstwerken den Stempel höchsten Werths, das Gepräge der „Klassizität" aufzudrücken: man muß an ihnen herausfühlen können, daß der Künstler auch der großartigsten Reflexion fähig, auch sie durch sein Kunstschaffen zu befriedigen im Stande ist; und danach muß sich denn für das vergleichende Nachdenken sein Kunstwerk formell als Einheit, als in sich geschlossenes Ganze, materiell als Abbild, als ein Symbol des allgemein Menschlichen in einer besonderen Sphäre ansehen lassen können; das unterscheidende Denken ferner muß sich formell durch darin enthaltene großartige Buntheit und Contraste der Kunstmittel, materiell durch eben dergl. Buntheit 2c. des Inhalts (etwa der Gegensätzlichkeit der darin vorkommenden Charaktere) befriedigt fühlen; und

das kausalistische Denken endlich muß im Stande sein, einen weit reichenden Causal-Nexus, eine Kette von immer mehr gesteigerten Entwicklungsphasen als in ihm enthalten zu finden, von denen es sich sagen kann, daß sie formell übersichtlich verbunden seien, materiell als erfahrungsmäßig folgerecht erscheinen. — Aber selbst das Alles ist noch nicht genügend: es dürfen diese reflektiven Elemente zwar nicht fehlen, sie dürfen jedoch ebensowenig überherrschend hervortreten; denn merkt man die „Tendenz", die Absicht, wird man verstimmt; das „Reale", die Befriedigung der Perzeptivkräfte, die „Anschaulichkeit", die Sinnfälligkeit muß in Kunstwerken immer die Hauptsache bleiben, der Künstler muß, wie Goethe es ausdrückt, im Besonderen das Allgemeine schauen, nicht zum Allgemeinen das Besondere suchen rc. (Ethisches IV. Nr. 363 der Sprüche in Prosa, Löpersche Ausg.)

Das Kunstwerk muß demnach Dosen von Geisteskräften aller drei Arten, sowohl von der perzeptiven, wie der reflektiven, wie endlich der gemüthlichen Art enthalten und so alle Kräfte des Menschengeistes befriedigen. (Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel pflegen die der gemüthlichen Art bekanntlich pathologische zu nennen und ihre Unentbehrlichkeit sehr zu betonen). Das schließt jedoch nicht aus, daß in verschiedenen Kunstgattungen nicht eine der drei Arten den Reigen führt, wodurch eben epische, lyrische und dramatische Kunstwerke entstehen. Primitive Menschen richten ihr Sinnen und Trachten mehr auf das thatsächlich Gegebene. Daher wird bei ihnen das erzählende Kunstwerk, das Epos kultivirt. In einer ferneren Entwicklungsepoche richtet sich der menschliche Sinn mehr auf das eigene Gemüth: die Kunst wird „subjektiv", „pathologisch", lyrisch. Endlich bei genügender Ausbildung der Reflexion wendet sie sich dazu, Beweggründe, Motive „pathologisch" bewegter Personen zu schildern, Menschen dieser Art gewissermaßen in ihrem Geiste zu belauschen und sie selbst als gegeneinander agirend darzustellen: die Kunst wird dramatisch. Weil im Drama die Reflexion, das „Motiviren" so sehr überwiegt, anderseits aber doch alle Kunst wesentlich auf Anschaulichkeit verstellt ist, so entsteht hier für den Dichter die schwierige Aufgabe, Reflexionen seiner Charaktere ganz aus ihrer Eigenart hervorgehen zu lassen, scheinbar nur sie selbst reden zu lassen und ganz hinter ihnen zu verschwinden, eine Aufgabe, deren Lösung bekanntlich an Shakespeare so sehr gerühmt wird. Anderseits freilich darf in keiner Kunstgattung eine der

drei Arten von Geisteskräften gänzlich vermißt werden. Gottschall hat deshalb sehr triftig gesagt, daß im echten Drama auch Epik und Lyrik mitzuklingen hätten, ebenso wie umgekehrt sich in bedeutenden epischen und lyrischen Schöpfungen schon „Anklänge" zum Drama vorfinden werden; desgleichen im Epos „Anklänge" zur Lyrik, wie denn verschiedene Stellen der Odyssee (z. B. die Schilderung der Heimkehr des Helden) einen fast sentimentalen Charakter an sich tragen. (Das Aehnliche gilt übrigens auch von den Wissenschaften, auch sie sind „solidarisch" verbunden, jede, tiefer erfaßt, führt auf die anderen).

Alle Kunst setzt hiernach ein reiches psychisches Leben voraus, aus dem der Künstler zu schöpfen hat. Goethe (Dichtung und Wahrheit) bemerkt daher, daß erst durch die Thaten Friedrichs des Großen den Deutschen der eigentliche höhere Gehalt gekommen sei. Darin mag es denn auch liegen, daß wohl die bildende Kunst aus dem reichen Inhalte der Dichtung unendlich zu schöpfen vermag, da das Wort die Psyche in einem solchen Umfange zu schildern im Stande ist, wie kein anderes Kunstmittel, das Umgekehrte hingegen nie recht gelingen will. Die bildende Kunst ist eben zu sehr auf den „prägnanten Moment" eingeschränkt, und ein Cyclus von Bildern immer nur ein ungenügendes Surrogat zu dessen Erweiterung, gegenüber dem Kunstmitel des Wortes.

In ähnlicher Weise wie die Schöpfung des Kunstwerks und seiner Gattungen sich als Erzeugnisse der menschlichen Psyche wahrnehmen lassen, ist dies auch für allen weiteren Inhalt der Kunstlehre möglich: so werden die Arten der Gattungen, die tragischen, humoristischen, rein edlen und rein tadelnden (satirischen) Kunstwerke ebenfalls aus Beschaffenheiten der dabei auftretenden Seelen sich begreifen lassen: tragisch ist es, wenn ein Edles als mit Fehlern behaftet dargestellt wird, an denen es, unser Bangen und Mitleid erregend, untergeht; humoristisch wenn umgekehrt ein Werthloses doch einzelne gute Eigenschaften besitzt, so daß man auch solche Käuze erträglich findet und mehr mit ihnen, als über sie lacht (wie man von Shakespeares komischen Personen treffend bemerkt hat); rein edele (heroische) Personen ferner erregen unsere Bewunderung in ihrem Kampfe, und schließlich unsere Befriedigung, daß sie darin siegen; und rein Nichtiges endlich reizt unseren Spott, unsere Satire und es erfreut uns

seine Abfertigung. Diese zu geringe Theilnahme, welche wir dergl. Personen letzterer Art nur zu widmen vermögen, macht dieselben im Drama so gut wie unmöglich. Schon Aristoteles will deshalb im Lustspiel nur eine geringere Dosis von Fehlerhaftigkeit an den dargestellten Personen zulassen. — Aehnlich werden auch die drei verschiedenen Arten des Humoristischen und Satirischen aus verschiedenen Geistesanlagen zu erklären sein: die Aufschneiderei (Münchhausiade), die Possenreißerei und die Schalkheit (Neigung zum Mystifiziren, zum „Foppen"). Diese drei Formen des „Lächerlichen" kannten schon die Griechen; sie unterschieden den *ἀλαζών*, *βωμολόχος* und *εἴρων*. Daß diese Unterschiede in den Reflexionskräften ihre Wurzel haben, wie die des Humoristischen und Satirischen in den Gemüthskräften, liegt nahe; ebenso, daß es ungenügend ist, von einem Gegensatze des Tragischen und Komischen zu sprechen, da es nur eine ernste und eine heitere Kunstweise giebt, jede aber wieder zerfallend in die zwei oben angedeuteten Unterarten des Tragischen und Heroischen und des Humoristischen und Satirischen.

Aus den verschiedenen Entwicklungsepochen und den verschiedenen Vorstellungen, die in der Menschheit gewaltet haben, erklärt sich ferner theils der verschiedene Stil, theils aber auch die Veraltung von Kunstwerken. So müssen wir uns in die Vorstellungswelt griechischer Dramen (z. B. von Sophokles Antigone), ja selbst mitunter auch schon Shakespeares erst künstlich wieder hinein versetzen, um sie zu genießen 2c.

Alles dies wird genügen, um zu zeigen, wie weit eine zu den beschreibenden Naturwissenschaften gehörige Psychologie in das Wesen der Kunstwerke einzudringen vermag. Sie setzt uns höchstens in den Stand, deren Daß, die in ihnen pulsirenden Geisteskräfte zu erkennen; sie giebt uns aber keinen Maßstab, in welchem Grade jede der darin lebenden Geisteskräfte sich dabei betheiligt finde und ob ihre Mischung in gehöriger Harmonie statthabe. Kurz, wie man auch die Hülfe einer zu den beschreibenden Naturwissenschaften zu zählenden Psychologie bei Ergründung der Kunstlehre verwenden mag, am Ende stellt sich die letztere doch als eine Vernunftlehre heraus, bei der es auf Takt und Feingefühl, hier Geschmack genannt, ankommt, um über den Werth eines einzelnen Kunstwerks das letzte entscheidende Wort nach Jury-Art in einem Schwurgericht zu sprechen, mag auch

so zu sagen dessen Knochengerüst (die einzelnen Geisteskräfte, die es produzirt haben) noch so richtig diagnostizirt worden sein. Die Schönheitslehre hat vor anderen Vernunftlehren hierin nur den Vorzug einer gewissen sinnfälligen Deutlichkeit, indem man auf Grund von anderweiten Erfahrungen wohl aus Kunstwerken ablesen kann, daß Perzeptiv-, Reflektiv- und Gemüths-Kräfte bei deren Schöpfung mitgewirkt haben, ja sogar ob die eine oder andere Art dieser Geisteskräfte etwas mehr als die andere, daß aber doch eine ganz genaue, eine exacte Abmessung dieses Grades der Mitwirkung nicht gegeben zu werden vermag und somit fast noch weniger, ob eine harmonische Betheiligung aller Arten von Geisteskräften dabei stattgefunden habe, so daß eine eben solche harmonische Befriedigung aller Arten von Geisteskräften für ihre Genießer und Beurtheiler möglich gemacht werde. Dies wird vielmehr immer „Geschmackssache", immer Sache des feinen, durch vieles Sehen und Hören von Kunstwerken allerdings steigerungsfähigen Taktgefühls bleiben. Es gilt also auch hier in gewissem Sinne der Satz, daß von der Theorie zur Praxis kein unmittelbarer Uebergang möglich, die Theorie immer nur Lehre, nicht Wissenschaft sei.

b. Die Religionslehre.

Während die übrigen Vernunftlehren ihren Inhalt durch eine zu den beschreibenden Verstandeswissenschaften gehörende Psychologie wenigstens in einen gewissen Umfange fester zu begründen vermögen, ja einige derselben auch noch durch statistische Daten und sonstige zuverlässigere Erfahrungen eine festere Begründung erhalten, fließt für die Religionslehre jene psychologische Quelle nur sehr spärlich und versiegt die zweite und dritte ganz. Ihre Gemüthsbasis liegt in der Zuversicht der Menschen, daß es einen über Menschenkräfte, oder wenigstens über die gewöhnliche Menschenkraft hinausgehenden Beistand für die Fortdauer oder Wiedererlangung von Zuständen gebe, die sie für Glück ansehen, und daß man sich diesen Beistand höherer Art zu verschaffen vermöge; der Verstand aber vermag zur Erhebung dieser Zuversicht zur Vernunft nur wenig beizutragen. Er vermag nur zu erkennen, daß es in der Welt, so weit er sie begreift, im Großen und Ganzen wohlgeordnet, „gesetzmäßig" zugehe, ja daß dies nach

gewissen Anzeichen sogar in noch höherem Maße der Fall sein dürfte, als er es bis jetzt zu ergründen vermocht hat; und er vermag hieraus nur den Analogieschluß zu ziehen, daß es sich für die Menschen und ihre Schicksale ganz ebenso verhalten werde, daher auch für ihr wahres Wohlergehen, in so weit sie selbst es herzustellen zu ohnmächtig sind, ganz ebenso zweckmäßig gesorgt sein werde, wie für die Welt im Ganzen und Großen. Der Verstand kann also, wenn auch nicht mit Gewißheit unterschreiben, so doch nichts dagegen haben, das biblische Wort gelten zu lassen, daß kein Sperling vom Dache falle ohne Gottes Willen, oder jenes andere Wort:

Woher ich kam, wohin ich gehe weiß ich nicht,
Doch dies: Von Gott zu Gott! ist meine Zuversicht,

oder endlich ebenso den Ausspruch Friedrichs des Großen: Ich kenne Gott nicht, aber ich verehre ihn. — Der Verstand muß dies um so mehr gelten lassen, als er anderseits nicht zu beweisen vermag, es sei die gegentheilige Annahme die richtige oder auch nur die wahrscheinlichere. Aber über diese enge Schranke hinauszugehen kann er auf keine Weise gestatten. Er wird vielmehr dem verstorbenen bekannten Politiker Twesten zustimmen müssen, wenn dieser erklärt: „Ueber die Erkenntniß Gottes, die Hoffnung oder wohl gar die Beschaffenheit einer anderen Welt können wir auch nicht einmal meinen ohne den Weg zu Hirngespinnsten zu nehmen“. Jede (bestimmte) Vorstellung darüber bleibt eben für den Verstand unerweisbar, wenigstens bis jetzt und wahrscheinlich auch für immer, es sei denn, daß unsere Verstandeskräfte eine bisher noch gar nicht zu ahnende Erweiterung erhalten. Die Religion hat sich daher nach dem bekannten Lessingschen Ausdrucke auf die Ergebenheit in Gott einzuschränken, um das Wähnen darüber, in welches historische Religionen oft verfallen, zu vermeiden. Mit dieser Einschränkung aber wird man selbst dem verflossenen preußischen Kultusminister Mühler zustimmen können, wenn er meint, daß das Geschöpf keinen Anspruch an den Schöpfer habe, obwohl er dies vielleicht anders verstanden haben wird, etwa dahin, daß er persönlich direkt aus Gottes Kabinete eine Spezial-Instruction über Auslegung dieses Dictums besitze und zu ihr eine Ausführungs-Verordnung zu erlassen wohl befugt sei.

Von verschiedenen Seiten wird nun jene Ergebenheit in Gott angefeindet. Eine Anschauung, die man die materialistische nennen

kann, meint, das Dasein von Naturgesetzen schließe die Existenz eines übersinnlichen Beistandes gradezu aus; allein offenbar legt diese Anschauung einer solchen Messung der Welt mit ihrer kleinen Menschenspanne zu viel Werth bei; denn zu erweisen, etwa durch Experiment oder auch nur als Gesetz einer beschreibenden Verstandes-Wissenschaft vermag sie nicht, daß die Existenz von Naturgesetzen die Existenz eines über sie hinausgehenden Beistandes in unserem Glück oder unserer Noth unmöglich mache oder unmöglich erscheinen lasse. Wir haben ihr vielmehr auf ihre dreiste Behauptung zu entgegnen: judicium non liquet; deine Vermuthung hat noch nicht einmal den Werth und die Kraft eines Analogieschlusses wie der obige!

Ebenso wenig vermag man anderseits den Behauptungen derer zuzustimmen, welche die Existenz direkter Offenbarungen Gottes behaupten. Für keine derselben ist bisher, um einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, die volle Legitimation geführt; immer kommt man dabei zuletzt auf einen Stifter, Propheten oder wie er sich nennen mag, der behauptet, ihm sei eine Offenbarung direkt von Gott zu Theil geworden, ohne daß er diesen Nachweis in einer für alle Menschen von gesundem Verstande begreiflichen Weise geführt oder hinterlassen hätte.

Noch weniger läßt sich die Beglaubigung der Existenz eines übernatürlichen Beistandes durch den Glauben an Wunder als geführt ansehen; jedes Wunder, so oft ein solches auch behauptet worden ist, hat sich als vor der Prüfung durch den Verstand nicht bestehend erwiesen. Es wäre aber grade die fortdauernde und für alle Menschen erkennbare Bestätigung durch dergleichen Wunder für den Verstand nöthig, damit er an sie zu glauben vermöchte.

Kaum mehr werth ist die Behauptung von Theologen, daß die Religion eine Weise des Gefühls und keine Wissenschaft sei. Dann wäre ja jede noch so verrückte Weise eines solchen Gefühls gerechtfertigt: der Molochdienst, der neugeborene Kinder in die Arme einer glühend gemachten ehernen Bildsäule als Opfer legte, wie die verschiedenen Sorten von Priapismus und Verstümmelung, die Zermalmungen durch den Götterwagen in Dschagernauth 2c., Alles sind offenbar „Gefühlsweisen", mögen sie auch noch so „historisch", noch so sehr „gewachsen", noch so wenig nachweisbar „gemacht" sein. Solche X für U muß sich der gebildete Mensch offenbar verbitten.

Wir haben ein volles Recht, unseren Verstand in allerschärffster Weise dawider in den Kampf zu führen und in den Zuruf auszubrechen: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft &c.

Von etwa gleichem Werthe ist der Glaube an Autoritäten. Sollen wir etwas für wahr halten, weil sehr Viele daran geglaubt haben, oder weil es Priester für wahr erklären? Und grade in dieser Lehre, wo es auf eigene Ueberzeugung so sehr ankommt? Da wird wohl von jedem Denkfähigen eine bessere „Legitimation" mit Recht verlangt werden können.

Ebenso wenig können wir auch das schon oben (S. 5) erwähnte ästhetische Rezept von David Strauß billigen, welches derselbe als Ersatz für verlorenen Dogmenglauben empfohlen hat; denn die Neigung zur Hoffnung auf übernatürliche Hülfe und Wohlgeordnetheit der Welt ist eine ganz andere Gemüthskraft als die Neigung für Erlesenes oder für geläuterte Nachahmung von Naturobjekten; das wäre grade so wie wenn man für einen verloren gegangenen lieben Menschen uns empfehlen wollte, dessen Kleider, womit er sich schmückte, als seinen Ersatz anzusehen.

Ein weit schlimmerer Gegner ist der s. g. Pessimismus, wie er sogar als Religionssystem (im Buddhismus) existirt und in neuerer Zeit besonders beredt vom Philosophen Schopenhauer gepredigt worden ist. Dieser Pessimismus liebt es, Alles ganz schwarz zu sehen, wie jener religiöse Optimismus Alles rosenroth sieht. Gegen ihn wäre zu sagen, daß er doch nur eine individuelle Gefühlsweise sei, die nicht erwiesener erscheine als die umgekehrte des Optimismus, so daß er höchstens verlangen könne, man solle zwischen ihm und dem Optimismus die Diagonale ziehen. Ja, da die Welt für den tieferen Verstand sich nicht als ein solches völliges Chaos von Unsinn und Greuel erweist, wie er es behauptet und für seine Behauptung auch bedarf, und man zu der Vermuthung recht vielen Grund hat, es werde einem schärferen Verstande gelingen, die Wohlgeordnetheit der Welt noch besser zu erkennen, als es dem menschlichen ungenügenden Verstande bisher möglich war, so würde man schließlich doch mit mehr Fug auf die Seite des Optimismus zu treten haben.

Es liegt nun nach der ganzen bisherigen Erörterung auf der Hand, daß alle religiösen Dogmen, alle Riten und Ceremonieen vom

wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus als für den Kern der Religion unwesentlich erscheinen müssen; alle enthalten präzisere Vorstellungen über göttliche Dinge und Hülfe, als ein wissenschaftlicher Nachweis sie zu rechtfertigen vermag. Aber einestheils ist das Uebrigbleibende, hoffnungsvolle Ergebenheit in Gott, eben doch der Kern aller Religion, und muß daher dem wahrhaft Religiösen vollkommen befriedigend erscheinen, anderseits erwachsen von diesem Standpunkte aus sogar sehr große Vortheile. Es ist vor Allem eine entschiedene Zurückweisung aller religiösen Anmaßungen, dieser größten Plage, unter welcher die Menschheit bisher geseufzt und gelitten hat, möglich: jeder, der behauptet im Besitze einer weitergehenden religiösen Gewißheit zu sein, muß entweder für einen unwissenschaftlichen Fanatiker, oder für einen hochmüthigen, herrschsüchtigen Kopf erklärt werden, der wohl gar ränkesüchtige Nebenabsichten hegt, und ist er Feind religiöser Duldsamkeit darf gegen ihn mit den härtesten Mitteln eingeschritten werden. Es darf im öffentlichen Interesse nicht blos die Ausübung von Verrücktheiten und Widernatürlichkeiten als Religions-Vorschriften, sondern auch von Verfolgung Andersdenkender und Verkündigung von Dogmen, die eine solche als religiös-lobenswerth erscheinen lassen, untersagt werden. Maßnahmen zur Erhaltung des religiösen Friedens sind daher gegenüber den Prätensionen maßloser Religionsfreiheit nicht blos mehr eine harte bürgerliche Unentbehrlichkeit, sondern besitzen auch eine wissenschaftliche Rechtfertigung.

Aber nicht allein diesen negativen Werth hat der gewonnene Standpunkt, er hat auch den positiven eines Maßstabs für den relativen Werth aller Religionsformen; denn wenn auch nicht mehr darauf ausgegangen werden darf, zu entscheiden, welches denn die einzig und allein wahre Religion sei, so läßt sich doch sagen, daß je mehr eine Religionsform auf Riten und Dogmen Gewicht legt, um so größer ihre Werthlosigkeit erscheint. Von der Gebetmühle der Kalmücken bis hinauf zu dem spirituellsten festen religiösen Bekenntniß — es sind unzählige Stufen religiöser Würdigkeit, aber unbedingt werthvoll ist selbst die höchste nicht, wenn sie die Form einer ganz präzisen Vorstellung über Eintritt der göttlichen Hülfe annimmt. Daher steht immer noch am höchsten das so gut wie ganz dogmenlose Christenthum Jesu, wie es sich noch aus den ersten Evangelien entnehmen läßt.

Hieraus ergiebt sich ferner die Stellung, welche der wissenschaftlich Gebildete gegenüber bestehenden Religionen einzunehmen hat: er darf gegen alle keineswegs blos gleichgültig sein, sondern hat sich derjenigen anzuschließen, welche bei Festhaltung des bezeichneten eigentlichen religiösen Kerns am wenigsten auf Riten und Dogmen hält und von hier aus auf deren weitere Minderung zu dringen so weit es die allgemeine religiöse Kultur gestattet. Es ist nur jener schon oben (S. 38) zurückgewiesene Idealismus, welcher meint, „auf ein sinnloses Dogma mehr oder weniger komme es nicht an" und dem gegenüber zu sagen sein wird, es sei schon viel gewonnen, wenn auch nur ein einziges wissenschaftlich verwerfliches Dogma die allgemeine Anerkennung oder auch nur die Anerkennung der Denkfähigen verliert. Für einen Anschluß an die nur jeweilig bessere Religionsform spricht übrigens auch der Umstand, daß nur auf diese Weise den kompakten fanatisirten Massen, welche religiöser Wahn oft zusammenballt und die in ihrem Fanatismus das Uebel der Unduldsamkeit und des religiösen Unfriedens wieder zu erwecken vermögen, sich mit Erfolg entgegentreten läßt.

Aber noch aus einem anderen als dem angedeuteten mehr negativen Grunde verdienen religiöse Vorstellungen oft eine Werthschätzung: in ihrem Kerne bergen sie in der Regel Wahrheiten der Moral, die ohne religiöse Umhüllung dem blöden Sinne der roheren Massen ganz unfaßbar geblieben wären. So z. B. würde der edle Stifter der Buddha-Religion, Gautama, die Abschaffung der indischen Kasten für seine zahlreichen Anhänger unter den Hindus gewiß nicht durchgesetzt haben, hätte er dies nicht als religiöse Wahrheit verkündet. Dergleichen Umhüllungen werden für die große Masse oft erst sehr spät entbehrlich. Hiernach werden die religiösen Vorschriften in der Regel auch von denjenigen zu respektiren sein, welche mit ihrer dogmatischen Form nicht einverstanden sind, wie umgekehrt die Moral oft Ersatz für verloren gegangene religiöse Dogmen bieten wird. Es erheischt demnach das Verhalten gegenüber religiösen Dogmen denn doch größere Zurückhaltung als Viele zugestehen wollen.

Aus der Natur der religiösen Riten und Dogmen ergeben sich die Schwierigkeiten, welche die Aufstellung einer Verfassung für eine religiöse Genossenschaft in sich birgt. Je mehr von einer solchen

Genossenschaft Riten und Dogmen betont werden, um so mehr neigt sie erfahrungsmäßig zu Mechanismus und Gedankenlosigkeit, und daß diese letzteren die sichere Etappenstraße zu Aeußerlichkeit, Gemeinheit, Rohheit, Brutalität und schließlich Pöbelhaftigkeit bilden, lehrt eben auch wieder alle Erfahrung. Gehen nun die Organe einer solchen Genossenschaft aus direkten Wahlen aller Genossen hervor, so fühlt sich entweder die konfessionssüchtigere, oder die dogmatisch freisinnigere Partei mit dem Wahlergebniß oder spätestens mit den Beschlüssen der Gewählten nicht im Einklang, und es bröckelt entweder eine s. g. orthodoxe oder eine freisinnige Minderzahl davon ab, wenn sie in ihrer überwiegenden Mehrheit aus den entgegengesetzten Elementen besteht; sind aber beide Elemente in ziemlich gleicher Stärke darin vertreten, so tritt eine Spaltung der Genossenschaft ein, wie man sie erst kürzlich wieder in der französischen reformirten Kirche erlebt hat. Gehen die Organe der religiösen Genossenschaft aber mehr aus indirekten Wahlen und insbesondere aus einer Beschränkung derselben auf die Priesterschaft hervor (Presbyterianismus und Levitismus 2c.), so tritt der nämliche Verlauf erst später ein; denn namentlich eine Priesterschaft hat stets ein großes Interesse an dem Fortbestand einer religiösen Genossenschaft, da ihre Einkünfte und Ehren darauf beruhen. Eine möglichst zahlreiche Priesterschaft, besonders eine ehelose, aus deren Existenz viele Familien (als s. g. Nepoten) große Vortheile ziehen, bietet daher eine starke Gewähr für Fortdauer von religiösen Genossenschaften. Eine fast eben so große und zugleich weniger gesittungsfeindliche gewährt die Ueberlassung eines großen Einflusses auf die Ernennung der religiösen Organe an die bestehenden Staatsgewalten; denn diese haben in der Regel ein großes Interesse an Erhaltung des religiösen Friedens. Während aber der Presbyterianismus und besonders der Levitismus in immer krasseren Ritualismus und Confessionalismus hineinzugerathen pflegen, hat die Einflußnahme der Staatsgewalten auf die Bestellung der religiösen Organe meist die Tendenz, eine Mittelpartei der religiösen Gemeinschaft zufrieden zu stellen; denn dadurch dämpft man einerseits den Eifer der stets zu Verfolgungssucht und also Unfrieden geneigten schrofferen konfessionalistischen Elemente; anderseits vermeidet sie es, daß die Organe der Religionsgemeinschaft zu Feldherren ohne Heer herabsinken, indem die religiösen Organe sich auf der für die Mehrzahl erreichbaren

Höhe in der Dogmenfreiheit erhalten. Leider freilich ist in Deutschland thatsächlich unter Vorgang der verkehrten Richtung Preußens seit 1840, die bekanntlich erst in neuester Zeit wieder verlassen worden ist, dieser dem religiösen Frieden vortheilhafte Modus bei Besetzung von geistlichen Stellen vielfach verlassen worden, indem die Staatsgewalten oft zu glauben geschienen haben, daß sie gar nicht confessionalistisch genug gefärbte Persönlichkeiten dafür finden könnten. Das Ergebniß konnte dann allerdings nicht anders ausfallen, als wie wir es erleben, nämlich, daß die Denkfähigen derartig verwalteten Religionsgenossenschaften den Rücken kehren, oder, was kaum minder schlimm, auf Abhülfe durch kirchlichen Parlamentarismus hoffen; denn dieser führt wegen der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit größerer Massen meist nur zu einem schrofferen Confessionalismus, wo nicht (in Folge des Antagonismus der liberalen und conservativen Elemente) zum völligen Zerfall der Religionsgenossenschaft.

c. Die Morallehre.

Nächst der Schönheitslehre ist wohl kaum in einer anderen Vernunftlehre die Abhängigkeit des Spinnens ihres Inhalts aus den eigenen Gedanken ihrer Urheber so sehr erkennbar wie in dieser Lehre, aber eben deshalb auch gleich sehr die Unzulänglichkeit der Herstellung desselben auf dem Wege des bloßen Deduzirens: die Zahl der Moral-Prinzipien und -Systeme ist dadurch Legion geworden und dabei sind sie natürlich des entgegengesetztesten und unvereinbarsten Inhalts. Fast alle tragen sie den Stempel der Philosophen von der Sorte an der Stirn, über welche Goethe seinen Sammler ausrufen läßt: „Was ist das für eine wunderliche Sache! In sich selbst hinein zu gehen, den eigenen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg?“ Dieser Weg aber hat je nach den verschiedenen Gemüths-Neigungen und Verstandes-Anlagen der System-Urheber zu einem bunten Allerlei geführt: die einen lehren Genuß, die anderen Entsagung, den einen erscheint das Dasein wunderschön, die anderen verzweifeln und sehen Alles pechschwarz, die einen sind Monisten, die anderen Dua- und Pluralisten,

ja Fragmentisten, die einen sind finstere Rigoristen, welche Alles in das Prokrustesbett ihres Systems oder Prinzips zwängen, die anderen gefällige Kasuisten und Sophisten, die über Alles ein Mäntelchen zu hängen suchen, die einen sind Selbstsüchtlinge und erkennen kein anderes Motiv für Handlungen als möglich an, als das Handeln zur Förderung dessen, was sie für eigenes Wohl ansehen, möge auch die Welt darüber zu Grunde gehen, die anderen glauben an Wohlwollen und Gutherzigkeit der Menschen, die einen wollen die Entscheidungen nach dem Belieben (bon plaisir), die anderen nach festen Prinzipien als das Richtige gelten lassen, die einen glauben nur an Freiheit, die anderen nur an Nothwendigkeit und sind entweder Fatalisten oder für Ueberherrschaft fester Naturgesetze; noch andere verquicken die Moral mit dem Recht, oder gar der unklaren Sitte; wieder andere mit der Religion und einer angeblichen endlichen Bestimmung des Menschen, welche natürlich nur ihnen allein ganz klar ist. Vielleicht noch ungenießbarer ist das Ragout derer, die unter dem Namen Ethik ein Gemisch von Erbarmungs-, Gewissens-, Anhänglichkeits-, Pietäts-, Lebens- und selbst Wirthschafts-Lehre feilbieten, oder die wohl gar die Moral in der Aesthetik suchen. Am unklarsten sind die ganz Unbestimmten, welche abgezogene Schemen ohne Gestalt und Farbe, wie die Tugend, die Mäßigung, die Pflicht, die Freiheit als obersten Grundsatz der Moral verkünden, da doch aller Erfahrung nach nur einzelne, oft recht schwer vereinbare Tugenden, Pflichten und Freiheiten existiren, ganz abgesehen davon, daß Pflicht- und Rechts-Gefühle oft der härtesten und erbarmungslosesten Art sind, und Freiheitsphraseurs, wie Oliver Goldsmith seinen prächtigen Vicar sagen läßt, in ihrem Hause und Herzen als die ärgsten Tyrannen erscheinen. Noch nicht genug an diesem Allen giebt es sogar Moralisten, welche das richtige Moralsystem aus der trüben Dämmerung der Mythen, Sagen und Kosmologieen roher, kindischer Nationen und Zeiten, diesen Küchenabgängen dürftiger Menschenseelen, herausklügeln zu können vermeinen, einen Salat, welchen sie dann meist durch sprachforscherischen Essig und Oel schmackhaft zu machen versuchen, anstatt sich an das lichte Rhodos heutiger reich und voll entwickelter Menschen zu halten. Kurz, wenn man dieses Irrlichteliren von Deduzisterei und Historisterei genauer besieht, so ist es immer der Herren eigener Geist, in welchem die Moral sich bespiegelt.

Eine feste Stellung gegenüber diesem Wirrwarr und Durcheinanderschwirren von Stimmen zu finden kann nur der auf sorgfältig beobachteten psychologischen Thatsachen beruhenden Erfahrung gelingen. Und da wird man sich denn bequemen müssen, anzunehmen, daß Thaten wie die des gutmüthigen Negers Eustache, der, um seinem erblindeten Herrn zu dienen, noch in seinem späteren Leben lesen lernte, oder die von Personen, welche selbst in Noth gerathen, um nur Noth der Mitmenschen zu lindern, oder sogar Thiere nicht leiden sehen können, daß solche und ähnliche Thaten auf einem enschiedenen Hange des Menschengemüths beruhen, dem Hange zum Mitleid, zum Erbarmen, der gegenüber anderen Wesen eine spezifische Eigenschaft der menschlichen Psyche bildet. Es ist das die schon in dem evangelischen Gleichniß gepriesene That des barmherzigen Samariters. Mag nun auch dieser Hang bei vielen Menschen schwächer entwickelt, ja bei roheren Naturen gar nicht bemerkbar sein, so lehrt die Erfahrung doch, daß man dies nur für eine Verkümmerung der menschlichen Psyche zu halten und daher dessenungeachtet denselben als Centrum der Moral anzusehen habe. Diese ist somit ihrem Gemüths-Kerne nach Erbarmungslehre. Sie ist aus gleichen Erfahrungsgründen nicht Kennen und Können der Schonung des eigenen Körpers und Bewahrung desselben wider Excesse und Ausschweifungen; denn das ist Sache der Diätetik, der Lebensliebe mit Verstand geübt, wobei Jemand doch recht unbarmherzig sein kann; eben so wenig ist die Moral Kennen und Können von Fleiß und Sparsamkeit, denn das ist wesentlich der Inhalt der Wirthschaftslehre, Erwerbtrieb mit Verstand geübt; sie ist ferner nicht Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe; denn das ist Sache einer besonderen erfahrungsmäßig oft mit recht großer „Hartherzigkeit" verbundenen Anlage und ihrer Steigerung durch Uebung; sie ist eben so wenig Treue gegen Familien und Freunde, denn das beruht auf Anhänglichkeitstrieb mit Verstand geübt; sie ist nicht ein verständiges Halten auf Würde, denn das beruht auf verständigem Selbstgefühl; sie ist nicht Vermeiden von Tollkühnheiten, denn das beruht auf verständig geübter Sicherungs-Neigung; sie ist nicht Achtung der Handlungs- und Erwerbs-Sphäre Anderer und Erfüllung versprochener Leistungen; denn diese Achtung und Pflichterfüllung beruht blos auf verständig geübter, mit Härte und Rigorismus oft genug verbundener Gewissenhaftigkeit; die Er-

barmungslehre aber steht eben höher als solche Gewissenhaftigkeit; denn wenn diese letztere „den Nächsten nur achtet wie sich selbst", so achtet das Erbarmen ihn sogar mehr als sich selbst: es vermag diejenigen zu segnen, welche ihm fluchen und vermag denen wohlzuthun, die es beleidigen und verfolgen, während die bloße Gewissenhaftigkeit oft sehr hart sein kann, weil sie gegen sich selbst ebenso rigoros ist, sich selbst wenig „liebt" und deshalb auch Andere mit dem nämlichen Maße mißt. Es muß deshalb entschieden behauptet werden, daß diejenigen, welche wie Strauß und neuerlichst mit ihm z. B. sogar ein evangelischer Geistlicher Krabolfer (Altchristliche Moral, Berlin Lüderitz) in dem Gebote, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, das Centrum der christlichen Moral erblicken, deren Höhe, wie sie sich aus Matth. 5, 44, dem Gleichniß vom barmherzigen Samariter und aus dem 13. Kapitel des ersten Korintherbriefs ergiebt, nicht gehörig zu würdigen verstehen. Die Erbarmungslehre ist ferner nicht blinde Anerkennung Anderer und Hingabe an sie; denn diese Anerkennung und Hingabe richtig zu üben, sich gleichweit von dem Extrem der begeisterten, enthusiastischen Vertrauensseligkeit, wie des blinden Mißtrauens zu halten, ist Sache einer besonderen mit Verstand geübten Gemüthskraft, der Neigung zum Anerkennen Anderer, welche in ihrem Enthusiasmus oft sogar zu Grausamkeiten zu schreiten vermag, blos weil die für werthvoll anerkannte „Autorität" dergleichen für nöthig oder angemessen erklärt hat. Die Erbarmungslehre ist weiter selbst nicht einmal Demuth und Ehrfurcht mit Verstand geübt, so nahe dies auch mit ihr verwandt sein mag; denn das Erbarmen berücksichtigt auch noch das jedes Verdienstes und Werths als baar und ledig Erkannte, während die Respekts-Neigung der Demuth es nur thut, weil sie eben „Ehrfurcht" vor etwas hat und sich diesem untergeordnet fühlt. Das Erbarmen vermag mit Hamlet zu sagen: Behandle jeden Menschen nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? Noch weniger endlich hat das Erbarmen mit der Aesthetik zu thun, seine Neigung geht vielmehr grade umgekehrt dahin, auch das Alltägliche und in keiner Art Seltene und Erlesene, kurz, auch das „Unschöne" noch gelten zu lassen.

Es wird daher bei einer so von der Beobachtung geleiteten Umschau über die menschlichen Gemüthskräfte unter ihnen nur die Neigung zum Erbarmen, zum Mitleid als Basis und Centrum der

Moral übrig bleiben, und es wird dabei nur noch der häufige un- genaue Sprachgebrauch zurückzuweisen sein, zu sagen: „Mein Gewissen verbietet mir dies oder jenes Harte", wo diese Gemüthskraft, wie etwa bei Schonung von Thieren, gar nicht in Frage kommt, gar keine „Rechtssphäre" zu schonen ist und also nur „Weichherzigkeit", will sagen Mitleidsneigung gemeint sein kann.

Nun entstehen aber eine Reihe weiterer Fragen und Einwendungen. Am wenigsten Beachtung unter diesen Einwänden verdient der erst kürzlich wieder von einem gewissen Zang in einer sogar von der leipziger philosophischen Fakultät gekrönten Preisschrift (über das Fundament der Ethik, kritische Untersuchung über Kants und Schopenhauers Moralprinzip, Leipzig Breitkopf & Härtel) gegen Schopenhauer als Vertheidiger des Mitleids als Moralprinzip geltend gemachte, daß hiermit blos ein empirisches Prinzip als Grundlage der Moral aufgestellt sei. Es erhellt hieraus nur, daß das Geschlecht der wolkenkukuksheimer Philosophen auch noch fast hundert Jahre nach Kants Kritik der reinen Vernunft nicht ausgestorben ist, und daß dergleichen sich trotzdem noch immer nicht dazu erheben können, es seien alle ihre vermeintlichen übersinnlichen, überirdischen Prinzipien und Ideen, mit H. Hettner zu reden, „nichts als die vom Hergang der Sinnes- und Denkthätigkeit abgezogenen Verallgemeinerung des Thatsächlichen und Erfahrungsmäßigen" und zwar, fügen wir hinzu, besten Falls von dem Werthe und Gewichte, welche man „Wahrheiten" der beschreibenden Verstandes-Wissenschaften beilegen kann, minder glücklichen Falls (wenn sie nämlich von ungenügenden Erfahrungen abgezogen wurden) nicht einmal von solchem Gewichte und Werthe.

Eine schwierigere Frage ist schon die, wie sich denn das „Prinzip" des Mitleids zu den übrigen Gemüths- und zu den Verstandeskräften verhalte?

Was zunächst die übrigen Gemüthskräfte (immer einschließlich der Triebe) anlangt, so lehrt die Erfahrung, daß das erbarmende Mitleid die niedrigeren darunter, eben die gewöhnlich Triebe genannten Gemüthskräfte, an einem ungezügelten, hartherzigen, erbarmungslosen Auftreten hindert, also ihr Auftreten „mäßigt". Das nämliche Verhältniß findet auch gegenüber höheren, edleren Gemüthskräften statt; das Erbarmen wird es z. B. nicht „übers Herz brin-

gen", von seinem Rechte in shylockscher Weise Gebrauch zu machen, und wenn das letztere auch noch so gut „verbrieft" sein sollte; das Erbarmen hindert hier also daran, daß nicht das höchste Recht zum höchsten Unrecht werde; es verabscheut den Grundsatz: fiat justitia pereat mundus. Aehnlich verhält es sich gegenüber anderen Gemüthskräften: ungezügelte große Treue und Anhänglichkeit z. B. haben oft, als eine Art hündisches Wesen, zu den größten Schandthaten geführt. Genügend stark entwickeltes Mitleid wird sich zu solchem Gebahren niemals fortreißen lassen. Freilich muß oft auch umgekehrt das Erbarmen durch andere Gemüthskräfte unterstützt oder darf durch sie nicht zu sehr gehindert werden. So kann die Sorglosigkeit (der „Leichtsinn") entschieden gutherziger Menschen oft so groß sein, daß dadurch alle ihre Gutherzigkeit paralysirt wird ꝛc. Ebenso wird anderseits das Erbarmen mitunter durch andere Gemüthskräfte z. B. durch Redlichkeit ꝛc. zu zügeln sein, damit es nicht nach Art des heiligen Krispin Leder stehle, um den Armen Schuhe zu machen. Man hat aus dieser nöthigen Balancirung aller Tugenden gegeneinander oft den Schluß gezogen, es sei die Mäßigung als das Grundprinzip der Moral anzusehen. Mit Unrecht: ohne ein kleines Uebergewicht des Erbarmens über alle einzelnen Tugenden sind diese nur wie schönes Obst mit einem Faulflecken.

Was sodann das Verhältniß des Mitleids zum Verstande anlangt, so dient dieser auch ihm, gleich wie er es allen anderen Gemüthskräften thut, nur dazu, es zu durchleuchten und es so von unverständigen Aeußerungen zurückhalten, also seiner Bethätigungs-Neigung die rechte Bahn zu zeigen. In dieser Hinsicht bewahrt der Verstand das Mitleid vor „Empfindsamkeit"; so ward schon oben bei der Rechtslehre hervorgehoben, daß durch zu milde Strafen erfahrungsmäßig oft die Zahl und Art der Verbrechen gesteigert und daher durch Abschaffung der Todesstrafe nur das traurige Ergebniß herbeigeführt werde, einer größeren Zahl von Unschuldigen das Leben zu rauben, denen es durch Hinrichtung von Mordgesellen erhalten geblieben wäre; hier hat also der Verstand das Mitleid vor unzeitiger Weichherzigkeit zu bewahren, ohne sich natürlich deswegen zugleich der Einsicht zu verschließen, daß die Zeiten des Juristen Karpzow vorüber sind, welcher 20000 Todesurtheile im Laufe seiner rechtsprechenden Thätigkeit fällte. In Bezug auf Anspornung der

Thätigkeit des Mitleids hat der Verstand die Aufgabe, demselben die Erkenntniß wirklichen Elends zu verschaffen. Der Narben lacht wer Wunden nie gefühlt, heißt es treffend in Shakespeares Lear. Wer keine Erfahrungen über das Leben besitzt, wird oft das Elend nicht einmal bemerken, oder es verkehrt zu beseitigen suchen, wie jene französische Prinzeß, die rieth, man solle doch den Armen Kuchen geben, wenn kein Brod zu haben sei.

Dieses anscheinend so einfache Verhältniß des Verstandes gegenüber dem Mitleid hat nun aber von jeher zu seltsamen Auffassungen geführt. Hier steht die Kant's voran, der bekanntlich sehr rigoristisch der Neigung zur Vollbringung des „Guten" jeden Einfluß verweigert hat, es lediglich aus verständiger Einsicht über dessen Zweckmäßigkeit vollbracht wissen wollte, höchstens unterstützt durch ein aus eiskalter Gewissenhaftigkeit hervorgehendes „Wie du mir so ich dir" und eine daraus sich ergebende Gegenseitigkeit der „Pflichten". Sie hat dadurch bekanntlich jenes treffende schillersche Distichon hervorgerufen:

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider aus Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin 2c.

Nicht minder glücklich ist die schopenhauersche Kritik dieses kantschen Standpunkts, indem sie meint, das sei grade so, wie wenn man von einem Künstler verlangen wolle, er solle sein Kunstwerk nur nach Kunstregeln schaffen und dem Triebe zum Schaffen eines solchen jeden Einfluß versagen. Man könnte übrigens hierin Kant mit seinem eigenen Ausspruche schlagen, womit er selbst seine Laufbahn begonnen hat, daß wer etwas erreichen wolle, ein gewisses edles Vertrauen in seine Kräfte setzen müsse; solche Zuversicht belebe alle unsere Bemühungen und ertheile ihnen einen Schwung, der der Untersuchung der Wahrheit sehr förderlich sei. In der That beruht die kantsche Ansicht auf einer unklaren Psychologie: was soll es denn heißen, das „Gute" ohne alle Neigung, lediglich aus Pflichtgefühl vollbringen? Doch wohl vor Allem, daß ich Antrieben, die durch Einwirkung auf mein Gemüth oder meinen Verstand mich davon abhalten wollen, energisch widerstehe? D. h. also einerseits die Gemüths-Eigenschaft einer bis an die Grenze der Hartnäckigkeit, des „Eigensinns" streifenden Festigkeit besitzen und anderseits sich nicht durch Spitzfindeleien und Klügeleien des Verstandes beirren lassen, das

was wir für „gut“ erkannt haben, zu vollbringen, also wesentlich uns durch unsere richtigere Erkenntniß, unseren richtigeren (klareren oder klarer gewordenen) Verstand leiten zu lassen, dabei aber doch die Hülfe des Gemüths nicht zu verschmähen, die ja Kant selbst nach seiner Schrift „über die Macht des Gemüths“ für so wirksam erklärt hat. Ja, man kann noch weiter fragen: Wodurch wissen wir denn, ob diese oder jene That „gut“ sei, als durch unsere bezüglichen Gemüthskräfte in Verbindung mit unserem Verstande? Daß wir aufmerksam, treu, gewissenhaft, vertrauens- und pietätsvoll, freudig, mitleidsvoll ꝛc. und zwar in rechter Weise sind, wodurch anders machen wir es möglich, als daß wir unsere Gemüthskräfte der Sorglichkeit, Anhänglichkeit, Gewissenhaftigkeit, des Vertrauens, des Hoffens und Erbarmens durch das erhellende Licht des Verstandes zur göttlichen Kraft der Vernunft steigern? Also nur ausgestattet mit diesen Gemüthskräften, aber sie geläutert durch Verstand und so von täppischem Handeln nach „Gutdünken“ befreit, werden wir in den Stand gesetzt, „Gutes“ recht zu thun; denn „wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt es nicht leicht zu, das Gute recht zu thun und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre“ (Goethe an Knebel).

Noch merkwürdiger als diese seltsame Auffassung Kants über die angebliche Unzulässigkeit der Neigung zu tugendhaftem Handeln bei Vollbringung dieses letzteren ist die Ansicht des bereits genannten Herbartianers Zang über das Mitleid als Moralprinzip. Er hat in seiner gedachten preisgekrönten Schrift herausgeklügelt, daß das Mitleid nicht blos, wie schon bemerkt, etwas zu Empirisches sei, sondern sogar eine durchaus unsittliche Wurzel habe. Während wir anderen Menschenkinder nämlich mit Shakespeares schon oben angeführtem Ausspruche glauben, daß der Narben lachen könne, wer Wunden nie gefühlt habe, und daß so ein bischen Wissen denn doch zu aller Gutherzigkeit unentbehrlich sei, ja daß selbst der barmherzige Samariter bei dem am Wege von Jerusalem nach Jericho halb todt Liegenden vielleicht vorüber gegangen wäre, wenn er irrigerweise gemeint hätte, dieser Unglückliche leide nicht, sondern genieße durch seine Wunden Schauer des Entzückens, oder daß jene barmherzige Seele ihm vielleicht statt Oel und Wein Essig und Salmiak in die Wunden gegossen hätte, wenn sie so unwissend gewesen wäre, dies für wohl-

thuender zu halten, so weiß uns Herr Zang das Bessern zu belehren. Er meint, wie ein ihm durchaus beipflichtender und keineswegs (wie man wohl vermuthen könnte), ihn ironisirender Rezensent des leipziger literarischen Centralblattes sich über ihn ausdrückt, es beruhe das Mitleid auf der metaphysischen Einsicht, daß die mich von Anderen scheidende Individuation bloßer täuschender Schein des Intellekts, das Ansich des Anderen und das meine Eins und dasselbe, und folglich das Leid des Anderen vielmehr mein eigenes Leid sei, wodurch der ethische, weil uneigennützige Charakter desselben aufgehoben und in sein verwerfliches Gegentheil, die Selbstsucht, verkehrt werde.

Gewiß schwindelt jedem Menschen von gesundem Verstande bei einem so übersichtigen Klügeln der Kopf. Vielleicht daß Herr Zang, sollte er von einem barmherzigen Samariter einmal halberfroren gefunden und von diesem in ein zu heißes Bad zum Erwärmen gesteckt werden, so daß er verbrühte statt erfröre, vielleicht daß er dann zu dem Ausrufe käme: Herr in — Namen, ich danke Ihnen recht schön für Ihre Güte, aber bitte doch, daß Sie mir dieselbe mit etwas mehr Einsicht erweisen! Vielleicht, daß Hrn. Zang auf diese Weise die Einsicht aufginge, daß zum gehörigen Erzeigen von Barmherzigkeit auch ein bischen Verstand ohne „Metaphysik“ von Nöthen sei und daß solch' ein bischen Wissen über die Bedeutung von Wunden und Narben für Schmerz und Leid das Erbarmen unmöglich in Selbstsucht verkehren könne. Vielleicht — vielleicht auch nicht — die Menschen sind eben gar sehr verschieden geartet. Man könnte wie gesagt versucht sein, anzunehmen, jener Rezensent sei einer von der ironischen Sorte; leider ist es nicht so: auch Frauenstädt in seiner Kritik der Zangschen Schrift (Bl. f. lit. Unterh. Nr. 52 pro 1873) mißt letzterer denselben Sinn bei und giebt seinem Erstaunen über die Krönung einer solchen Arbeit durch die leipziger philosophische Fakultät Ausdruck. Man begreift danach die Wünsche, welche hinsichtlich der Gewinnung anderer Kräfte für diese Fakultät in letzter Zeit laut geworden sind; denn wenn derartige Erörterungen den gerühmten Respekt von Herbartianern vor der Erfahrung, ihre gerühmte Reinigung der Begriffe von Widersprüchen durch deren Bearbeitung bekunden sollen, so können Lehrer, welche sie vortragen, offenbar nicht schnell genug durch andere ersetzt werden, und man

wird glauben dürfen, daß Schopenhauer doch nicht grade auf falscher Fährte gewesen sei, wenn er den Stifter dieser Philosophenschule einen Querkopf genannt hat. Man kann füglich fragen, was denn diese heikelen, überwähligen Philosophen als Inhalt der Moral eigentlich gelten lassen, wenn ihnen das Gemüthselement des Mitleids zu empirisch, und selbst dieses wie auch das Verstandes-Element derselben egoistisch erscheint.

Freilich so ganz wird man auch Frauenstädt und seinem Meister Schopenhauer nicht zustimmen können. Der letztere verlangt neben dem Mitleid noch festgefaßte Grundsätze; denn er meint, wir würden ohne solche Grundsätze den antimoralischen Triebfedern, wenn sie durch äußere Eindrücke zu Affekten erregt seien, unwiderstehlich preisgegeben sein; und Frauenstädt meint, obwohl solche Grundsätze und abstrakte Erkenntniß keineswegs die Urquelle der Moralität seien, so seien sie doch das Reservoir, in welchem die aus der Quelle der Moralität (dem Mitleid), welche nicht jeden Augenblick fließe, entsprungene Gesinnung aufbewahrt werde, um wenn der Fall der Anwendung komme, durch Ableitungskanäle dahin (zurück?) zu fließen. Frauenstädt erläutert diese jedenfalls zu sehr bildliche Ausdrucksweise dahin, daß die „Vernunft“ mit ihren Grundsätzen ja das Mitleid nicht wegräumen, sondern es unterstützen, ihm Raum verschaffen, ihm zum Durchbruch verhelfen solle, durch Wegräumung der dem Mitleid entgegenwirkenden antimoralischen Antriebe; diese Grundsätze hätten danach keine größere Macht über den Willen als das Mitleid. Offenbar wird man sich statt dieser unbestimmten allgemeinen Erwägungen besser einen einzelnen Fall klar zu machen haben. Ich werde etwa durch eine wirkliche oder auch nur von mir mit Unrecht als bestehend angenommene Nichtswürdigkeit eines Anderen zum Zorn hingerissen, bin im Begriff ihn niederzuschießen, lasse aber davon ab, nicht etwa aus Furcht, weil ich besorge mit dem Strafgesetz in unangenehme Berührung zu kommen, oder aus Stolz, weil ich mich mit dem „Lump“ nicht befassen mag, oder aus Pietät, weil ich einen meiner lieben Angehörigen, an den ich glücklicherweise denke, dadurch betrübe 2c., kurz, nicht aus irgend einem uneigennützigen oder gar eigenützigen Gemüths-Motiv, sondern lediglich aus einem Verstandes-Grunde. Was könnte der Verstandes-Grund dann wohl anders sein, als die Erinnerung daran, daß ich mir einst in Zeiten

ruhiger Ueberlegung gesagt habe, man müsse das Mitleid als das eigentliche und einzig werthvolle Moralprinzip unter allen Umständen, also selbst im Jähzorn nicht außer Augen setzen, daß also jene festgefaßten Grundsätze in einem *Wissen* über die richtige Moral bestehen? Nun dann ist es eben nicht eine *Gesinnung*, nicht ein *Gemüthsgrund*, sondern lediglich mein gutes Gedächtniß, meine durch letzteres wiedergewonnene Besonnenheit, die mich vor Gewaltthat bewahrte, kurz, ein Verstandes-Element, das mir über meinen Jähzorn hinweghalf. Auch ganz davon abgesehen, daß hiernach dergleichen Grundsätze das Mitleid *selbst* (und nicht blos dessen *verständige* Ausübung), so sehr oder so wenig zum Durchbruch bringen, wie die schnellen Beine des von mir bedrohten eiligst Fliehenden, so dürfte man nach Allem zu erklären haben, daß weder Schopenhauer noch Frauenstädt über den Werth des Verstandes für Ausübung des Mitleids und wie es erst durch ihn zur Vernunft sich erhebe, sich völlig klar geworden seien.

Leiden alle bisher besprochenen Ansichten, sowohl die Kants, wie die der erwähnten Herbartianer, wie endlich die Schopenhauers, theils mittelbar, theils gradezu an einer auf verschiedene Weise falschen Schätzung des Verstandes und seiner dienenden Stellung gegenüber dem Mitleid, so werden sie hierin doch alle von einer Morallehre übertroffen, die auf einer wahrhaft maßlosen Ueberschätzung desselben beruht; es ist dies diejenige der römischen Papstkirche. Die Morallehre der Anhänger dieser Religionsgenossenschaft beruht bekanntlich darauf, daß sie sich nicht blos im Stande glauben, das wesentliche Element (oder die wesentlichen Elemente) alles moralischen Handelns im Allgemeinen im Verstandeswege festzustellen, sondern auch, daß sie (beziehungsweise ihre Geistlichen) im Stande seien, den moralischen Werth jeder einzelnen Handlung so zu sagen bei Heller und Pfennig abzuschätzen und daher auch sogar zu ermessen, ob sie ganz unbedingt vollkommen sei, oder nicht. Sie nimmt deshalb bekanntlich an, daß man gewisse Personen als Heilige zu erkennen vermöge, also als solche, die ganz vollkommen zu handeln im Stande waren; sie hat hiernach bereits einer ganzen Zahl von Personen dieses Prädikat beigelegt und thut es noch mit weiteren dergleichen. Sie meint ferner umgekehrt ebenso, es ließe sich, beziehungsweise wieder durch ihre Geistlichen, ganz genau ermessen, ob und in welchem Grade eine einzelne Hand-

lung sündhaft sei oder nicht. Sie hat deshalb bekanntlich die s. g. Ohrenbeichte eingeführt, wo jeder ihrer Anhänger jede einzelne seiner sündhaften Handlungen dem Geistlichen zu bekennen ꝛc. hat. Sie nimmt also an, daß auch jeder ihrer Anhänger selbstständig (oder doch mit Hülfe des Geistlichen) im Stande sei, über jede einzelne seiner Handlungen ein entschieden sicheres Urtheil zu besitzen, ob sie ganz vollkommen moralisch sei oder nicht. Und sie nimmt endlich an, der Geistliche sei im Stande, für eine begangene „sündhafte“ Handlung eine sie in Zeit und Ewigkeit sühnende Kirchenstrafe festzusetzen. Es liegt außerhalb der Bestimmung dieser Arbeit zu untersuchen, ob dies Alles mit den heiligen Schriften der Christen vereinbar sei. Der echte Protestant glaubt es bekanntlich nicht, nach dem Worte: Richtet nicht ꝛc., und nach dem anderen, daß nur Einer die Herzen und Nieren kenne [20]). Es ist blos hervorzuheben, daß solche Ansichten der römisch-papistischen Moraltheologie mit der Moral als einer bloßen Vernunftlehre völlig unvereinbar erscheinen: ein so exactes Wissen besitzt kein Mensch, weil kein menschlicher Verstand allen Erfahrungen nach dazu ausreicht. Einem menschlichen Verstande kann es nicht einmal gelingen, festzustellen, ob überhaupt eine Handlung durchaus moralisch sei, geschweige daß er gar den höheren oder geringeren religiösen Werth dieser Moralität zu taxiren vermöchte. Offenbar ist diese Moraltheologie hiernach wissenschaftlich nicht begründet und zu verwerfen, möchte sie auch nicht, wie man oft behauptet hat, so leicht zu einem „äußerlich gerecht“ scheinenden Handeln verleiten. (Bekanntlich hat sie aus Anlaß des Tetzelschen die Sündenvergebung in dieser äußerlichsten Weise behandelnden Ablaßkrams zur Empörung des tiefen Luthergemüths über sie geführt). Auch für die Staaten und ihre weltliche Rechtsprechung ist eine solche Moralbehandlung unstreitig höchst bedenklich: fortwährend liest man bekanntlich in öffentlichen Blättern, wie Banditen in Unteritalien und spanisch Amerika für begangene Mordthaten sich erst den dafür auferlegten Kirchenstrafen streng unterwarfen und Absolution suchten, ehe sie an eine weitere mit dem Gefühl der Sündenreinheit gingen und so offenbar die ihrer wartende weltliche Gerechtigkeit für gleichgültig erklärten, es für erlaubt ansahen, sich ihr zu entziehen.

Es liegt bei dieser jedem einfachen Verstande als bedenklich einleuchtenden Sachlage nahe, auf die Frage zu kommen, ob denn

papistischerseits Niemandem diese Bedenklichkeit zum Bewußtsein gekommen sei, Niemand dort bemerkt habe, nicht blos welche Gefahren für die weltliche Gerechtigkeit und den Staat, sondern auch für eine tiefere Auffassung der Moral in dieser ungeheueren jedem einzelnen Priester eingeräumten Machtbefugniß liegen, und daß es doch selbst wissenschaftlich ungeheuerlich erscheine, dem beschränkten menschlichen Verstande der Priester solche übermenschliche Einsicht beizumessen. In der That scheint innerhalb dieser Religionsgenossenschaft selbst Derartiges gefühlt worden zu sein; denn nicht nur sucht man dort den Priestern durch den weitläufigsten Apparat einer sich in die spitzfindigste Casuistik verlierenden und vor der Erörterung selbst der unzüchtigsten Möglichkeiten nicht zurückschreckenden „Moraltheologie“ Unterweisungen in der Abschätzung des moralischen Werths jeder einzelnen menschlichen Handlung beizubringen, sondern selbst sehr freisinnige unter ihren Anhängern nehmen gradezu an, „die Priester empfingen durch die Weihe die Gabe des heiligen Geistes wie die Apostel Jesu, und der Priester sitze im Beichtstuhle an der Statt Gottes des Allgegenwärtigen und Allwissenden.“ Ja nach dem unter dem Namen des ungarischen Fluchformulars bekannten Glaubensbekenntniß, dessen Echtheit leider nicht zweifelhaft sein soll, nimmt die papistische Lehre sogar an, jeder papistische Priester sei größer als Maria, die ihren Sohn beherrschende Gottesmutter; denn er schaffe und opfere Christus indem er wolle und wenn er wolle [21]). Die papistische Moraltheologie scheint demnach durch Zutheilung einer übermenschlichen, übernatürlichen Kraft an den Verstand ihrer Priester dem naheliegenden Bedenken über deren mangelnde Fähigkeit zur Genügung der ihnen gestellten Aufgabe zu begegnen versucht zu haben; es scheint somit, daß selbst bei denen ihrer Organe, die solche Lehren aufgebracht haben, sich die hervorgehobenen Bedenken geltend gemacht hatten und daß durch jene ungemessenen priesterlichen Machteigenschaften ihnen hat begegnet werden sollen.

Es liegt aber auf der Hand, daß jeder etwas geweckterе Verstand sich durch solche Auskunftsmittel nicht beschwichtigen lassen wird: selbst der Buchstabengläubigste wird wenigstens eine durchaus klare und unumwundene Bestimmung des Religionsstifters zu verlangen geneigt sein, daß er den Priestern solche Wissenschaft und Kraft beigemessen wissen wolle. Das mag der Grund sein, weshalb schon

längst (z. B. schon in dem gedachten 1716 gedruckten s. g. ungarischen Fluchformular), dem römischen Papste die Befugniß beigelegt wird, daß Alles, was er gestiftet und anbefohlen habe, es sei in oder außer der Schrift, wahrhaftig, göttlich und selig sei. Anderseits liegt ebenso die Vermuthung nahe, es möge dies der Grund sein, weshalb innerhalb der römischen Kirche die Bestrebungen zur Aufrechterhaltung der Unwissenheit und des blinden Gehorsams sich so breit machen, und weshalb unter ihren Anhängern sich gedankenlose, unwissende Personen in so großen Massen finden, und diejenigen, die zu ihr übertreten, so häufig unklare, zu einem Verständniß des fraglichen Moralitäts-Verhältnisses unfähige Köpfe oder solche sind, die nur persönliche Interessen verfolgen. Wegen dieser wissenschaftlichen Verwerflichkeit der Ohrenbeichte wird man übrigens sagen dürfen, die Meinung über sie bilde ein entscheidendes Kennzeichen des Protestantismus: wer sie vertheidige sei ein Abtrünniger vom protestantischen Prinzip; ihm sei das Bewußtsein über dasselbe völlig abhanden gekommen. So lange hingegen diese Grenzscheide nicht überschritten sei, würde man selbst eine sehr krasse Bekenntnißsucht und sogar einen gewissen Ritualismus noch für Protestantismus gelten zu lassen haben. Wissenschaftlich würde dies dahin auszudrücken sein, daß das Bewußtsein nicht fehlen dürfe, es sei die Moral nur eine Vernunftlehre und keine Verstandeswissenschaft. Unerklärlich bleibt es allerdings, daß die protestantische Geistlichkeit von diesem ungeheuren dem protestantischen Moralprinzip beiwohnenden Uebergewicht über das römisch-päpstliche so gar keine Anwendung gemacht hat. Sie könnte offenbar dasselbe jedem einfachsten Verstande, selbst demjenigen ihrer Confirmanden, einleuchtend machen und diese so vor einem Verfallen in jene wissenschaftlich verwerflichen Lehren mit so großer Sicherheit bewahren; auch der Unterschied der größeren oder geringeren Freisinnigkeit ihrer Parteien dürfte dabei völlig außer Betracht bleiben. Da dessenungeachtet nicht nur hierauf von ihr kein Gewicht gelegt worden ist, sondern sich sogar innerhalb des Protestantismus unklare Köpfe als Vertheidiger der Ohrenbeichte gefunden haben, ohne daß sie für Abtrünnige erklärt worden wären, so scheint in der That das Bewußtsein über die Grundverschiedenheit des römisch-päpstlichen und protestantischen Moralprinzips bezüglich des bei jedem derselben zu Grunde liegenden ganz verschiedenen Maßes der Werthschätzung des

in ihm enthaltenen Verstandes=Elements wenigstens für sehr weite protestantische Kreise gänzlich zu fehlen. Freilich kann dies kaum anders sein, wenn man die erfahrungsmäßige psychologische Grundlage aller Vernunftlehren nicht kennt, oder ignorirt, daß sie sämmtlich auf Gemüthskräften durchleuchtet vom Verstande beruhen.

Bekanntlich aber ist die römische Kirche bei ihrer bedenklichen Lehre bezüglich eines menschenmöglichen exacten Urtheils über den moralischen Werth menschlicher Einzelhandlungen und deren kirchliche Bestrafung nicht stehen geblieben, sondern hat (es wird schwer zu entscheiden sein, ob in folgerechter Entwicklung oder fortgerissen vom Parteigeist) sogar die Stiftung eines religiösen Ordens, der s. g. Jesuiten, sanktionirt, der auch nicht einmal mehr auf die äußere Erscheinung einer menschlichen Handlung Gewicht legt, sondern wesentlich nur nach der guten Absicht derselben fragt, und diese Absicht jedenfalls dann für gut erklärt, wenn die Handlung als zur Verherrlichung der „Kirche“ unternommen anzusehen sei, darüber aber, ob dies der Fall, wiederum der Priester zu entscheiden habe. Diese Art moralischer Casuistik nennt man bekanntlich Probabilismus. Wohin er geführt hat, ergeben bekannte Schriften über die Jesuiten (cf. besonders Ellendorf: über die Jesuiten, Darmstadt 1840 und Buchmann: über und gegen den Jesuitismus, Breslau Gosohorsky). Das Schiefe dieses Probabilismus liegt aber nicht, wie man gewöhnlich meint, darin, daß er (innerliche) Gesinnung und (äußerliche) That auseinander reißt, für die (äußerlich) niederträchtig aussehende That aus der (religiös) löblichen Absicht, durch welche sie wirklich oder doch nach Ansicht des Priesters veranlaßt ward, eine Rechtfertigung, oder wenigstens Entschuldigung derselben herleitet, und daß auf diese Weise jedes sichere Urtheil über den moralischen Werth von Handlungen unmöglich gemacht werde. Vielmehr statuirt grade umgekehrt dieser Probabilismus ein solches Urtheil nur zu sehr als möglich, und er hätte darin auch vollkommen Recht, da es allerdings bei menschlichen Thaten auf die Gesinnung, durch welche sei eingegeben werden, gar sehr ankommt, wenn nur unserem armen beschränkten Verstande ein solches Beginnen und Gebahren überhaupt möglich (und sonach erlaubt) wäre, er die Portion von Verdienstlichkeit (oder Sündhaftigkeit), welche in einer menschlichen Handlung steckt, und gar vollends die kirchlichen (d. h. den Anhängern des römischen Papstes die gött=

lichen) Strafen dafür ganz genau abzuschätzen vermöchte! Das Unterfangen des jesuitischen Probabilismus geht hiernach offenbar dahin, die römische Kirche von dem Fehler, den ihr Luther mit Recht beimaß, dadurch zu reinigen, daß er auch für ihre Moraltheologie die (löbliche) Gesinnung bei einer That über den äußerlichen Schein, welcher dabei obwaltet, erheben will. Nur bringt er sie leider aus dem Regen in die Traufe, weil er sie nicht zugleich von ihrem Grundfehler (πρῶτον ψεῦδος), der maßlosen Ueberschätzung des menschlichen Verstandes, zu reinigen suchte, sondern sich nur um so mehr darauf kapriccionirte [22]. War daher die ursprüngliche Morallehre der „Römisch-Päpstlichen" (Luther) schon, wie oben darzulegen versucht ward, für den bürgerlichen Frieden dadurch bedenklich, daß sie ihren Geistlichen ein Wissen von exacter Art in einer Lehre beimißt, wo kein solches möglich ist und so zu einem Vertrauen ihrer Anhänger auf Sündenvergebung durch kirchliche Strafen verleiten kann, das einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht Stand hält, ja war schon sie einer tieferen Kultur insofern nicht günstig, als sie blinden Gehorsam, den sie verlangt, nur bei unwissenden und unklaren Massen finden wird und daher diese ihr genehmer erscheinen können, so findet beides bei der jesuitischen Wendung ihrer Morallehre in noch erhöhterem Maße statt, und wird diese letztere daher für den öffentlichen Frieden sogar höchst gefährlich; denn es dürfte nach solchen Grundsätzen möglich sein, den schwärzesten Mohr von Niederträchtigkeit selbst ohne „Absolution" noch für weiß zu erklären, wenn nur eine religiös-, d. h. kirchlich-löbliche Absicht seiner That nach Ansicht des Beichtvaters, als die größere Wahrscheinlichkeit für sich habend, annehmbar erscheinen kann; und wo sollte es je dem Parteifanatismus unmöglich sein, eine solche Absicht herauszuklügeln! Mit Grund ist daher der Jesuitenorden aus dem deutschen Reiche vertrieben. Es würde aber auch gegen seine Moraltheologie mit gleicher Schärfe vorzugehen sein.

Muß nun zwar die Möglichkeit einer „exacten", einer verstandeswissenschaftlichen Abschätzung der „Sünden" und verdienstlichen Thaten, ja selbst die exacte Erkennbarkeit beider und Bekennbarkeit aller Sünden als mit der Natur der Morallehre als einer Vernunftlehre unvereinbar angesehen werden, so läßt sich doch anderseits auch der Lehre des extremen Protestantismus nicht zustimmen, wenn er, den Deductionen des Apostels Paulus folgend, (also dessen Verstand

überschätzend) es für unmöglich erklärt, daß menschliche Handlungen den göttlichen Anforderungen an Moralität jemals Genüge zu leisten vermöchten, anstatt sich darauf zu beschränken, daß ein „exactes" menschliches Wissen und Urtheil über einen derartigen Werth unmöglich sei und hiernach die erforderlichen Folgerungen zu ziehen. Eine solche extreme Ansicht hat eben auch in der Praxis zu sehr bedenklichen Folgen geführt. Viel hat zu dieser allgemeineren Annahme der paulinischen Ansicht protestantischerseits beigetragen, daß man das schöne biblische Gleichniß von anvertrauten Centnern nicht genügend beachtete, oder daß man es, mit Goethe zu reden, nicht einsah, es könne Jedermann komplet sein, wenn er sich in den Grenzen seiner Fähigkeiten bewege [23])

Aus diesen Ausführungen wird sich entnehmen lassen, wie dringend nöthig es sei, den Charakter der Morallehre als einer Vernunftlehre niemals zu verkennen und wie sehr man sich zu hüten habe, dieselbe auch nur als eine Verstandeswissenschaft von der beschreibenden Art dieser Wissenschaftsklasse anzusehen.

Von dem gewonnenen Standpunkte aus läßt sich nun das oben bis hieher versparte Urtheil über die Einrichtung des Religions-Unterrichts abgeben. Das kosmologische und mythologische Element jeder geschichtlichen Religion bietet im Ganzen keine Bedenken für staatsbürgerlichen und religiösen Frieden; im Gegentheil, selbst wenn sein Inhalt wissenschaftlich unhaltbar geworden erscheint, bleibt es manchmal sogar wünschenswerth, durch die bezüglichen oft schönen Erzählungen zum Gemüthe zu sprechen. Sie bilden mehr und minder sinnige Hülsen für den religiösen Kern: hoffnungsvolle Ergebenheit in Gott (religiöse Gesinnung) als das Wesentliche aller Religionsformen für jeden tiefer Denkenden. Dieser Kern ist es, der Schiller den bekannten Ausspruch hat thun lassen, daß er aus Religion keine von allen Religionen bekenne, der ebenso im Mohamedanismus den Sufismus hervorgebracht hat; ihn preisen „die Weisen aller Orten, jeder in seiner Sprache". Es ist schon die Jugend auf ihn als das Element, worauf es in jeder Religion vor Allem ankommt, hinzuweisen, um dadurch schon bei ihr die Duldsamkeit gegen Andergläubige zu erwecken. Und hiermit kommt man zum dritten Element aller

Religionen, dem moralischen, dem Verhalten, das sie gegen Nebenmenschen vorschreiben. Dies verlangt offenbar die sorgsamste Ueberwachung. Daß einige religiöse Confessionen in dieser Hinsicht höchst bedenkliche und selbst gefährliche Lehren in sich bergen, wird sich nicht leugnen lassen. Es dürfte hiernach unter Umständen gänzlich zu verbieten sein, diese bedenklichen Lehren zu überliefern oder mindestens nur zu gestatten, dergleichen blos in abgeschwächter Gestalt vorzutragen; denn religiöse Aufreizungen zu Mißachtung der Staatsgesetze oder gar zu Verbrechen dürfen eben keinen anderen Maßstäben unterliegen, als alle übrigen. Es liegt jedoch außerhalb der Grenzen dieser Arbeit, auf die bezüglichen pädagogischen Gesichtspunkte näher einzugehen. Nur das wäre vielleicht von ihrem Standpunkte aus auch hier zu betonen, daß eine Entkleidung der Moral von ihrer geschichtlichen religiösen Hülle keineswegs unbedingt geboten erscheint; im Gegentheil wird sie dadurch oft selbst solchen Kreisen überhaupt oder mindestens leichter zugänglich, die sich bis zur Erfassung derselben als wissenschaftliche Lehre gar nicht, oder nur schwer zu erheben vermögen. Es würde nur darauf zu halten sein, den Religions-Unterricht möglichst auf das Alter einzuschränken, wo Zweifel an seinen kosmologischen und mythologischen Elementen noch nicht wach werden; für ein vorgeschritteneres Lebensalter dürfte sich freilich nur Dogmengeschichte und selbstständige Morallehre empfehlen.

Daß die hier über Unterricht in Religion und Moral vorgetragenen Ansichten im Wesentlichen schon von Kant sehr ähnlich ausgesprochen sind, möge man aus der kurzen meisterhaften Darstellung von dessen Philosophie in H. Hettners Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Bd. 3. Abth. 2) entnehmen. Ich bitte um so mehr darum, sie zu vergleichen, als ich dadurch nicht nur einer breiteren Darlegung der meinigen überhoben werde, sondern auch hoffe, daß viele Leser dabei die Gründe für die Abweichungen meiner Ansichten von denen Kants erkennen und mir ihre Zustimmung zu den meinigen dennoch nicht vorenthalten werden.

d. Die Geschichtslehre.

Der bekannte ausgezeichnete Historiker Heinr. v. Sybel meint in seinem Schriftchen über die Gesetze des historischen Wissens

(Bonn 1864), es werde die historische Wissenschaft von denselben Prinzipien des kritischen Beweises und des gesetzlichen Zusammenhangs beherrscht, wie sie für die Naturwissenschaften gälten, und nur deshalb sei in ihrem Gebiete das Verhalten weniger korrekt, weil hier stärker als bei der Physik die Neigungen des menschlichen Herzens und die Wünsche der menschlichen Praxis einredeten. Innerhalb dieser Prinzipien existire die Möglichkeit sicherer objektiver Erkenntniß, draußen beginne das Spiel der unbedingten subjektiven Phantasie. Er wolle die letztere wahrlich nicht verachten; neben der Lüge und der gehaltlosen Erfindung verschaffe sie den Völkern die tiefste Phantasie und vermähle sich gern mit den edelsten Gefühlen der menschlichen Brust, mit der religiösen wie mit der patriotischen Begeisterung. Nur in der Wissenschaft, in der Erkenntniß der objektiven Wirklichkeit und ihrer Gesetze habe sie keine Stelle.

Dem gegenüber dürfte zunächst die Frage aufzuwerfen sein, was es denn überhaupt für ein Interesse habe, zu wissen, es sei diese oder jene Handlung von Menschen vollführt und diese letzteren seien dazu durch diese oder jene Beweggründe bestimmt worden, wenn nicht, um uns (positiv) dafür zu begeistern oder (negativ) unseren Abscheu davor zu erregen? Müßten wir also nicht Goethe zustimmen, wenn er meint, der eigentliche Werth der Geschichte bestehe in dem Enthusiasmus, welchen sie errege, so daß dann die Geschichtslehre gradezu als Begeisterungslehre zu bezeichnen wäre? Und müssen wir uns anderseits nicht in der That gestehen, die Geschichtslehre spiele erfahrungsmäßig nur eine sehr untergeordnete Rolle für die Gesittungs-Steigerung, wo ihr eine solche Anregung ihrer Schüler zur Begeisterung fehle? Denn es bliebe ihr dann höchstens die Rolle einer Einleitung in jede Spezialwissenschaft übrig, indem sie zeigte, welche verschiedenartigen Versuche bisher schon in dergleichen Wissenschaften zu ihrer Förderung gemacht seien und welche unter diesen Versuchen, als doch nicht zum Ziele führend, nicht nochmals zu wiederholen wären. Es wäre das sicher ein sehr gemüthsarmes Beginnen. Nehmen wir aber auch einmal an, dergleichen Gemüthsarmuth mit ihrem Genügen am Daß und Warum habe das bessere Theil erwählt, so gestaltet sich doch die Sache bedenklicher, wenn wir genauer untersuchen, wie weit wir denn mit aller noch so sorgsamen kritischen Forschung in der Gewißheit über

Neigungen des menschlichen Herzens und über menschliche Praxis in einem gegebenen Falle zu gelangen im Stande sind? Von einer Erlangung der Gewißheit durch Experimente kann offenbar nicht die Rede sein; der Vergleich der historischen Forschung mit dem Verfahren der Physik erscheint hiernach nicht zutreffend. Es bliebe also nur die Erlangung zuverlässiger Ergebnisse mittelst des Verfahrens der beschreibenden Verstandes-Wissenschaften übrig, wenn einmal die Geschichtslehre als Verstandes-Wissenschaft angesehen werden soll. Aber auch ein solches Verfahren ist genau genommen unmöglich, da von wiederholt zu beobachtenden gleichartigen Erscheinungen jedenfalls in der Regel nicht die Rede sein kann; denn es handelt sich in der Regel nur um die Feststellung eines Unikums, einer einzelnen Thatsache und des Motivs oder der Motive, welche sie veranlaßt haben können. Selbst wenn nun dergleichen Unika durch noch so viele Zeugnisse als geschehen bekundet werden, etwa ein Charakter durch sehr zahlreiche einzelne Charakterzüge gleicher Art constatirt wird (und das ist offenbar der glücklichste Fall), fehlt doch immer noch jenes wesentliche Merkmal der Wiederholbarkeit der Thatsachen; und doch findet selbst für derartige Fälle oft genug eine sehr mangelhafte Bekundung der Thatsachen statt und es schwankt ein Charakterbild, von der Parteien Lieb' und Haß getrübt, in der Geschichte. Man muß deshalb Grillparzer beistimmen, wenn er gegen seinen Eckermann-Foglar ausgerufen hat: „Was ist denn Geschichte? Ueber welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtsschreiber weiß wenig, (der Dichter aber soll Alles wissen)." Und auch der Philosoph Schopenhauer hat gewiß nicht Unrecht, zu behaupten, die Geschichtsforschung sei überhaupt keine Wissenschaft; denn alle Wissenschaft laufe auf Ermittlung von etwas allgemein Gültigem hinaus, die Geschichtswissenschaft aber habe nur individuelle Fälle zu berichten. Ebenso wird sich nicht leugnen lassen, daß Goethe das Richtige getroffen hat, wenn er meint, er sei überzeugt, daß die meisten Menschen unbekannt oder unerkannt durch's Leben gingen, die Geschichte sei fable convenue.

Hiernach wird es in der That auf einer Selbsttäuschung beruhen, wenn H. v. Sybel meint, die Anwendung des Verfahrens der Naturforscher sei in der Geschichtswissenschaft möglich, und auf einer noch größeren Selbsttäuschung, wenn er annimmt, diese Anwendung

führe hier zu dem nämlichen Ergebniß zweifelfreier Zuverlässigkeit. Es kann mit aller Sorgsamkeit der Quellenprüfung, aller Fernhaltung von Vorurtheilen religiöser, nationaler, zeitgenössischer oder wie sonst gestalteter Art nur immer höchstens erreicht werden, daß sich bisherige geschichtliche Annahmen als sehr unhaltbar herausstellen, wie v. Sybel a. a. O. durch ein paar Beispiele es selbst belegt; aber keineswegs wird man die auf diese Weise neugewonnenen Ansichten nun als endgültige oder unumstößliche ausgeben dürfen. Wir werden demnach H. Heine für sein hartes Wort nicht verdammen dürfen, wenn er meint, die sogenannte Objektivität der Geschichte sei nichts als trockene Lüge, es sei nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Wir werden so auf den schon citirten Ausspruch Goethes wieder zurückgeführt, daß der eigentliche Werth der Geschichte in dem von ihr erregten Enthusiasmus bestehe, oder, wie Justus Möser es ausgedrückt hat, daß große Begebenheiten große Empfindungen machen. Der eigentliche Werth der Geschichte würde mithin keineswegs in der zweifellosen Gewißheit der von ihr bekundeten Thatsachen, sondern in der Anregung zu Großthaten als möglichen und der Erregnng des Abscheues vor Schandthaten bestehen. Dann würde aber die Geschichtswissenschaft nicht eine Verstandeswissenschaft, sondern eine Vernunftlehre in der bisher diesen Worten beigelegten Bedeutung sein — es wäre ihr Centrum also nicht im Verstande, sondern in einer Gemüthskraft zu suchen und dem ersteren käme nur eine dienende Stellung im Verhältniß zur letzteren zu. Diese Gemüthskraft aber, was könnte sie anderes sein, als jene Neigung zum Enthusiasmus, zum freudigen Anerkennen, zum Bewundern, von der Goethe und J. Möser als Wirkung der Geschichte sprechen? Und die Aufgabe des Verstandes wäre auch hier, dieselbe zur Vernunft zu erheben, ihr die kühle Besonnenheit zu verleihen, daß sie nicht, aller Erfahrung hohnlachend, dem Aberglauben, der Wundersucht, den Partei-Intriguen ihre Arme öffne und so anstatt wirklich Bedeutendem ihren Antheil zu zollen, Erbärmlichkeiten, ja selbst Greuel für große Thaten ausgebe, wie es leider dem ungeweckten Verstande nur zu oft begegnet ist.

Heinr. v. Sybel ist zu seinen nicht zutreffenden Annahmen gewiß dadurch verleitet, daß er sich das Wesen aller Naturforschung nicht klar genug zergliedert oder vielleicht die landläufige Auffassung des-

selben zu sehr unbesehens adoptirt hat, daß ihr Verfahren ein „inductives" sei, im Gegensatze zu dem „deductiven" der anderen Wissenschaften. Er ist dadurch zu einer Anforderung an seine „Disciplin" getrieben, die sie nicht zu erfüllen vermag, ja auch keineswegs zu erfüllen nöthig hat, zu der Anforderung nämlich, daß sie unbedingte Gewißheit, daß sie die Wahrheit geben könne und solle. Es dürfte dies ein bemerkenswerther Beleg sein, wie viel darauf ankomme, daß man die verschiedenen Wissenschaftsklassen in der von H. Helmholtz aufgestellten Weise auffasse und die einzelne Wissenschaft danach eingliedere. Faßt man die Geschichtslehre hiernach auf, so sollte man meinen, es sei sicher schon eine genügend große Aufgabe für sie, die Neigung der Menschen zur augenblicklichen Hingerissenheit so weit durch den Verstand zu zügeln und zu reinigen, daß man sie dadurch vor religiösen, nationalen, künstlerischen, wirthschaftlichen ꝛc. Albernheiten, Ueberhebungen, Engherzigkeiten, vor Leichtgläubigkeit, Ungeduld und Greuelthaten bewahren hilft, sie wahrhaft Großes von flachem, schalem Zeuge unterscheiden und überhaupt Charaktere so zu sagen lesen lehrt; es sei aber nicht nöthig, ihre Aufgabe bis dahin zu steigern, daß sie jeden Zweifel an den von ihr berichteten Thatsachen abschneide; denn bis dahin wird sie es schon vermöge der Natur des von ihr bearbeiteten Materials, wegen seiner Unvollständigkeit und Dürftigkeit, nicht bringen, oder höchstens nur bei einigen Charakteren für einzelne Charakterzüge derselben, die auf einer sehr großen Zahl sicher überlieferter Thatsachen beruhen und diese letzteren so in ihrer Gesammtheit eine feste Neigung, einen Hang der Person constituiren. Und wie selten wird dies der Fall sein! Die Aufgabe der Geschichtslehre gleicht daher derjenigen aller übrigen Vernunftlehren darin, daß sie mehr die Erwärmung des Gemüths, als die unbedingte Befriedigung des Verstandes zu erstreben hat. Die Geschichtsdarstellung ist so gut eine Kunst wie die eigentlich ästhetische, also eine Sache der persönlichen Geschicklichkeit, eine Sache des Feingefühls und Taktes und hat, wie diese eigentlich künstlerische, die Aufgabe, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, um sie so zu erheben und zu stärken in verständiger Begeisterung.

Woran aber sollen wir die besseren von den schlechteren Geschichtsdarstellungen unterscheiden, wenn ihre Unterscheidung auch lediglich Sache des Taktes ist? Offenbar in keiner anderen Weise

wie sonstige gute Kunstwerke von schlechteren; es beruht auf Uebung, auf allgemeiner Ausbildung unserer Geisteskräfte. Der Eine, sagt Heine, sieht Italien mit archen-hölzernen, der andere mit entzückten Korinna-Augen an und nur Goethe sah es mit klarem Griechen-Auge. In diesen Worten liegt auch das Geheimniß eines gesunden geschichtlichen Urtheils: sieht der Eine die geschichtliche Thatsache zu sehr mit dem Blicke des kalten Verstandes, der Andere zu sehr mit der Leidenschaft des Gemüths, so sieht sie nur der, wenn auch nicht im absoluten Sinne richtig so doch werthvoll, bei dem diese beiden Grundeigenschaften des Geistes, so stark jede einzelne von ihnen an sich auch sein möge, doch in harmonischem Gleichgewicht zu einander entwickelt sind. Und ist in einem Volke ein solches harmonisches Gleichgewicht stark entwickelter Geisteskräfte von beiderlei Art weit verbreitet, so giebt es dort auch weit verbreitete geschichtliche Ueberzeugungen der gesundesten Art, so wenig sie an sich durchaus „objektiv" wahr sein mögen.

Anmerkungen.

a. Zum allgemeinen Theil.

1. S. 2. Fick: Die Welt als Vorstellung (Würzburg Stahel 1870) Seite 8.

2. S. 2. Kaulich: Möglichkeit, Ziel und Grenze des Wissens (Graz Pock 1870) S. 8.

3. S. 2. Spiller: Die Grenzen des Naturerkennens (Berlin Denicke 1873) S. 6, 33 ff., 43 ff.

4. S. 4. Helmholtz: Physiolog. Optik Abth. III. Einleitung.

5. S. 5. Dubois-Reymond: Die Gränzen der menschlichen Erkenntniß (Leipzig Veit 1873).

6. S. 9. Eine nähere Darlegung der einzelnen Elemente des Verstandes, wonach die Annahme Kants, schon die bloße Reflexion (ohne jedes Element des Wahrnehmens, Beobachtens, Erfahrens und Vorstellens) als Verstand anzusehen, ungerechtfertigt erscheint, habe ich in meiner Schrift: Erkenntnißlehre als Naturwissenschaft (Cöthen Schettler 1868) zu geben versucht, worauf ich daher Bezug nehme.

7. S. 12. Brief an Graf K. Sternberg vom 2. Januar 1823. Vgl. auch Eckermann Gespräche 1. S. 226: Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

8. S. 12. Helmholtz: Populäre Vorträge Heft 2. S. 92 ff. (Braunschw. Vieweg).

9. S. 15. In meiner Anm. 6 erwähnten Schrift S. 97 ff.

10. S. 16. Die betr. geniale Aeußerung J. v. Liebigs ist einer Rede desselben „über die Entwicklung der Ideen in den Naturwissenschaften" entnommen, die jetzt in den gesammelten Reden und Abhandlungen (Leipzig Winter 1874) wieder abgedruckt ist. Aehnlich äußern sich in dieser Hinsicht: Schuppe: Das menschliche Denken (Berlin Weber) S. 23 ff. u. S. 261, und Ostendorf: Mit welcher Sprache haben wir den Sprachunterricht zu beginnen (Düsseldorf L. Voß) S. 48.

11. S. 16. Z. B. von Fick in der Anm. 1. citirten kleinen Schrift. Fick hält es einerseits für ausgemacht, daß wir von den Objekten nur Bilder, nur Symbole kennen lernen, sieht aber anderseits doch ein Wissen

a priori als ganz möglich an. Meines Erachtens dürfte es jedoch völlig unvereinbar sein, beides zugleich anzunehmen. Ich habe, gleichwie der ersteren Ansicht, so auch der zweiten im Texte entgegentreten zu müssen geglaubt. Fick meint sogar, Kant habe für das von ihm behauptete Wissen a priori den Beweis in einer der mathematischen Beweisführung nichts nachgebenden Weise geführt. Er kommt meines Erachtens zu dieser unhaltbaren Ansicht durch einen Mangel an hinlänglicher Beobachtung der menschlichen Psyche. Da sich einem solchen Mangel gründlich nur durch sorgsamere Erfahrungen hierüber abhelfen läßt, so glaube ich von einer Argumentation wider die bezüglichen Fickschen Ausführungen Abstand nehmen zu dürfen, obwohl sich wider dieselben sehr Vieles einwenden ließe. Schließlich lenkt er übrigens doch zu dem Zugeständniß ein: „Selbstverständlich soll hiermit (mit der Annahme eines Wissens des Raums a priori) nicht behauptet sein, daß bei der Entwicklung der bewußten Erkenntniß von den Eigenschaften des Raums die Erfahrung keine Rolle spiele; die Erfahrung, d. h. zunächst die wechselnden Empfindungen geben die Gelegenheit und machen dem Bewußtsein das Bedürfniß fühlbar, sich über das klar zu werden, was gleichsam schlummernd darin vorhanden ist." Man fühlt sich geneigt, hierauf zu entgegnen, was man wohl sagen würde, wenn Jemand behauptete, in der zur Aufnahme eines Lichtbildes präparirten Platte stecke die ganze Welt schon wirklich, weil sie gleichsam darin stecke, und der physikalisch-chemische Prozeß erwecke sie nur aus diesem Schlummer? Wenn Fick dazu gelangte, auf Grund von Beobachtungen eine Neigung unserer Psyche zum Bilden von „Begriffen" anzunehmen und alle diese Begriffe als aus vielen ähnlichen Einzelerfahrungen, die sie in eine gemeinsame Umrahmung zusammenfaßte, hervorgegangen anzusehen, so würde er wohl auch darauf kommen, daß die Begriffe Raum und Zeit sich in gar nichts von jedem anderen Begriffe unterscheiden.

12. S. 22. Vgl. Vollhard: Begründung der Chemie durch Lavoisier (Leipzig Barth 1870).

13. S. 22. Vgl. Gall und Spurzheim: Untersuchungen über die Anatomie des Nervensystems 2c. (Paris und Straßburg Treuttel & Würz 1809); Cheswick: Geschichte der Phrenologie übersetzt von B. Cotta (Dresden Arnold 1838) S. 33; Goethe: Briefwechsel mit Knebel Nr. 313 (aus dem Jahre 1809).

14. S. 25. Helmholtz populäre wissenschaftliche Vorträge H. 1. S. 23, 7 und 10.

15. S. 25. Huschke: Schädel, Hirn und Seele (Jena Mauke 1854) S. 191.

16. S. 26. Helmholtz a. a. O. S. 21.

17. S. 27. Helmholtz a. a. O. S. 11.

18. S. 29. Eine ausgeführtere Schilderung der verschiedenen aus den Gemüthskräften und ihrer unharmonischen Entwicklung hervorgehenden Parteien sowie ihrer weiteren Schattirungen habe ich in meiner Anm. 6 bereits citirten Erkenntnißlehre S. 132 ff. versucht, worauf ich mich daher zur Vermeidung von Wiederholungen beziehe.

19. S. 30. Goethe: Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller (Stuttgart Cotta) S. 17. In einer der Anmerkungen zum westöstlichen Divan nennt Goethe aber auch die Aufopferung die höchste aller Tugenden. Nicht minder ist von Anderen die Ausdauer so charakterisirt. Die Diagonale (oder der Kreuzungspunkt zwischen allen dreien) dürfte vielleicht dahin zu bestimmen sein, daß Aufmerksamkeit die fundamental nothwendigste, Ausdauer die zweit- und Aufopferung (aus Begeisterung 2c.) die dritt-nothwendigste unter ihnen ist: wo die erste fehlt, wird die zweite einseitig 2c.

20. S. 31. Helmholtz a. a. O. H. 2. S. 89.

21. S. 32. Helmholtz a. a. O. H. 1. S. 16–18.

22. S. 38. Bela Weisz in einem Aufsatz des Cottaschen Auslands Nr. 51 pro 1873 (die Anwendung der statistischen Methode bei Erforschung von Kulturgesetzen). Er betont zwar sehr gut, daß die s. g. Geisteswissenschaften den Charakter der (Erfahrungs-)Wissenschaften entbehren. Er meint aber, daß wenn in x Fällen die Gesetze der menschlichen Entwicklung der Grund einer nützlichen Wirkung und in y Fällen es nicht seien, so hätte man im Ausdruck x : y die Wirkung der Gesetze auf die Entwicklung der menschlichen Kultur. Allein was ist denn als eine „schädliche" und was als eine „nützliche" Wirkung anzusehen?

23. S. 42. Helmholtz a. a O. H. 2 S. 1 und Heft 1 S. 12 u. 19. Vgl. übrigens auch Macaulays Essay über Bacon (Bd. 4 S. 280 ff. der ausgewählten Schriften, Braunschweig 1853) und Schopenhauer: Vierfache Wurzel des zureichenden Grundes § 21.

24. S. 43. Preyer: Erforschung des Lebens (Jena Mauke) S. 38.

25. S. 43. Vollhard a. a. O. bes. S. 42 ff.

26. S. 44. Zu vgl. Liebigs Schrift über Baco, besonders aber seine geniale Rede über Induction und Deduction (München 1865). Ich habe wesentlich nach dieser Rede Liebigs in meiner Anm. 6. angeführten Schrift S. 99 ff. eine Darlegung der einzelnen Elemente der naturforscherischen „Phantasie" zu geben versucht, wofür dieser große Forscher mir in anerkennendster und zugleich so genialer Weise seinen Dank ausgesprochen hat, wie sie eben nur einem solchen Geiste zu Gebote steht. Eine gänzliche Verkennung des in Rede stehenden Verdienstes Liebigs gegenüber Bacon findet sich bei Böhmer: Geschichte der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung (Gotha 1872) S. 185.

27. S. 45. Der Wirrwar wird vollends auf das Höchste gesteigert, wenn man, den „lebhaften" Verstand der „Phantasie" entgegensetzend, keine Ahnung davon zeigt, daß die „Thätigkeit der Phantasie auf der des Denkens beruht" (Schuppe: das menschliche Denken), spezieller ausgedrückt, daß die beiden reflektiven Elemente eines sehr lebhaften Verstandes, einerseits die Neigung abstrakte generelle Typen aufzustellen und anderseits (hypothetische) Ursachen anzunehmen, denen die Bestätigung durch die Erfahrung fehlt, die zügellose Phantasie ausmachen, diese letztere eben wesentlich nur hierin besteht. Dies passirt dem Engländer Buckle, wenn er in seiner Geschichtsphilosophie so viel von der zügellosen Phantasie der Inder spricht, ohne im

mindesten zu bemerken, daß deren durch Erfahrungen nicht bestätigte Annahmen von Ursachen für Epidemien, zerstörende Orkane ꝛc. auf dem kausalistischen Reflexions-Elemente ihres Verstandes beruht, welches in seiner Hypothesenbildungs-Sucht nur deshalb „zügellos" erscheint, weil es durch genügende bestätigende Erfahrungen nicht gestützt, geläutert und so gezügelt ist. Anstatt daß demnach, wie früher im Texte hervorgehoben ward, Kant die bloße Reflexion als Verstand angesehen wissen will, sieht grade umgekehrt Buckle nur die brüske, nackte Empirie, welche der verständigen Reflexion gar keinen Werth beilegen will, als Verstand an — Eines offenbar so einseitig wie das Andere; denn daß alles „Verifiziren" sich ohne genügende Reflexion auch nicht bewirken läßt, dieser Einsicht wird man sich bei ruhiger Erwägung der zu Anm. 23 angeführten Aussprüche von Helmholtz wohl nicht verschließen können. B. kennt das Wort Goethes nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

28. S. 46. Helmholtz a. a. O. H. 1. S. 19, H. 2. S. 89.

29. S. 46. Wie sehr zurück man in dieser Hinsicht zur Zeit Spinozas noch war, beweist am besten die Thatsache, daß selbst dieser große Geist die Anwendung der mathematischen Formelsprache auf die „Ethik" für möglich hielt und der seinigen dadurch größere Zuverlässigkeit geben zu können meinte. Es bestand eben zu seiner Zeit, wie Goethe sich ausdrückt, die ganze Naturwissenschaft in Mathematik und man gab sich der dunkelen Ueberzeugung hin, daß man nur mit mathematischem Organ die Welt packen könne, wie man auch eine Zeit lang gemeint hat, die Strategie ließe sich auf mathematische Formeln zurückführen. (Vgl. Vogel: Goethe in amtl. Verhältnissen S. 162 und Döring: Goethes Selbstcharakteristik, Altenburg Pierer, S. 320).

30. S. 47. Volhard a. a. O. S. 42.

31. S. 49. Helmholtz a. a. O. H. 1. S. 10.

b. Zum besonderen Theil.

1. S. 57. Beneke: Die Psychologie in ihrem Verhältniß zur Erfahrung (Berlin Mittler 1838) S. 8 und 13.

2. S. 59. Eine eingehendere Darstellung der Psychologie der Gall-schen Schule ist enthalten in K. Schmidts Anthropologie Theil 2 S. 206 ff. (Dresden Ehlermann 1864). Schmidt ist der einzige unter deren Darstellern, der den sog. Sinn für Scherz richtig als dritte der Reflexions-Neigungen, der Neigung zum Aufsuchen von Verschiedenheiten, Gegensätzen, Feindseligkeit gegen Regeln, Gesetze, Allgemeinheiten ꝛc. charakterisirt. Diesen Sinn blos als Sinn für Scherz aufzufassen widerspricht der Beobachtung, und ist grade so richtig, wie wenn man die Generalisirungs-Neigung (den s. g. Vergleichungssinn) als Sinn für Witz und die Causalitäts-Neigung als Sinn für

Mystifikation, für Schalkheit auffassen wollte. Von diesem Mangel abgesehen lassen sich empfehlen die bezüglichen Darstellungen vor Allem in B. Cottas Briefen über Humboldts Kosmos Thl. 1 S. 369 ff. (Leipzig Weigel); dann G. Combe: System of Phrenology 5. Ausg. (Edinburgh Maclachlan, St. & Cie.); Wiener: Grundzüge der Weltordnung S. 241 ff. (Leipzig Winter); äußerst knapp, aber sehr klar ist: Scheve: Phrenologie in Einer Vorlesung (Amsterdam Günst 1856); auch desselben Verfassers phrenologische Bilder (Leipzig Weber 3. Ausg.) und phrenologische Reisebilder (Cöthen Schettler) bieten manches Interessante; ebenso Noels neue Schrift: Die materielle Grundlage des Seelenlebens mit Vorwort von B. Cotta (Leipzig Weber).

3. S. 60. Eine ausführlichere Darstellung dieser drei Reflexions-Weisen und ihrer Combinationen mit den übrigen Denk- und Gemüths-Kräften, wonach sie bezw. als Verstand und Vernunft zu bezeichnen sind, habe ich in meiner bereits oben in Anm. 6 zum allgemeinen Theil citirten Schrift zu geben versucht, worauf ich mich daher beziehe.

4. S. 61. Es schien mir angemessen diese bedeutsame, bereits oben Anm. 15 des allgem. Theils kurz citirte Stelle aus Huschke: „Schädel, Hirn und Seele" hier ihrem vollen Wortlaute nach zu geben.

5. S. 79. Vgl. über das Emporkommen armer Arbeiter und die Pioniere von Rochdale insbesondere: Smile Selbsthülfe (Hamburg Hoffmann & K.) S. 90 ff.

6. S. 82. cf. Heinr. v. Sybel: Lehren des heutigen Socialismus und Communismus (Bonn Cohen). H. v. S. giebt eine treffliche Widerlegung der Marxschen Phantastereien über die Tyrannei des Kapitals; er hätte vielleicht nur mehr betonen sollen, daß der bloße Besitz von Kapital noch kein „Gewinn" sei, sondern dieser erst durch dessen taktvolle Benutzung entstehe; auch hätte er wohl hervorheben sollen, inwiefern auch der Arbeiter Unternehmer sei. Bekanntlich kommt es vor, daß der Fabrikant in seinem Unternehmen gar keinen „Gewinn" macht, während der Lohnarbeiter dabei hübschen „Verdienst" davon trägt. v. S. beschränkt sich übrigens zu sehr darauf, hervorzuheben, was der Fabrikherr für Hebung der Arbeiter thun könne. Was hingegen die Arbeiter selbst hierin zu leisten vermögen und daß dies sogar die Hauptsache sei, läßt er unerörtert. Besser ist dies betont in der trefflichen Schrift von v. Goltz: die sociale Frage (Danzig Kasemann). Ebenso enthält Wagner: Rede über die sociale Frage (Berlin Wiegand & Gr.) hierüber gute Winke. Vortrefflich ist auch Wirth: über die sociale Frage (Berlin Lüderitz 1872) besonders durch die darin S. 7 ff. gegebene äußerst knappe und doch sehr klare Zurückweisung verschiedener wirthschaftlichen Quacksalbereien und Hervorhebung der persönlichen Thatkraft als der Hauptsache beim Erwerb. — Sehr gerühmt als Kritik der social-demokratischen Glaubenssätze und katheder-socialistischen Theorieen wird neuerdigs: v. Eynern: wider die Social-Demokraten und Verwandtes (Leipzig O. Wiegand).

7. S. 94. Die bezüglichen Klagen (über „Massenhaftigkeit" des Lehrstoffs, der Unterrichtsstunden, häuslichen Arbeiten) sind sehr häufig zu lesen, z. B. in einer Nr. des Rheinischen Pioniers vom Ende Januar 1872, wo

die bekannten statistischen von Engel ermittelten Daten über die unverhältnißmäßige Zahl Militäruntauglicher unter den mit dem Berechtigungsschein zum einjährigen Militärdienst Versehenen besprochen werden; cf. auch Berl. Nat. Ztg. Nr. 447 (Beil.) pro 1873; Beck: Grundübel mod. Jugendbild. (Berl. Lüd.)

8. S. 98. Diese geschmacklose Ansicht ist bekanntlich unter Philologen weit verbreitet, cf. z. B. Jan: über die Bedeutung des klass. Alterthums für die Gymnasialbildung (Erlangen 1867) S. 9. Ihr berühmtester Bekämpfer dürfte der große Philologe Böckh sein. Seine bezügliche bedeutsamste Aeußerung, deren Nachweis mir erwünscht wäre, soll bereits aus dem Jahre 1826 herrühren.

9. S. 103. Auch der als Stilist so sehr gepriesene David Strauß hat offenbar die Verbildung seines Deutsch durch alte Sprachen nicht ganz wieder abzustreifen vermocht (cf. z. B. den Satz: Der beinahe dreißigjährige Aufenthalt — zu verwerthen gesucht, S. 6 seines Voltaire).

10. S. 103. Zu ihnen gehört der treffliche E. Laas besonders in seiner Schrift über die Pädagogik J. Sturms (Berlin Weidmann) S. 112 bis 115. Seine bezügliche Argumentation ist ebenso eigenthümlich, wie beachtenswerth. Hinsichtlich des Englischen weicht er von den im Texte von mir versuchten Ausführungen sehr ab. Es wäre zu wünschen, daß er seine betreffende Meinung an der Hand des schillerschen Dictums, das Gemüth mache den eigentlichen Menschen im Menschen aus und der Aussprüche J. Grimms und Goethes über das Englische nochmals einer Untersuchung unterzöge.

11. S. 104. cf. Ostendorf: Das höhere Schulwesen S. 10 (Düsseldorf Voß).

12. S. 105. Dergleichen Belege lassen sich z. B. der in Anm. 8 citirten Schrift von Jan, den populären Aufsätzen aus dem Alterthum von Lehrs ꝛc., sowie vielen von altklassischen Philologen deutsch verfaßten Gymnasial-Programmen entnehmen. Beck in seiner empfehlungswerthen Schrift: Schule in Wechselwirkung mit dem Leben (Berlin Henschel) meint sogar, es solle Philologen geben, die jeden mitleidig ansähen, der dazu verdammt sei, auf ein Semester Unterricht im „gemeinen" Deutsch zu geben. Wie ganz anders ist es hiergegen in Frankreich! Dort wird (nach einem Aufsatze Karl Voigts in der Frankfurter Zeitung) den Kindern bis zum Ueberdruß eingeschärft, daß etwas grammatisch richtig und doch stilistisch fehlerhaft sein könne; daher die große Aengstlichkeit und Feile von Reden selbst bedeutender Männer für die Oeffentlichkeit. Voigt meint, es sei bei uns sehr nöthig, hierauf Gewicht zu legen, und Cicero, Horaz und Ovid in den Hintergrund zu drängen, vor Allem aber die „Stilzerhacker" (Tacitus ꝛc.) zu beseitigen.

13. S. 120. Höchst lehrreich ist hierüber das Werk v. d. Holsts: Verfassung und Demokratie der vereinigten Staaten von Nordamerika (Düsseldorf Buddeus). Die Parteien zeigen sich danach dort wahrhaft unerschöpflich, die wächserne Nase des Staatsrechts nach ihren Absichten zu drehen und Aussprüche des obersten Gerichtshofs zu ignoriren, wenn sie ihnen nicht

passen. Die Grenzen der Kraft einer derartigen Institution erhalten dadurch eine vortreffliche Illustration.

14. S. 124. Sehr lehrreich hierüber sind bekanntlich Appians römische Bürgerkriege. Für alle Kniffe und Pfiffe der extremsten Demagogie finden sich darin schon geschichtliche Vorbilder: Ansichreißen der Gerichtsbarkeit, Progressivsteuern, Vermögens-Confiskationen ꝛc. Lehrreich ist freilich auch die pariser Commune von 1871 aus allerneuester Zeit.

15. S. 125. Auf ähnliche Gedanken kommt Holtzendorff Prinzipien der Politik S. 55. In der That, wenn man bemerkt, daß ein Wahlsystem wie dasjenige für das österreichische Abgeordnetenhaus keineswegs aus vorbedachter Absicht, sondern nur vermöge seiner ganzen Anlage verhältnißmäßig verständige Wahlen zu Wege bringt, obgleich in der Bevölkerung die Bedingungen zu entgegengesetzten stark vorhanden sind, hingegen unsere aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehenden Reichstage trotz unserer ruhigen und mit Bildung verhältnißmäßig in weiten Kreisen ausgestatteten Bevölkerung eine Menge von Wahlen zeigen, die aus wüstem wirthschaftlichem, politischem und religiösem Fanatismus hervorgegangen sind, so wird man schwerlich einen anderen Wahrspruch abgeben können, als einen das allgemeine, direkte Wahlrecht sehr ungünstigen; es liegt in ihm etwas politisch Plumpes und Anfängerhaftes, welches einer Abänderung in der im Text und durch v. Holtzendorff angedeuteten Richtung bedarf.

16. S. 126. cf. Dessen trefflicher Aufsatz über die Entstehung des Zollvereins in den preußischen Jahrbüchern von 1872.

17. S. 132. cf. besonders: Edw. B. Tylor: aus der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft (im cottaschen Ausland Nr. 11 pro 1874). Es werden darin namentlich die Erfahrungen eines Engländers Hearne über einen Kriegszug von Indianern gegen Eskimos mitgetheilt: obgleich dies nur ein Spottbild eines Kriegs gewesen, habe er sofort die ganze Physiognomie der Gesellschaft umgewandelt, volle Unterordnung unter Einen Führer herbeigeführt ꝛc. Tylor sagt daher mit Recht: Krieg zieht die socialen Bande fester und aus einer halborganisirten patriarchalischen Horde wird ein organisirtes Heer unter einem Diktator.

18. S. 144. Zu vgl. Schasler Geschichte der Aesthetik bes. S. 431 ff., 502 f. und 710. Noch präziser hierüber sind H. Hettners Schriften: Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jhds. (3, 2 S. 273—335, bes. S. 283, 287 und 319) und über die romantische Schule (beides: Braunschw. Vieweg). Es hätte darin nur noch bemerkt werden sollen, daß die romantische Stimmungs-Raffinirtheit mit dem Gegentheil von bürgerlicher Ehrbarkeit: raffinirter Genußsucht und wirthschaftlicher Verlotterung, eng verbunden zu sein pflegte.

19. S. 145. Brief Goethes an Maler Müller vom 21. Juni 1781 (gedruckt in der Beilage der neuen preußischen Zeitung vom 3. Januar 1869).

20. S. 168. Der echte Protestant kann deshalb z. B. selbst sogen. Sittenzeugnissen nur eine wahrspruchartige Bedeutung für bürgerliche Verhältnisse beilegen.

21. S. 169. Keller: cf. Moraltheologie des Jesuiten Gury (Aarau Sauerländer) S. 16 und (Anonymus): Politik des Hauses Oesterreich Deutschland und dem Protestantismus gegenüber (Göttingen Vandenhöck & R.) S. 109.

22. S. 172. Man kann geneigt sein, zu fragen, ob das nämliche irrthümliche Bedürfniß nach einer für ganz zweifellos zu haltenden Gewißheit des Urtheils über den moralischen Werth von menschlichen Einzelhandlungen die römische Kirche nicht auch zur Proklamirung der Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes in allen Glaubens- und Sitten-Sachen getrieben oder vielmehr verleitet habe? Dann würden ihre Hauptgebrechen einer tieferen gemeinsamen Quelle entspringen, beziehentlich wäre nach einer solchen zu suchen, und dieselbe ziemlich zweifellos in der Verkennung der wissenschaftlichen Natur von Vernunftlehren zu finden. Ein pfiffiger Jesuit hat es sich nach der Berliner Zeitschrift Gegenwart mit der Beweisführung für die päpstliche Unfehlbarkeit allerdings bequemer gemacht: Jesus habe absichtlich nichts Schriftliches hinterlassen; die ganzen biblischen Schriften seien erst lange nach seinem Tode entstanden und müsse man den hierin gegen sie in neuerer Zeit erhobenen kritischen Bedenken zustimmen. Es müsse aber doch etwas Festes von ihm verordnet sein, woran man sich zu halten habe, und dieses Feste sei die Einsetzung eines Nachfolgers mit der Eigenschaft der Unfehlbarkeit. Schade nur, daß diese Beweisführung so sehr an den Bauer erinnert, der den Ast absägte, auf welchem er saß.

23. S. 173. Der Apostel Paulus ist bekanntlich zu seiner extremen Ansicht dadurch gebracht, daß es ihm zu ungeheuerlich erschien, es solle der Weltheiland ohne tieferen Grund den schmählichen Kreuzestod erlitten haben. Bis zu der Höhe, daß, wie Hegel sich ausdrückt, die welthistorischen Persönlichkeiten ihren Dank nicht bei der Mitwelt haben, diese letztere vielmehr ihr Kreuzige, kreuzige! darüber ruft, erhob er sich noch nicht. Er deutete den Kreuzestod Jesu daher nach seiner jüdischen Philosophie als Sühnopfer für die Unfähigkeit der Menschheit, den Anforderungen des göttlichen Gesetzes genug zu thun. Aus dem Weltheiland trotz seines Todes, wie Jesus noch in den ältesten Evangelien erkennbar ist, ward er so durch die Deutung des Paulus zu einem Weltheiland durch seinen Tod. Nach Mittheilung eines freisinnigen Theologen sucht man in Schriften deutscher Theologen vergeblich nach einer unumwundenen Darstellung, daß diese Deutung des Todes Jesu erst durch Paulus aufgebracht sei &c. Selbst Ch. Baur (Paulus, der Apostel Jesu, Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte) umgehe die Sache oder entschuldige sie. Deutlich seien nur: Langhans: die heilige Schrift, Leitfaden für den Religions-Unterricht (Bern Dalp) und jetzt auch Lang: Leben Jesu (Berlin Lüderitz). Hingegen ist Schiffmann: Rechtfertigung durch den Glauben (Berlin Henschel) hierüber kaum andeutend.

Druckfehler.

S. 9	Z. 15	v. o.	lies:	Ansicht statt Absicht.
„ 10	„ 15	„ u.	lösche:	= zwischen Natur und Menschen.
„ 13	„ 12	„ u.	lies:	daß st. das.
„ 22	„ 8	„ o.	„	noch st. doch.
„ 25	„ 8	„ o.	„	beanlagt st. beanlangt.
„ 25	„ 12	„ u.	setze:	, hinter Liebe.
„ 25	„ 2	„ u.	lies:	zerfället st. zerfällt.
„ 34	„ 17	„ u.	setze:	z. B. hinter demnach.
„ 36	„ 10	„ u.	lies:	zulässig st. möglich.
„ 41	„ 6	„ u.	„	jeder st. jener.
„ 51	„ 14	„ u.	„	Vorstellungskräfte st. Vollstellungskräfte.
„ 87	„ 10	„ u.	„	Wirthschafts=Politik st. Politik.
„ 94	„ 13	„ u.	setze:	wie hinter Nachbar.
„ 94	„ 12	„ u.	lies:	so st. und.
„ 99	„ 1	„ u.	streiche:	ferner.
„ 105	„ 5	„ u.	lies:	glauben st. meinen.
„ 138	„ 15	„ u.	„	sondern st. sonderne.
„ 160	„ 9	„ u.	setze:	hingegen hinter Erbarmen.

Druck von Paul Schettler in Cöthen.